Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Joseph Lindauer.
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Lebensfragmente.

Lebensfragmente.

Novellen

von

Konrad Telmann.

(Vierte Folge.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

1884.

Inhalt.

Sylvia.

Wir saßen im Café Greco in Rom zusammen, lasen die neu eingetroffenen Zeitungen, ärgerten uns über unsere Cavour-Cigarren, tranken Grog, weil es höchst respektabel kalt draußen war und der unvermeidliche Zug in dem ohnehin nicht gerade freundlichen Lokal uns das Mark in den Knochen durchkältete, und sprachen daneben von allerlei Dingen, die man eben zu bereden pflegt, wenn ein Schwarm deutschler Künstler und Schriftgelehrten bei Grog und schlechten Cigarren an einem kalten Winterabend in Rom beisammensitzt. Gelegentlich sprachen wir auch vom Selbstmord, was nun eigentlich nicht auf der gewöhnlichen Tagesordnung stand. Aber Einer von uns hatte wieder einmal einen Bericht über mehrere derartige Fälle, deren Motive nicht aufgeklärt waren, aus der Zeitung vorgelesen, und ehe wir's uns versahen, entspann sich eine ziemlich lebhafte Debatte über die Berechtigung oder Nichtberechtigung, über Wesen und Gründe des Selbstmordes im Allgemeinen — oder vielmehr des „Freitods", wie wir auf Rudolf Degens Wunsch sagen mußten, weil in der Bezeichnung „Selbstmord" ja schon von vornherein der Tod durch eigene Hand als Mord

aufgeführt werde, dessen Verurteilung also ausgesprochen sei und jede weitere Diskussion überflüssig mache.

Aber auch über den Freitod wurde keine Einigung erzielt, und die allermannigfachsten Ansichten für und wider seine Berechtigung wurden laut. Am Lebhaftesten machte sich die hergebrachte Meinung geltend, daß der freiwillige Tod nur aus Feigheit entspringen könne und deshalb unbedingt verdammenswert sei, wogegen Rudolf dann mit dem ganzen, in Paradoxen gestählten Feuer seiner Beredtsamkeit zu beweisen suchte, daß der Freitod die höchste, denkbare Betätigung des persönlichen Mutes sei. Um uns davon zu überzeugen, führte er zahllose Argumente vor, gegen deren manche sich freilich nicht viel einwenden ließ, sodaß ich meinerseits zu dem Schlusse gelangte, daß sich der Tod durch eigene Hand überhaupt nicht unter einen allgemeingültigen Gesichtspunkt bringen lasse sondern von Fall zu Fall geprüft und beurteilt werden wolle; und im Eifer des Gefechts brachte er auch als Beweis für seine Theorie vor, daß die Fälle, in denen sich Frauen selbst getödtet hätten, zu den allergrößesten Seltenheiten gehörten und fast immer darauf zurückgeführt werden könnten, daß Männer die Initiative dazu gegeben hätten und ihnen mit ihrem Beispiel vorangegangen wären, wie bei den sogenannten „Doppel-Selbstmorden" unglücklich Liebender. Auch hieraus zog er die Folgerung, daß zum Freitod ein hoher Grad von Mut gehöre, dessen die Frauen nicht fähig seien.

Ich weiß nicht, ob und welche Antwort dem Sprecher darauf erteilt worden ist, denn meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich von ihm abgelenkt und wandte sich Demjenigen aus unserem Kreise zu, der sich am Seltensten in ihm befand, sich an lebhaften Debatten, die fast immer eintraten, niemals betheiligte und mir doch der Liebste von Allen war, zum wenigsten der, für den mein Interesse am Innigsten geweckt worden war. Ich sah, wie er für Rudolfs letzte Deduktionen eine Erwiderung auf den Lippen hatte, die wahrscheinlich sehr scharf, sehr schneidend ausgefallen wäre, hätte er sie nicht, einer neuen Regung folgend, wieder unterdrückt und ruhig, als ginge ihn der ganze Streit nichts an, aus seinem Glase geschlürft und an seiner Cigarre gezogen.

Er war freilich auch von den Aeltesten unter uns Einer, und es konnte nicht gerade Wunder nehmen, wenn ihn das Wortgezänk von uns Jüngeren unberührt ließ. Aber gerade deshalb hätte ich für mein Leben gern gewußt, welche Entgegnung er jetzt innerlich bereit hielt und aus irgend einem Grunde dann doch wieder in sich verschloß. Er war vielleicht der Bedeutendste hier in dem ganzen Schwarm, der auf den harten Leder-Bänken und Sesseln um die unsauberen Marmortische zusammensaß, und die Verehrung für ihn war allgemein; aber ich meinesteils empfand mehr für ihn, ich liebte ihn, liebte ihn warm und aufrichtig. Und doch wußte ich im Grunde wenig von ihm, und es war nichts, als eine jener uns selbst unverständlichen, geheimnißvollen und mächtigen

Sympathien, was mich zu ihm zog. Schon seine äußere Erscheinung hatte etwas Anziehendes. Er war sehr groß und schlank gewachsen. Der edle, feingeschnittene Kopf mit der hohen, leuchtenden Stirn, war von langen, lichtgrauen Haaren umrahmt, die ihm bis tief in den Nacken herabhingen. Ein großer, fast schon weiß gewordener Bart reichte bis auf die Brust, und unter den schneeigen, dichten Augenbrauen blickten zwei tiefschwarze Augensterne mit einem so jugendlichen Glanz in die Welt hinaus, daß man an das Alter nicht glauben mochte, das seinen Reif auf Bart und Haare des Mannes gestreut. In diese Augen konnte ich nie lange und tief genug sehen; sie hatten etwas Diamantartiges in ihrem Schimmer. Und dabei ging es oft mit so wehmütigem Ernst durch sie hin, wenn sich die Falten oben über der Nasenwurzel fester zusammenzogen und es um die Mundwinkel wie mit bitterer Erinnerung zu schneiden schien. Es lag etwas so Hoheitsvolles, so Achtunggebietendes in dieser stets schwarz gekleideten Gestalt, die still und sinnend ihre meist einsamen Wege verfolgte, daß ich mich ihr gegenüber von einer Verehrung ergriffen fühlte, die der Alte selbst nicht kennen mochte, weil ich sie noch nie Irgend jemandem verraten, sondern verborgen, wie etwas Heiliges, in mir behielt.

Er hieß Doctor Franz Rehwaldt, und seinen Namen kannte man nicht nur in der gebildeten Welt seines Heimatlandes, sondern er hatte auch über dessen Gränzen hinaus

einen guten Klang. Populär freilich war er nicht, hatte auch wol kaum Aussicht, es je zu werden, nicht einmal nach seinem Tode, wo das deutsche Publikum ja am Ehesten den Besten unter seinen Söhnen Anerkennung zu zollen pflegt. Seine Muse war zu vornehm, seine Schriften waren zu geistreich dafür; er stellte zu hohe Anforderungen an den Bildungsgrad und das Denkvermögen seiner Leser, um die große Menge für sich interessiren zu können. Auch geizte er nach deren wohlfeilem Ruhme nicht, verschmähte die tagesübliche Verwertung seiner Kenntnisse und Forschungen im Dienste einer modernen Belletristik und ließ sich an der freudigen Anerkennung Derer genügen, die er sich ebenbürtig wußte und für die er schrieb. Ueber eine derartige Auffassung seines schriftstellerischen Berufs ließ sich vielleicht streiten, man konnte sie in gewissem Sinne sogar bedauern, weil sie nicht den vollen segenbringenden Nutzen stiftete, aber man hatte im Verkehr mit diesem Manne die Empfindung, als müsse es so sein, wie es war, und seine Werke müßten ihre keusche Ursprünglichkeit einbüßen, ihre zeitweilig herbe Größe ablegen, wenn sie über den beschränkten Kreis ihrer Verehrer hinauswirken wollten. Auch wurde man sich dessen bewußt, daß die Schriften dieses Mannes sein eigenes Ich widerspiegelten, ein wahrheitsgetreuer Ausfluß seines Wesens waren und daß sich deshalb an ihnen nichts modeln ließ; er gab sich, wie er war, und seine Werke übten die gleiche Wirkung, wie seine Persönlichkeit, die ja auch nicht in's Getriebe des lauten

Marktes paßte, so still und vornehm, so gedankentief und ernst, wie sie war.

Doctor Franz Rehwaldt hielt sich erst wieder seit einigen Monaten in Rom auf. Er kam direkt von Deutschland her, wo er arbeitsvolle Jahre hinter sich hatte, und wollte nun für einige Zeit im Genusse ausruhen, so viel von Ruhe bei ihm die Rede sein konnte, der an Alles, was er sah und hörte, seine Gedanken anknüpfte und es innerlich dann verarbeiten mußte, bis er sich klar über seinen Standpunkt zur Sache geworden war. Vor Jahren mußte er lange in Italien gewirkt, sich dort ganz heimisch gemacht haben und tief in das Wesen und die Bedeutung des wunderbaren Landes eingedrungen sein, denn seine Schriften athmeten den Geist jenes nur durch eigene Anschauung und Prüfung zu gewinnenden Kunstverständnisses, das man sich wol nur durch langjährigen Aufenthalt jenseits der Alpen erringt.

Er war jetzt schon seit Jahren ohne Stellung und festen Wohnsitz, sollte sich aber, den umlaufenden Gerüchten zufolge, aus ursprünglich beschränkten Verhältnissen und einer kleinbürgerlichen Existenz mühevoll, unter mancherlei harten Kämpfen, erst zu dem Platze durchgerungen haben, den er jetzt unbestritten behauptete und dem die materiellen Sorgen des Daseins schon lange nicht mehr zu nahen vermochten. Sein Erscheinen in Rom, wo er in den Künstlerkreisen Zutritt suchte, hatte Anfangs in gewissem Sinne Sensation erregt, bis man sich davon überzeugte, daß diese stille, ernste Natur

wenig geeignet sei, einen glänzenden Mittelpunkt der Geselligkeit zu bilden, sondern nur zu Zeiten, wenn es sie danach gelüstete, sich mit Andern zusammenzufinden, ein gutes Wort zu hören und gelegentlich auch wol selbst mithinzuzubringen begehrte, und seitdem ließ man Franz Rehwaldt seine eigene Straße unbehelligt ziehen, und das Schlimmste, was man ihm nachreden konnte, war, er dünke sich zu vornehm, um sein Licht in der Gesellschaft leuchten zu lassen.

Das war im Grunde Alles, was ich von dem Alten wußte, dessen Werke ich kannte und liebte und dessen Persönlichkeit mich nun, da sie mir ganz unvermutet entgegengetreten war, im Widerspruch zu der Wirkung, die sie auf Andere ausübte, in hohem Grade anzog, so wenig ich in ihr eigentliches Geheimniß bisher noch eingedrungen war. Ich mußte, wenn ich ihn sah, unwillkürlich an Lionardo da Vinci denken und konnte ihn mit dem Wohlgefallen betrachten, mit dem der Künstler sich an dem Anblick eines Modells weidet. Eigentlich nahe getreten waren wir uns noch nicht. Ich war mir des Altersunterschiedes zwischen uns und seiner geistigen Superiorität zu klar bewußt, um nicht mein brennendes Verlangen, mit ihm einen engen Verkehr und innigen Gedankenaustausch anzuknüpfen, immer wieder zurückzudrängen und mich bescheiden nach kurzen Worten, die wir bei Gelegenheit gewechselt, von ihm zurückzuziehen. Ich konnte ihm nichts gewähren und mußte den Schein vermeiden, als wollte ich mich ihm aufdrängen, um von ihm

Nutzen zu ziehen; wir standen uns zu ungleich einander gegenüber.

Heut Abend hätte ich nun am Liebsten an ihn herantreten und ihn fragen mögen, welche Entgegnung er auf Rudolfs Behauptung, die Frauen gäben sich in den seltensten Fällen oder gar nie durch eigene Hand den Tod, weil sie nicht den dazu erforderlichen Mut besäßen, habe machen wollen und dann doch wieder unterdrückt habe. Aber ich wagte es nicht, obgleich mir der scheinbar so geringfügige Umstand nicht mehr aus dem Sinne wollte und ich auch an den auf jenen Abend im Café Greco folgenden Tagen die dauernde Regung in mir verspürte, meine aufdringliche Frage dem Alten vorzulegen. Endlich fand sich einmal ein Anlaß dazu.

Auf einer meiner einsamen Streifereien durch die Campagna begegnete ich Franz Rehwaldt. Es war in der Nähe der antiken Gräber auf der latinischen Straße, wo ich mich für eine Weile zum Ausruhen und zur Umschau auf einem Steinblock niedergelassen hatte und die hohe, weißbärtige, ehrfurchtgebietende Gestalt rüstigen Ganges von der Porta Furba her durch die schweigsame Ebene und den leuchtenden Sonnenschein daherschreiten sah. Diesmal war er's, der mich nach meinem Gruß und einer kurzen Anrede aufforderte, ihn zu begleiten, wenn mir's recht sei, und so gingen wir denn miteinander auf die Appische Straße hinüber und wanderten der Stadt zu.

Unterwegs sprachen wir mancherlei, aber nur Dinge, wie sie die uns umgebende Natur nahelegte oder ein gemeinsamer Aufenthalt in der Siebenhügelstadt naturgemäß berühren ließ; von unseren persönlichen Verhältnissen fiel kein Wort. Aber als wir unter dem Constantinsbogen hindurchgeschritten waren und den Stätten des antiken Rom nahe kamen, sagte mein Begleiter: „Ich wohne drüben am Trajansforum; wenn Sie für den Abend nicht versagt sind, kommen Sie mit mir hinauf und teilen Sie mein einfaches Abendbrod mit mir. Ich würde Ihnen vorschlagen, in eine Osteria zu gehen, aber, um draußen zu sitzen, ist es zu kalt und vor dem Innern der römischen Weinstuben hab' ich, — wenigstens des Abends — ein gewisses Grauen. Auch ist der Tropfen, den uns mein wackrer Signor Salvatore vorsetzen wird, nicht schlechter, als der in der berühmten Ghetto-Kneipe. Wollen Sie's daraufhin versuchen?"

Die Einladung war in so einfachen und herzlichen Worten erfolgt, daß ich zugesagt hätte, auch wenn meiner die höchsten Freuden der Geselligkeit, des Zusammenseins mit den liebsten Menschen oder den holdesten Töchtern des Landes gewartet hätten, was übrigens keineswegs der Fall war. Wir legten den Rest des Weges ziemlich schweigsam zurück, weil mir's sonderbar zu Sinne geworden war, daß ich mit dem berühmten Manne allein in dessen Wohnung zu Abend speisen sollte, und ihn die großartige Trümmerwelt, über die wir hinschritten, immer wieder andachtsvoll stimmen mochte.

Franz Rehwaldt hatte eine aus zwei Zimmern bestehende Wohnung im zweiten Stock eines unansehnlichen Hauses inne, aus dessen Fenstern man die Trajanssäule vor sich aufragen sah. Ich konnte mir wol denken, daß es sich gut hier hausen lasse mit dem Blick auf die Säulentrümmer des tief gelegenen, ehemaligen Forums, in der unmittelbaren Nähe dessen, was vom alten Rom überhaupt noch bis auf unsere Tage überdauert hat, und mit der wärmenden Wintersonne auf den Fenstern. Das Zimmer, in dem wir uns niederließen, hatte gerade nichts Gemütlicheres, als die Chambresgarnies in Rom überhaupt, an die man seine cisalpinischen Ansprüche nun und nimmermehr stellen darf; aber, als uns Signor Salvatore, der Hauswirt, eine cena mit allen erdenklichen, römischen Leckerbissen servirt hatte, und der goldhelle Wein von Marino in unseren Gläsern funkelte, als dann der milde Schein der Kugellampe auf die einfache Ausstattung fiel und den prächtigen Greisenkopf meines Gastgebers mir zur Seite beleuchtete, als dieser endlich in seiner klaren, lichtvollen Weise und mit seinem tiefen Organ von der schwermütigen Schönheit der Campagna zu sprechen anhub, die ihm heute wieder einmal voll und ganz vor die Seele gezaubert worden sei: da fand ich, daß sich nirgends in der Welt ein so heimlich-wohliges Plätzchen auftreiben lassen könne, als die Behausung Franz Rehwaldts, und daß ich diesen Abend zu den schönsten und wertvollsten in der ganzen Dauer meines römischen Aufenthalts rechnen würde.

Um mir diese Ueberzeugung aufzudrängen, dazu gehörte denn freilich auch vor Allem, daß ich, als wir die zweite Flasche anbrachen, den Mut gewann, meinen liebenswürdigen Wirt nach seinem eigenen Leben zu fragen, und ihm, als er mich überrascht und unsicher darauf anblickte, wahrheitsgetreu erzählte, wie mir sein Benehmen bei der neulichen Debatte im Café Greco über den Freitod aufgefallen sei, und daß ich mir so meine eigenen Gedanken darüber gemacht habe, ob er nicht selber aus eigener Erfahrung über den Mut der Frauen, selbst in den Tod zu gehen, hätte sprechen können, wenn ihn nicht bestimmte Rücksichten davon zurückgehalten. Es flog ein dunkler Schatten bei meinen Worten über seine hohe Stirn hin, er setzte das Glas, das er in der Hand gehalten, wieder zu Boden, ohne es mit seinen Lippen berührt zu haben, und starrte eine geraume Weile traurigen Blicks in's Leere vor sich hinaus.

Dann schüttelte er langsam den Kopf. „Das ist eine traurige Geschichte“, sagte er und schwieg wieder.

Ich hätte meine vorschnelle Frage um der düsteren Erinnerungen willen, die sie unzweifelhaft in ihm weckte, bereut, wenn er nicht gleich nach jener Entgegnung, mit der er die Sache erledigen zu wollen schien, sich doch wieder zu mir gewandt hätte, um mich eine kleine Zeit hindurch prüfend anzusehen und dann hinzuzufügen: „Sie haben scharfe Augen. Das ist wunderbar bei Ihrer Jugend. Aber Sie haben sie in einem Beruf geübt, den Sie früh angefangen

haben, viel früher, als ich, der ich in Ihren Jahren noch nie eine Zeile hatte drucken lassen. Wenn man sich unterfängt, das Geheimniß der Schöpfung nachstammeln zu wollen und den geheimsten Regungen des Menschenherzens nachspüren will, um Fabeln aushecken zu können, in denen es schlägt, wie es in Wirklichkeit geschlagen hat, dann muß man freilich sein Auge früh üben. Sie haben recht gesehen: ich hätte damals etwas entgegnen können, weil ich die Meinung des Sprechers nicht teilte, aber ich hätte auch gleicherzeit eine Geschichte wenigstens andeuten müssen, an der mein eigenes Herzblut klebt. Daß ich das nicht konnte, werden Sie begreifen. Aber heute, Ihnen allein gegenüber, brauche ich nicht zu schweigen, wenn Sie wirklich mich hören wollen. Nur wiederhole ich Ihnen, es ist eine traurige Geschichte, und ich mag sie Ihnen nur um deshalb nicht vorenthalten, weil es mich unehrlich dünkt, mit einem Geheimniß vor Den hinzutreten — oder doch ihm gegenüber dabei zu beharren, — den ich lieb gewonnen habe, und den ich meinen Freund möchte nennen dürfen."

Ich ergriff seine Hand, die er mir bei den letzten Worten hingestreckt hatte, mit herzlichem Druck; sprechen konnte ich nichts.

„Ich darf wenigstens kurz sein", sagte Franz Rehwaldt dann, „denn im Grunde ist es keine außergewöhnliche Geschichte, die ich Ihnen erzählen kann, und sie hat vielleicht nur anders geendet, als die meisten

ihresgleichen. Auch läßt sich ja nicht Alles erzählen, was man erlebt hat."

Er schob das Glas fort, stützte seine beiden Arme auf den Tisch und legte seine Stirn eine Weile darauf, um geschlossenen Auges vor sich hinzuträumen. Dann kam es leise, als spräche er nur zu sich selber und verliehe den Bildern Fleisch und Blut, die sich vor seinem Geist vorüberdrängten, über seine Lippen: „Ich bin der Sohn eines Dorfschullehrers, und mein Heimatsort liegt weitab vom Schienennetz der Eisenbahnen in einer reizlos-flachen Gegend Ostpreußens. Aus einer zahlreichen Kinderschaar war ich der Jüngstgeborene, und weil man frühzeitig größere Fähigkeiten in mir zu entdecken glaubte, als meine älteren Brüder sie besaßen, wurde ich ausersehen, einmal des Vaters Amtsnachfolger zu werden und durfte nicht, wie sie, zu einem Handwerk oder zur Verrichtung der Feldarbeit greifen. Einer von uns mußte doch wol „ein Gelehrter" werden, als welcher mein Vater damals allgemein galt, und nach meinen eigenen Wünschen wurde nicht viel gefragt. Als die ältesten Brüder aus dem Hause waren und sich ihr Brod selbst verdienen konnten, vermochte man's, soviel Geld aufzubringen, daß ich die Bürgerschule der ein paar Meilen entfernt gelegenen Kreisstadt besuchen durfte, und als von dort aus die Zeugnisse über meine Fortschritte günstig lauteten, ja, so günstig, daß man meine Kenntnisse für genügend erklärte, um an einer höheren Lehranstalt mir den Zutritt zu eröffnen,

kannte die Freude meiner Aeltern keine Gränzen, und mein Vater gab sein Letztes daran, um mir die Aufnahme in der untersten Klasse des städtischen Gymnasiums zu ermöglichen. Ich sollte es noch weiter bringen, als er, und einmal ein wirklich „studirter" Lehrer werden, was ihm selbst vor Zeiten als höchstes Lebensziel vor Augen geschwebt hatte und nie von ihm erreicht worden war. Auch war ich selbst damit einverstanden, denn, so wenig ich mich zu Anfang für diese Beschäftigung begeistert hatte, zu der man mich zwang und die von der meiner Geschwister und Altersgenossen so weitab lag, so war doch nun mein knabenhafter Ehrgeiz geweckt worden, das Lernen wurde mir leicht und ich fand hohe Befriedigung darin, mehr bedeuten zu können, als die Andern im Dorfe, auf die ich mit vornehmer Geringschätzung herabsah, wenn ich während der Ferien im älterlichen Schulhaus wieder einsprach.

Nur eine Kindheit in dem schönen und hold bestrickenden Sinne dieses Wortes hatte ich nun nicht, wie die Andern. Die Verhältnisse, in denen ich in der Stadt aufwuchs, waren naturgemäß die allerbeschränktesten. Ein ehemaliger Bewohner unseres Dorfes, der jetzt in der Stadt eine Tischlerwerkstätte hielt, hatte mich auf die Bitten meiner Aeltern gegen eine geringe Entschädigung aufgenommen, und da es ihm selbst nicht zum Besten ging und er das Haus voll kleiner Kinder hatte, hielt er mich knapp genug, um mir von frühauf die erdrückende Schwere ärmlicher Verhältnisse in das Bewußt-

sein zu rufen. Während meine Altersgenossen draußen in Feld und Wald sich umhertummelten und ihrer Freiheit sorgenlos froh sein durften, kam ich in den Freistunden des Tages aus dem kleinen, dunklen Hofstübchen nicht fort, in das niemals ein Sonnenstral fiel, wenn ich meine lateinischen Vocabeln lernte oder die Flüsse in Süd-Amerika der Reihe nach aufzählte. War ich mit meinen Schularbeiten und den Beschäftigungen, die ich auf eigenen Antrieb begonnen, um einen immer reger werdenden Wissensdurst zu stillen, am Ende, so durfte ich doch nicht daran denken, das Haus, die enge Gasse oder gar die alte Stadt selbst zu verlassen, sondern es gab genug im Hause und in der Werkstatt zu thun, wobei ich helfen sollte. Das glaubte man bei der Last, die man sich mit mir aufgebürdet, wohl von mir fordern zu dürfen.

Wenn ich bei solcher Lebensweise keinen Schaden an meiner Gesundheit litt, so hatte ich das wol nur meiner kräftigen Natur zu verdanken, die in unserer Familie erblich war. Nur etwas siechte an mir unter dem steten Druck der Armut, ohne daß ich es selbst wußte und ohne daß es ein Anderer merken konnte: die Willenskraft. Ich habe das natürlich erst später einsehen lernen. Nicht, als ob meine Energie im Lernen und Erreichen des mir so deutlich vorgesteckten Ziels erlahmt wäre, im Gegenteil, ich arbeitete rastlos und mit nie ermüdendem Ehrgeiz fort, aber was in mir allmählich einschlief, durch Arbeit und Entsagung zum

Einschläfern gebracht wurde, war jene andere Energie des Wollens, die sich ihr Schicksal selber schafft, zum mindesten tatkräftig in sein Getriebe eingreift und sich rückhaltlos entscheidet, eine bedeutungsvolle Wendung herbeizuführen, wenn sich die Gelegenheit an einem Kreuzweg des Lebens dazu bietet. Ich nahm Alles hin, wie es über mich kam, wie es mir beschieden wurde und lernte dabei unmerklich, mich bedingungslos auch in das zu schicken, was ich hätte ändern können. Es legte sich unter dem immer gleichen Einfluß der beengenden Verhältnisse eine Art von Stumpfheit und tatenloser Resignation auf mich, die mir später verhängnißvoll werden mußte. Wie ich fast automatenhaft Alles erfüllte, was außerhalb meiner Pflichten lag, gewöhnte ich mich auch unmerklich daran, jede gestaltende Einwirkung von außen her zu erwarten und mich ihr zu fügen, ohne daß ich je den Versuch machte, gegen sie anzukämpfen. Ich ließ etwas aus mir werden, aber ich wurde nichts selber, ich erkannte die Macht außer mir bedingungslos als auch über mir stehend an.

Darüber vergingen Jahre. Ich rückte von Klasse zu Klasse in der Lateinschule herauf, brachte meinen Aeltern glänzende Zeugnisse heim und sah mich in gewissem Sinne als Wunderkind bestaunt und beneidet. Mir selbst kam ich nicht beneidenswert vor, so gern ich mir's eingeredet hätte, wenn es mich meinerseits ganz wider Willen mit neidischer Sehnsucht nach dem freien, sorglos-ungebundenen Leben meiner Geschwister

und ehemaligen Schulgefährten überschlich. Ich war ihnen ganz fremd geworden; Niemand dachte je daran, mich zur Teilnahme an den Spielen, an Wasserfahrten und Waldstreifereien aufzufordern; wie hätte ich auch daran Geschmack finden können? Mein Knabenherz pochte freilich manchmal seltsam dabei, wenn sie mich Alle aus ihrem Kreise ausschlossen, und ich hätte mich am Liebsten zu Zeiten in's Gras auf unsere Hauswiese geworfen und bitterlich geweint, ohne recht zu wissen, warum? Aber dann nahm mich der Vater zu sich in die Schulstube, wo ich ihm dabei helfen mußte, die Fehler in den Diktat-Heften seiner Schüler und Schülerinnen zu korrigiren, weil seine Augen schlecht zu werden begannen.

Und im Laufe der Jahre wurden sie immer schlechter, bis der alte Mann ganz erblindete und dann seinen Abschied nehmen mußte. Von seiner Pension konnte er sich kaum selber mit der Mutter durchbringen, und die Abgabe auch der geringfügigsten Vergütung an den Tischlermeister, der mich bei sich aufgenommen hatte, wurde zur Unmöglichkeit. Eine Weile ließ der wackere Handwerker das so weitergehen, ohne dem Vater mit der Mitteilung, er könne mich nun auch nicht länger bei sich behalten, den schwersten Schlag zu versetzen; aber die Verhältnisse wurden immer drückender und beengter, und öfter noch, als früher mußte ich hungrig vom Tische aufstehen und unter meinen Büchern zu vergessen suchen, daß man mir nicht satt zu essen geben konnte.

Dann aber starb mein Vater, dem der Verlust seines Amtes das Herz gebrochen hatte, meine Mutter fand Unterkunft bei einer meiner verheirateten Schwestern, der sie ihre kärgliche Wittwen-Pension in den knapp zugeschnittenen Haushalt mit einbrachte, und ich stand nun völlig auf mich allein angewiesen da und wußte nicht, was aus mir werden sollte. Ich zählte damals etwa fünfzehn Jahre, war ein lang aufgeschossener, linkischer, unbeholfener Junge, der sich den Kopf mit allerlei Wissensbrocken vollgestopft hatte, von der Welt und dem, was in ihr vorging, nichts wußte, und nun mit blöden, furchtsamen Augen in die Zukunft hinausstarrte.

Das Beste wäre vielleicht gewesen, ich hätte nun doch noch nach dem Beispiel meiner Brüder zum Pfluge gegriffen und einer Laufbahn Valet gesagt, in der ich bisher weder Befriedigung gefunden, noch auf ein selbst bescheidenes Weiterkommen rechnen durfte. Aber gerade das war das Einzige, woran Niemand dachte, weder ich, noch sonst Einer. Mein Pflegevater hätte mich am Liebsten als Lehrling in seine Werkstatt genommen, aber dem widersetzte sich meine Mutter so entschieden, daß davon nicht mehr die Rede war. Endlich gelang es den redlichen Bemühungen des Tischlermeisters, der vor allen Dingen den überflüssigen Esser aus seinem Hause loswerden mußte, mich in der Familie eines leidlich wohlhabenden Mannes unterzubringen, der sich bereit erklärt hatte, mich bei sich zu behalten und für meine fernere Ausbildung zu sorgen, falls ich mich dessen würdig

zeigen sollte. Vorläufig verpflichtete er sich nur zu einem Probejahr.

Mein neuer Pflegevater war seinerzeit gleichfalls Handwerksmeister gewesen, aber sein Handwerk hatte einen goldneren Boden gehabt, als das seines Zunftgenossen, und er hatte sich schon seit einer ganzen Reihe von Jahren zur Ruhe gesetzt, freilich früher, als es sein ursprünglicher Wille gewesen, weil ihn die Gicht zu plagen begonnen hatte, ehe er noch soviel zurückgelegt, um in völliger Behaglichkeit als Rentier leben zu können. Immerhin waren seine Verhältnisse gut zu nennen, und da er nur eine Tochter und keinen Sohn hatte, durfte er wol ein Werk der Barmherzigkeit an mir thun, ohne sich deshalb etwas abgehen lassen zu müssen. Ich hatte auch in seinem Hause niemals an Mangel zu leiden; wenn es mir dennoch dort minder wohl wurde, als im Heim des armen Tischlermeisters, so hatte das seinen Grund in der engen kleinbürgerlichen, geistigen Atmosphäre, die mich hier umgab und für die ich nunmehr, da meine Entwickelung weit genug gediehen war, das genügende Verständniß besaß oder doch allmählich erlangte. Die Luft, die in diesem Hause wehte, benahm mir den Athem vollends. Es war nicht der altväterliche Zuschnitt der Hausordnung, was sich mir, wie ein Alp, auf die Brust legte, sondern die Beschränktheit des geistigen Horizontes meiner Umgebung, die starren, geisttödtenden Lehren, die man mir hier gab, das Enge und Kleinliche in allen Anschauungen und Grundsätzen des Lebens. Ich war mit meinen

stets wachsenden Kenntnissen, mit der größeren Reife des Verstandes für diesen engen Zuschnitt des Daseins nicht mehr geschaffen, ich strebte darüber hinaus, aber auch nur, um scheu und zaghaft einzusehen, daß ich Anstoß damit erregte, und um mich dann eingeschüchtert immer mehr in mich selbst zurückzuziehen. Ich wurde noch verschlossener, als ich es bisher schon gewesen war, verkümmerte mir selbst mutwillig jede kleinste Lebensfreude, die mir nun hätte erblühen können, und erkrankte innerlich immer schwerer und unheilbarer.

Die Schwungkraft meines Geistes begann zu erlahmen, noch ehe sie sich entfaltet, meine Fantasie regte sich kaum mehr und der gleichmäßige Druck, den meine Umgebung auf mich ausübte, wirkte stetig fort. Was unter den Fesseln der Armut, die sich um mich geschlungen hatten, noch Gesundes an mir geblieben war, das ging hier langsam zu Grunde, statt sich zu verspäteter Blüte auszubilden. Ich hatte keine Jugend, wie ich keine Kindheit gehabt hatte.

Meine Pflegeältern trifft deshalb so wenig eine Schuld, wie die, welche mich ihnen in der besten Absicht von der Welt anvertraut hatten und ein gutes Werk damit gethan zu haben wähnten. Sie konnten mir nichts bieten, was sie selber nicht besaßen, und das Verständniß für das geheimnißvolle Werden und Wachsen in einer jungen Seele durfte man bei ihnen nicht suchen. Es würde mir auch schwer werden, im Einzelnen aufzuführen, worin der lähmende Druck beruhte der auf mich einwirkte, denn ich bin erst später zur Kenntniß

desselben überhaupt gelangt; er bestand nicht nur im erzwungenen Kirchenbesuch und dem Herbeten von Predigten und Gesängen, wie es auch an Wochentagen bei uns üblich war, nicht nur in dem zähen Festhalten an den beschränktesten, kleinbürgerlichen Lebensansichten, über die ich dem Grade meines Bildungsganges nach lange hinaus sein mußte, er bestand überhaupt wol in keinen Einzelheiten, sondern in der allgemeinen Abwehr gegen jede geistige Anregung, für die es an Sinn und Hang fehlte, in dem Abschließen gegen das warm pulsirende Leben da draußen, von dem nie ein Stral bis zu uns in die sauberen, altväterisch ausgestatteten, unsagbar nüchternen Wohnräume fiel. Ich hatte die instinktive Empfindung, daß ich in dieser Umgebung verkümmern müsse, wie eine Pflanze, der man Licht und Luft geflissentlich entzogen, aber ich sträubte mich schon nicht mehr dagegen sondern nahm es eben stumpf und apathisch hin, wie etwas Unabwendbares. Nur innerlich litt ich, und je weniger die Außenwelt in mir den Wunsch zu wecken vermochte, mich ihr mitzuteilen, um so mehr zog ich mich in mich selber zurück, verschloß Alles, was ich dachte, fühlte und wollte, in der eigenen Seele, um es, wie ein Heiligtum, das jede Berührung mit der Welt scheuen muß, zu behüten, und gewöhnte mich daran, mich selbst als den alleinigen Richter über meine Handlungen zu betrachten, den Maßstab für mein Wollen nur in mir selbst zu finden. Ich ward der Welt entfremdet, ehe ich sie kennen lernte und sah es als etwas Natürliches an, daß

es zwischen ihr und mir keine Gemeinschaft geben konnte, daß ich mich schweigend ihren Gesetzen fügen müsse und nur verstohlen im Innern mir eine eigene Welt aufbauen dürfe, von der Niemand wußte, deren Vorhandensein Niemand ahnen durfte, als ich allein.

Ich greife mit der kurzen Skizzirung der naturgemäßen, psychologischen Vorgänge in mir über meine Gymnasialjahre hinaus und trete auf meine Universitätszeit hinüber, die Periode der bedeutsamsten Entwickelung, der inneren Umgestaltung und des klaren Sichbewußtwerdens eines fest umgränzten Zieles in unserem Leben. Von ihr kann im Grunde für mich kaum etwas Anderes gelten, als von den Lehrjahren auf der Schule. Als ich meine Reife-Prüfung bestanden hatte und an die Uebersiedelung auf die Universität denken mußte, die vielleicht doch noch trotz meiner schon weit vorgeschrittenen Energielosigkeit und Verschlossenheit eine entscheidende Wendung in meinem Dasein hätte hervorrufen können, entschlossen sich meine Pflegeältern, die an ihren Wohnsitz nichts fesselte, mich nach Königsberg zu begleiten und sich während der Dauer meiner Studienzeit dort niederzulassen. Man sprach davon, daß man mich mir selber noch nicht überlassen könne, wenn ich nicht den Versuchungen der großen Welt erliegen sollte, daß der Kostenaufwand für mich ein beträchtlich geringerer sein würde, wenn ich als Student in der Familie lebe, und dergleichen Gründe gab es noch mehr, gegen die ich nichts hätte einwenden können, auch wenn

mir der Gedanke dazu wirklich gekommen wäre. So übersiedelte die ganze Familie nach der Universitätsstadt, und ich trat als Hörer in die philosophische Fakultät derselben ein. Man hätte mich zwar noch lieber zum Theologen gemacht, aber der Wunsch meines verstorbenen Vaters, der mich hatte als Lehrer wirken sehen wollen, sprach in diesem Falle für mich und bewahrte mich vor einer Laufbahn, die ich auf den Wunsch meiner Pflegeältern hin ohne Weigerung eingeschlagen hätte und in der meiner die schwersten Kämpfe gewartet haben würden, bis ich sie, um mein Gewissen zu retten, früher oder später doch aufgegeben.

Mein Leben floß auch nun in der gleichen Art hin, wie früher. Ich gab mich mit noch regerem Eifer den Wissenschaften hin, je weniger mir das Leben im Uebrigen bot, das meinen Altersgenossen im vollen Sonnenschimmer des Frühlings lachte. Ich sperrte mich gegen die einförmige Kläglichkeit meines Daseins durch meine Bücher ab, in ihnen fand ich Trost und Genügen, über ihnen vergaß ich, was mir mangelte, mit ihnen spann ich mich enger und enger in meine eigene, kleine Welt ein. Es kamen wol Augenblicke, in denen ich von meiner Arbeit aufsah und dem Zuge der weißen Wolken da draußen folgte, die über das blaue Firmament hinsegelten, und träumte und mich mit ihnen hinaussehnte, vielleicht sogar Verse, als Grüße an sie, niederschrieb, aber sie gingen vorüber, und ich blieb, der ich gewesen war. Es gab da draußen keine Welt für mich, und, gleichmäßigem

Tropfenfall des Regens vergleichbar, rann mir ein Tag nach dem andern hin, ohne unterscheidendes Merkmal, ohne Inhalt, ohne bleibenden Wert für mein Gemütsleben.

Es waren Jahre, von denen ich nichts Anderes sagen kann, als daß ich in ihnen lernte, lernte und immer wieder lernte. Darüber starb meine Mutter, ohne daß es einen tieferen Eindruck bei mir hinterlassen hätte, da sie mir lange fremd geworden war, und mein Pflegevater begann in so bedenklicher Art zu erkranken, daß der Arzt ihm über seinen Zustand kein Geheimniß mehr machen zu dürfen glaubte. Das war um die Zeit, als ich mir den Doktorhut erworben hatte und mich zum Staatsexamen vorbereitete, das meine fast fünfjährige Studienzeit abschließen sollte.

Da rief mich mein Pflegevater eines Tages mitten aus meiner Arbeit zu sich an sein Krankenbett und begann, meine Zukunft mit mir zu besprechen. Ich selbst hätte wol am Liebsten die Dozenten-Carrière verfolgt, äußerte aber meinen Wunsch garnicht, als er mich ermahnte, so schnell wie möglich meine Studienzeit nunmehr zu beenden und mir dann eine feste Anstellung zu suchen, die mir eigenen Erwerb zusicherte. Er wollte mir, auf dessen Dankbarkeit und Treue er rechnen dürfe, seine Familie anvertrauen und eröffnete mir endlich, daß ihm sein letzter Lebenswunsch noch, ehe er sterbe, dadurch erfüllt werden könne, daß ich seine Tochter, meine Pflegeschwester Luise, heiratete.

Der Gedanke, der mir bis dahin niemals gekommen war,

von dem ich auch nicht gewußt hatte, daß ihn mein Pflegevater hege, hatte nichts geradezu Abschreckendes für mich sondern wirkte nur, wie etwas ganz Fremdes, ganz außerhalb unseres Gesichtskreises Liegendes auf mich ein. Ich konnte keine bestimmte Vorstellung mit ihm verbinden und wußte nicht einmal, was er bedeute, ob ich ihn von einer traurigen oder erfreulichen Seite auffassen solle. Da mir mein Pflegevater aber überhaupt keine Zeit zur Besinnung ließ, auch die Möglichkeit einer Weigerung von meiner Seite garnicht in Betracht zog sondern die ganze Angelegenheit nur von dem Gesichtspunkt aus betrachtete, daß die Entscheidung infolge seines schweren Leidens beschleunigt werden müsse, fügte ich mich auch hier so willenlos, wie in Alles sonst, und suchte mich in die Vorstellung hineinzuleben, daß ich Luise meine Frau nennen würde.

Sie war um mehrere Jahre älter, als ich, weder äußerlich reizlos, noch innerlich ohne Bildung, aber die Tochter ihrer Aeltern, die in der gleichen Atmosphäre herangewachsen war, wie ich, nur ohne etwas dabei zu entbehren, ohne darüber hinaus eine Sehnsucht zu empfinden; vielmehr war sie geworden, wie sie werden mußte: ruhig, verständig, nüchtern, die beste Hausfrau, die sorgsamste Pflegerin, die liebevollste Tochter. Sie versäumte keinen Gottesdienst, keine Bibelstunde, kannte das Theater nur vom Hörensagen, hatte nie ein Konzert, nie eine wissenschaftliche Vorlesung besucht, sprach von den Preisen der Lebensmittel, von den kleinen Sorgen

des Haushaltes mit so eingehendem Ernst, als ob das Wohl und Wehe einer Welt davon abhinge, lachte selten und war stets geschäftig, peinlich in ihrer Sauberkeit, genau in ihren Berechnungen mit dem Hausmädchen und den Handelsfrauen, klar, umsichtig und gewissenhaft in Allem, was sie angriff. Müßige Gedanken kamen ihr nie, ihre Lektüre, wenn sie überhaupt Zeit für dieselbe erübrigte, bestand in Erbauungsbüchern und Erzählungen mit sittlich-religiösen Tendenzen, sie war stets zufrieden, konnte sich nicht vorstellen, daß man überhaupt noch ein anderes Leben zu führen vermochte, als das in ihrem älterlichen Hause, und zerbrach sich niemals den Kopf über die Räthsel des Daseins und die gewichtigen Fragen der großen Welt draußen. Eine so musterhafte Tochter und Schwester sie zur Zeit war, eine so musterhafte Gattin mußte sie auch werden, und in einigen Jahrzehnten sicherlich das getreue Abbild ihrer Mutter, der sie auch äußerlich auffallend glich; — man hätte mich vielleicht um meine Zukunft an ihrer Seite beneiden können. Ich selbst wußte freilich nur zu gut, was ihr fehlte und was unserer Ehe also gleichfalls fehlen würde; aber ich hatte kaum Worte dafür, wenn ich mit mir selbst zu Rate ging, geschweige denn für Andere oder gar für meinen Pflegevater, der auf dem Sterbebette als Beweis meiner Dankbarkeit gegen ihn von mir forderte, was er im Grunde als eine neue Gunst für mich ansehen mußte.

Ich hatte Luise bisher wenig beachtet und noch weniger

sie mit den Augen angesehen, mit der junge Männer auf Mädchen ihres Alters zu sehen pflegen. Sie war mir die ächte Tochter ihrer Aeltern, und ich beurteilte sie, wie jene und wie Alles, was mich umgab. Eine Abneigung ihr gegenüber hatte ich nicht, sie war aufmerksam und freundlich gegen mich gewesen, so lange ich im Hause war, hatte für alle meine Bedürfnisse gesorgt und mich einmal, während einer längeren, akuten Krankheit, geradezu aufopfernd gepflegt. Ich hatte auch ihr zu danken, wie ihren Aeltern. Und da ich überhaupt auf die Idee noch nicht hatte kommen können, daß und wie einmal eine Aenderung in meinem Leben eintreten werde sondern mich daran gewöhnt hatte, daß es allezeit so bleiben werde, wie es war und wie es mich jetzt nicht mehr drücken konnte, hatte auch der Gedanke, nach dem Tode meines Pflegevaters mit Mutter und Schwester weiter zusammenzuleben, nichts Unnatürliches für mich, und ob Luise dann meine Gattin heißen sollte oder nicht, das konnte im Grunde an unserem Verhältniß zueinander so wenig wandeln wie an meiner Lebensweise überhaupt.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete ich den Vorschlag meines Pflegevaters, mich noch bei seinen Lebzeiten mit Luise trauen zu lassen, täuschte ihn in seiner Erwartung, bei mir auf keinerlei Widerstand zu stoßen, nicht, und sah dem entscheidenden Schritte mit dem größten Gleichmut entgegen.

Mein Verhältniß zu meiner Pflegeschwester und nunmehrigen Braut änderte sich nicht um das Kleinste. Sie

forderte weder mehr von mir, wie früher, noch waren wir zärtlich zueinander oder sahen uns mit anderen Augen an, als bisher. Ich hing meinen Studien nach, wie sonst, und sie traf alle Vorkehrungen zur Hochzeit, zur Aussteuer, zum ehelichen Zusammenleben mit der gleichen Umsicht und peinlichen Sorgfalt, so ruhig und so gemessen, als ob es sich um nichts Außergewöhnliches handle, nichts, was sie inniger angehe, als die häuslichen Verrichtungen sonst. Weder in unserem äußeren Leben, noch in unseren Gesprächen miteinander trat eine Wenduug ein, man forderte von mir kein Interesse, das ich nicht besaß, sondern ließ mich gewähren, wie sonst, und behandelte mich, wie ein Kind, das von den zu ordnenden Dingen nichts verstand und dem man das Recht über den Kopf wegnehmen mußte, damit es wider seinen Willen zu seinem Glück gelangte. Und ich ließ mir das Alles gefallen und war ruhig und ergeben dabei, studirte und gab den Dingen um mich her ihren freien Lauf.

Als die Aussteuer fertig war, setzte man den Tag der Trauung fest, und ich wurde Luisens Gatte. Der Pfarrer, der häufig im Hause meiner Pflegeältern verkehrte, sprach uns zusammen; es war eine kleine Hochzeit, zu der wegen des leidenden Zustandes, in dem sich der Brautvater befand, nur wenige Bekannte geladen waren, und bei der es sehr still zuging. Ich hatte, bis man mich zur Fahrt in die Kirche abrief, über den „Historien“ des Tacitus gesessen, die damals mein hauptsächlichstes Studium bildeten, und war nicht nur

während der Traufeierlichkeit selbst zerstreut sondern hatte auch nachher, als ich nun wirklich der rechtmäßige Gatte meiner Pflegeschwester geworden war, nicht im Geringsten eine weihevolle oder auch nur eine absonderliche, von der sonstigen verschiedene Stimmung gefunden. Ich erinnere mich vielmehr sehr deutlich, daß ich während einer sehr langen Tischrede des alten Pastors, die nicht sehr geistvoll und belebend gewesen sein mag, über eine schwierige, durch den Abschreiber verdorbene und mannigfach konjekturirte Textstelle in den „Historien" nachdachte, die ich noch heute bezeichnen könnte.

Solange mein Schwiegervater noch lebte, trat in allen äußeren Verhältnissen auch nicht die kleinste Wandlung bei uns im Hause ein. Ich arbeitete rastloser, als je, und sah Luise nicht öfter, als es sonst der Fall gewesen. Die Pflege des Vaters, der sie sich mit einer Opferwilligkeit hingab, die nicht genug gerühmt werden kann, nahm sie fast ganz in Anspruch. Dann starb er, einige Monate nach unserer Verbindung, und nachdem er mir nochmals die Sorge für seine Frau und Tochter dringend an's Herz gelegt.

Wir lebten nun womöglich noch stiller, als früher, sahen Niemanden bei uns und füllten im Uebrigen den Tag mit den gleichen Beschäftigungen aus, wie vordem. Dann bestand ich mein Examen und, da ich wol einsah, daß Broderwerb die erste und vornehmlichste Aufgabe meines Daseins werden müsse, vor der alle übrigen zurücktraten, bewarb ich mich unmittelbar

danach um eine Anstellung am Gymnasium einer kleineren Provinzialstadt, die gerade den Posten für einen Anfänger zu vergeben hatte. Ich that das natürlich mit der Zustimmung meiner Frau und Schwiegermutter, erhielt die Stelle auch und übersiedelte nun, als Haupt einer Familie, nach dem einsamen, vom großen Weltverkehr seitab liegenden Städtchen, das ich von da an fast ein Jahrzehnt hindurch als meine Heimat betrachten mußte und nicht verließ. Ich war 24 Jahr alt, als ich dort einzog, und ein Anderer würde gemeint haben, das Leben liege nun erst vor ihm; ich selbst wußte nicht, was ich von ihm noch hätte erwarten sollen, welche Wunder die Zukunft mir versprechen könnte.

Für einen unbefangenen Beurteiler mag mein Lebenslauf bis zu diesem Zeitabschnitt etwas Tragi-Komisches gehabt haben, und er wird möglicherweise in Verlegenheit sein, ob er das Tragische, das in solchem Schicksal doch wol unbedingt liegt, mehr bedauern oder die komische Färbung, die einer Jugendzeit, wie der meinen, bis zur Verheiratung und darüberhinaus anhaftet, mehr belächeln soll. Recht würde er mit dem Einen, wie mit dem Andern haben, denn die Gränzlinie ist da schwer zu finden, und wenn mir selbst eine komische Seite in den Erlebnissen meiner jungen Jahre niemals zum Bewußtsein gekommen ist, so will das eben nich viel heißen. Ich habe wol nie eine humoristische Ader in mir gehabt, was man ja auch heute noch meinen Schriften vorzuwerfen pflegt, und wenn ich sie gehabt, hat das Leben

dafür Sorge getragen, daß sie früh versiegte; für mich sprudelte in der Umgebung und unter den Verhältnissen meiner Jugendzeit kein Quell des Humors. Und von dem Jahr, wo ich meine amtliche Thätigkeit begann, tritt wol auch für den Unbeteiligten das Tragische in der inhaltlosen Einförmigkeit meines Daseins, in dem unablässigen Weiterspinnen der Tage, die nichts brachten und nichts nahmen, deutlicher hervor, als das Komische. Es spielen sich ja fern von der großen Weltbühne und in den allerverlassensten Erdenwinkeln mehr Tragödien ab, als man glauben mag, weil man niemals davon erfährt; für den aber, der ihnen einen offenen, empfänglichen Sinn entgegenbringt, mögen sie oft um nichts minder ergreifend sein, als die, von denen die Zeitungen melden und die Menge redet. Was ich entbehrte hätte ich freilich nicht Jedem begreiflich machen können, und was ich litt, hätten wol die Wenigsten verstehen, fast Keiner mir nachfühlen mögen. Ein Anderer hätte ja auch vielleicht nichts entbehrt und nichts gelitten; in den Menschen hineinzusehen aber, wie es da drinnen aussieht, wie sich da drinnen das Leben widerspiegelt, vermag Niemand. Und so ist's denn auch wol nicht zu verwundern, wenn ich nirgends ein Verständniß für das fand, was in mir vorging, und gerade deshalb, weil ich Alles in mir verschließen, mit mir allein zu Ende ringen mußte, nur doppelt litt. Ich wüßte Keinen anzuklagen, am Wenigsten meine Frau, die mir meinen Haushalt in einer für Andere zum Muster dienenden Ordnung

erhielt, die im äußeren Leben jeden meiner Wünsche erriet, ehe ich ihn ausgesprochen, die mich nie in der stillen Welt meiner Studien zu stören wagte und ruhig, ernst und freundlich für mich besorgt neben mir hinlebte. In ihrem Bewußtsein erfüllte sie alle Pflichten, die einer Frau zukommen, und wenn ich darin kein Genüge fand sondern von Jahr zu Jahr schmerzlicher vermißte, was sie mir nie gewähren konnte, so war die Schuld nicht bei ihr.

Fast ein Jahrzehnt rann darüber hin — wenn ich mir das vergegenwärtige und darauf zurückblicke, ist mir's, wie ein Traum, und wenn ich das Ergebniß daraus ziehen soll und bei jedem einzelnen Jahre aus diesem Dezennium eine Weile stillstehe, um es prüfend zu überschauen, so finde ich nichts, und eine unermeßliche Leere gähnt mir entgegen, vor der ich schaudere.

Ich versah mein Amt mit der pünktlichsten Pflichttreue. Morgens um acht Uhr war ich mit dem Glockenschlage in meiner Schulstube und Mittags verließ ich sie wieder. Nachmittags machte ich mit meiner Frau und Schwiegermutter einen regelmäßigen Spaziergang durch die Alleen, die unsere Stadt umgaben, kehrte pünktlich, immer um die gleiche Stunde, wieder zurück, um mich dann in die Stille meiner Arbeitsstube zurückzuziehen, wo mir über den Büchern und Arbeiten der Rest des Tages verstrich, und in dieser Einteilung trat niemals eine Störung ein, im Laufe der Jahre wurde sie vielmehr zum unverbrüchlichen Gesetz, an dem Keiner mehr

zu rütteln wagte. Anfangs hatte ich den Unterricht als Ordinarius der letzten Lateinklasse übernommen, dann rückte ich, wie die Jahre gingen, weiter hinauf und nahm bald eine der ersten Stellen an unserem Gymnasium ein. Der Hauptgrund dafür war, daß die Mehrzahl meiner Kollegen die Anstellung in der kleinen Stadt nur als einen Uebergangsposten betrachtete und, sobald sich die Gelegenheit bot, in andere Städte, auch außerhalb der Provinz, übersiedelte. Ich selbst hatte zu verschiedenen Malen, vornehmlich auf solche äußere Anregung hin, gleichfalls daran gedacht, eine neue Anstellung zu suchen, aber wenn ich meiner Frau davon sprach, erhielt ich jedesmal die Entgegnung, daß ein derartiges Nomadenleben für verheiratete Männer nicht mehr passend sei, daß man sich nicht schon wieder in neue Verhältnisse eingewöhnen könne und daß wir in unserer gegenwärtigen Lage nichts entbehrten sondern durch den Wegzug höher dotirter Kollegen nur gewinnen könnten u. s. w., lauter Dinge, gegen die sich nicht viel einwenden ließ, so wenig, wie ich eine genügende Antwort auf die Frage hatte, welche Vorteile ich mir von der neuen Anstellung versprechen dürfe. Einmal hatte ich gesagt, in der größeren Stadt werde die geistige Anregung vermutlich auch größer sein, als bei uns, wo das Leben doch sehr einförmig hinfließe; aber daraufhin sah mich meine Frau halb verwundert, halb unwillig an und fragte mich, ob ich denn hier etwas entbehre. Ich verneinte das ruhig, und damit war die Sache abgethan. Man rechnete mir mein Ver-

bleiben an der Anstalt hoch an, ließ mich schnell aufrücken und gewährte mir bedeutsame Gehaltszulagen; wir hatten mehr, als wir verbrauchen konnten. Meine Frau war stolz darauf und sprach nur von unseren Ersparnissen, aber ich grub mich nur immer tiefer in meine Bücherweisheit ein und fand die Welt so leer — so unsagbar leer. Nur was mir mangelte, woran ich zu Grunde ging, das wußte ich noch immer nicht. Wenigstens in Worten hätte ich's nicht auszudrücken vermocht, und wenn ich's zu Zeiten mir innerlich klargestellt hatte, war mir's, als sei es meine Aufgabe, es in mich zurückzudrängen, mich darüber fortzulügen, wenn ich nicht meine Pflichten gegen meine Frau schnöde verletzen wolle. Sie war ja schuldlos.

Das Letztere mußte ich mir immer wieder sagen, wenn es bitter in mir aufwallte und sich Alles in mir gegen den Zwang empörte, dem ich unterlag, unter dem die Spannkraft meines Geistes, der Aufschwung meiner Fantasie rettungslos zerstört wurde. Ich kam mir vor, wie ein Wüstenwanderer, und schmachtete nach einem einzigen, erfrischenden Trunk, der den brennenden Lippen hätte Labung bringen können. In der kleinlichen Alltäglichkeit des Daseins erlosch Funke auf Funke in mir, ich wurde immer kälter, immer stiller, immer teilnahmloser. Woran hätte ich auch teilnehmen sollen? An den kleinen Sorgen des Haushalts, für die meine Frau ausschließlich lebte, an den Unterhaltungen der Nachbarn, die sich untereinander verklatschten, weil sie nichts Besseres zu

tun wußten, an den Interessen der Kollegen, die entweder nur auf eine schleunige Versetzung bedacht oder bereits durch die jahrzehntelange Existenz in diesen beengenden, kleinstädtischen Verhältnissen so verknöchert waren, daß sie außer ihrer Pfeife und ihrem Lehr-Pensum überhaupt keine Interessen mehr hatten? Oder an der Geselligkeit? Es gab keine. Die Männer kamen des Abends in einem Separatzimmer des ersten Gasthofs der Stadt zusammen, rauchten, tranken Bier und sprachen von Politik oder sprachen auch gar nicht, die Frauen luden sich gegenseitig zum Nachmittagskaffee ein strickten zusammen und machten denen, die nicht zugegen, waren, bösen Leumund. Meine Frau fand dies Leben ja lebenswert, und ich hütete mich wohl, ihr den Wahn zu rauben, als teilte ich ihre Ansicht nicht aus vollem Herzen.

Und warum that ich's nicht? Ich hatte ja eigentlich nie etwas Anderes kennengelernt, hatte nicht den geringsten Anspruch darauf, ein anregenderes, wechselvolleres Dasein zu führen, sondern mußte dem Schicksal täglich auf's Neue danken, daß es aus dem Sohn des Dorfschullehrers einen Oberlehrer am städtischen Gymnasium hatte werden lassen. Zuweilen sehnte ich mich in mein Heimatsdorf zurück; aber auch das war nur ein unklares, gegenstandsloses Sehnen, wie es sich meiner zuweilen zu bemächtigen begann, und ich hätte dort, wo ich Allen ein Fremder erscheinen mußte, schwerlich den Frieden gefunden, nach dem ich verlangte. Ich verkümmerte in der geistigen Vereinsamung an der Seite einer

Frau, die keines meiner Interessen teilte oder auch nur begriff, in der beengenden Atmosphäre von Kleinstädterei und Philistertum, die mich umwehte. Ich wußte das, aber ich vermochte es nicht zu ändern, hätte auch nicht sagen können, wie die Aenderung beschaffen sein müsse, um mich gesunden zu lassen. Selbst meine Bücherwelt befriedigte mich nicht mehr; auch aus ihr nahm ich das rätselhafte Sehnen mit mir fort, für das ich keinen Namen wußte, für das es keine Erfüllung gab.

So war bald ein Dezennium seit meinem Amtsantritt verflossen, als ich zu kränkeln begann. Ich hatte das Studiren in den letzten Jahren, wo ich Vergessen und Ruhe suchte, vielleicht übertrieben, oder meine Natur, auf die ich niemals Rücksicht genommen, versagte endlich ihre Dienste. Ein hartnäckiger Lungenkatarrh fesselte mich wochenlang an's Zimmer, ich hustete die Nächte hindurch und wurde trotz der sorgsamsten Pflege meiner Frau schwächer und schwächer. Der Arzt, den wir zu Rate gezogen, zuckte bedenklich mit den Achseln und erklärte endlich meine Uebersiedelung in den Süden für die Dauer des Winters, — wir befanden uns damals im Herbstanfang, — als die einzige Rettung, die mir noch bleiben würde; wenn ich in Ostpreußen überwintern wolle, könne er für nichts mehr einstehen.

Es folgten nun einige Tage der Ueberlegung, des inneren Kampfes und der endlichen Entschließung. Ich mußte mich, wenn nichts sonst mich an's Leben fesselte, für meine Frau

erhalten, und so wenig verlockend der Preis erschien, das alte Dasein nach Wiederlangung meiner Gesundheit zu beginnen, so mußte doch das Opfer gebracht werden, das er erforderte. Daß ich selbst dadurch auf Monate hinaus frei werden, andere Luft athmen, andere Eindrücke empfangen, die Welt sehen, mich an Italiens Kunstwelt berauschen sollte, — das Alles dachte ich damals gar nicht: ich sah nur auf das, was darüber hinaus lag. Auch mir hätte ich mit Fausts Worten zurufen können: „Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt.“ Ich ahnte nicht, wie nahe mir die Zeit lag, wo ich „unverdrossen die ird'sche Brust im Morgenrot“ würde baden dürfen! Apathisch, ohne jede Schwungkraft des Geistes und der Fantasie, ein Mann, der mit der Welt abgeschlossen hat und nichts mehr von ihr erwartet, so ging ich auf die Reise.

Ich ging allein; meine Frau scheute die zu bedeutenden Geldopfer für einen gemeinsamen Aufenthalt in Italien, glaubte sich durch die notwendige Pflege ihrer alten Mutter, die auch schon seit Jahren kränkelte, an die Heimat gebunden und mochte eine Reise bis über die Alpen in ein unbekanntes Land, dessen Sitten und Sprache ihr fremd waren, gleichfalls fürchten. Ich sprach mit ihr über die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Reise nicht einmal, ich nahm stillschweigend an, daß ich allein gehen würde, und sie bestärkte mich in dieser Annahme. Mein Zustand erforderte auch ihre Begleitung nicht; anderenfalls hätte es sicherlich

kein Hinderniß für sie gegeben, mit mir zu gehen, denn sie hatte sich treu und aufopfernd meiner Pflege hingegeben und würde niemals ein Gebot ihrer Pflicht verletzt haben, so schwer es ihr gefallen wäre. Der Arzt aber willigte selbst darein, daß ich ohne sie ging. Ich nahm meinen Urlaub, verabschiedete mich von meiner Frau, die Thränen in den Augen hatte, um nicht Vieles herzlicher, als wenn wir uns auf Tage oder Wochen getrennt hätten, und reiste mit der schnellsten Gelegenheit südwärts. Es war schon empfindlich kalt diesseits der Alpen, und ich rastete nirgends. Auch als wir Italien erreicht hatten, trieb mich eine mir selbst nicht erklärliche Ungeduld immer weiter und weiter. Nur in Bologna, „la grassa“, ruhte ich, weil meine Kräfte erschöpft waren, einen Tag aus, ohne mich in der „säulengetragenen“ Stadt umzusehen, und fuhr dann dem vorläufigen Ziel meiner Bestimmung entgegen: nach Rom.“

Franz Rehwaldt machte nach seinen letzten Worten eine Pause, füllte sich sein Glas wieder, um es langsam zu leeren, und versank eine Weile in starres Brüten. Mir war es eigen bei seiner schlichten und doch so ergreifenden Erzählung zu Sinne geworden, die mehr andeutete, als sie zu enthüllen wagte; mir ahnte, daß der entscheidende Wendepunkt in seinem Leben, auf den sein Bericht eigentlich hingedrängt hatte, mit dem römischen Aufenthalt eingetreten sei, der aus dem stillen Gelehrten in der norddeutschen Weltabgeschiedenheit den geistvollen Dichter geschaffen hatte, dessen Namen jeder Gebildete

mit Hochachtung aussprach. Eine solche Wandlung konnte sich nicht ohne schwere Kämpfe nach innen und außen hin vollzogen haben, und es gab eine Stimme in mir, die gleicherzeit davon redete, auch die Liebe müsse dem Manne, der ihr so oft ein hohes Lied gesungen, noch in seinen reiferen Jahren nahegetreten sein, denn man könne nicht schreiben, wie er es gethan, wenn man sie nicht in andrer Gestalt kennen lernte, als in der, die Franz Rehwaldts Gattin beseelt haben mochte.

Der Mann neben mir hatte indessen eine Weile die Stirn träumerisch in seinen Händen vergraben, blickte dann auf und sah mich mit forschendem Ausdruck eine Zeitlang an, als ob er meine Gedanken erraten wolle. Dann ging ihm ein wemütiges Lächeln um die Lippen.

„Ich habe Ihnen das Alles nur erzählt," sagte er, „um Ihnen eine Vorstellung davon zu geben, wer und was ich war, als ich nach Italien kam. Vielleicht gehörte das Alles nicht zu meiner Geschichte. Aber wie könnten Sie sie begreifen und beurteilen, falls ich Ihnen nicht, in diesen Umrissen wenigstens, mein Leben gezeichnet hätte, wenn man denn ein Leben die Existenz wirklich nennen will, die ich bis zu meinem vierunddreißigsten Lebensjahre geführt habe.

Sie verstehen, ohne daß ich es Ihnen sage, weil Sie meine Werke und nun auch mich selbst, den Alten, kennengelernt haben, daß ich seit jener Zeit ein Anderer geworden bin und daß der Aufenthalt in Italien, in Rom, die schlummernden Kräfte in mir weckte, die innere Umgestaltung vollzog

und mir ein neues, bis dahin ungeahntes Leben aufgehen ließ. In größerem oder geringeren Umfange erlebt wol Jeder von uns eine Wandlung seines Innern, wenn er unter römischem Himmel lebt; das Maß seiner Freiheit, die Art seines Bildungsganges und seiner bürgerlichen Existenz in der Heimat bedingt die Bedeutung dieser Wandlung, der sich kaum Einer ganz entziehen wird. Daß sie für mich die bedeutsamste, eine von Grund auf eintretende sein mußte, die mich auf die Vergangenheit nur noch mit geheimem Grausen zurückblicken ließ, wird Ihnen nicht unnatürlich vorkommen. Wie aber im Einzelnen der psychologische Vorgang sich gestaltet hat, wie er begann, weiter fortschritt und um sich griff, darüber dürfen Sie von mir keine Aufschlüsse erwarten; in das geheimnißvolle Weben und Werden in der eigenen Brust zu blicken, ist auch dem nicht vergönnt, der Andern die tiefsten Geheimnisse des Herzens zu entreißen sich unterfängt.

Es war im October, als ich nach Rom kam. Mein leidender Zustand einerseits, wie das Fremdartige, das zu gewaltig, zu machtvoll auf mich einstürmte, der ich mich, wie mit einem Zauberschlage, aus der weltfernen, nordischen Kleinstadt in die alte Hauptstadt der Welt versetzt sah, zwangen mich während der ersten Wochen zu einer Ruhe und Untätigkeit, die Jedem, der zum ersten Male nach Rom kommt, ein Rätsel erscheinen mag. Aber ich wagte mich nicht daran, Kunstwerke zu betrachten oder in Kirchen und Paläste einzutreten, ich kam mir

beinahe, wie ein Dieb vor, der das Ertapptwerden zu fürchten hat, und mit großen, verwunderten Augen, halb bang, halb seltsam ergriffen, starrte ich um mich.

Des Morgens schlich ich durch die endlose via delle' quattro fontane bis auf den Pincio. Dort setzte ich mich vorn an der Terrasse auf eine Bank und blickte vor mich hinaus. Es waren stille, oft sonnenlose, aber immer milde Herbsttage. Die weiche Luft that mir sehr wohl, es kam oft, wie eine süße Müdigkeit über mich, in der ich die Augen schloß und träumte. Wenn die Sonne schien, war es kein grelles Licht sondern eine wohlige Wärme, die sie verbreitete. Es war immer ruhig um mich her, kein Wagengerassel, kein Stimmenlaut. Und da saß ich denn und sah auf alle die Herrlichkeit herab, die ich in der Nähe nicht zu betrachten wagte, und gefiel mir immer mehr in dem Gedanken, daß ich es dürfe, wenn ich wollte, daß ich es einmal thun würde und daß all' die Pracht dort unten mein sei. Ich sah auf die runde Piazza del Popolo herab, wo die Löwinnen zu Füßen des Obelisken ihr Wasser aus den Rachen sprudelten, darüber hinaus auf das trotzige Mauerwerk der Engelsburg, auf die bläulich schimmernde Kuppel des Petersdoms, mit der Michelangelos Titanengeist das Pantheon noch auf den Riesenbau der Kirche gethürmt, ich sah auf die ragende Spitze der Marc Aurel-Säule, sah das Kapitol und den Thurm Neros und lernte mich in der Einsamkeit und in der schwermütigen Stille da oben an diese große Welt gewöhnen, bis sie keine

erdrückende Wirkung mehr auf mich ausübte sondern mich nun mit lockendem Zauber an sich zog und gefangennahm.

Meine Gesundheit hatte sich rasch gekräftigt; das Nichtsthun, die milde Spätherbstluft, das gleichmäßige Ausruhn von Geist und Körper in gegenstandsloser Träumerei übten eine fast wunderbare Wirkung auf mich aus, ich fühlte mich stärker, als je, und glaubte meine Jugend wiedergekehrt. Dann kam die Zeit, wo ich nicht mehr stunden- und tagelang auf der Pincio-Terrasse saß oder zwischen den Boskets und Alleen des Gartens umherschlenderte, sondern von Wunderwerk zu Wunderwerk vordrang und täglich mit neuen Gedanken, mit frischerem Anhauch des Geistes zurückkehrte. Ich trat in die ehrwürdige Dämmerung der Kirchen ein, ich stand vor den Bildern und Statuen in Palästen und Museen, ich wanderte zwischen den Ruinen umher und der Odem dieser großen Vergangenheit wehte mir zauberkräftig um die Stirn. Das Altertum machte mich jung und die Kunst machte mich lebensfroh. Hier lernte ich beide verstehen, hier vertiefte ich mich in das Geheimniß ihrer Gesetze, hier wurde mir die versunkene Welt lebendig, von der ich so oft in den alten Schriftstellern gelesen, von der ich sogar selbst erzählt, über die ich geurteilt hatte und die ich doch nie gekannt, bis ich unter ihren düsteren Trümmerresten saß und träumte.

Dann trieb mich's auch in die Campagna und in's Gebirge hinaus, als die Winterkälte einem milderen Frühlings-

hauch gewichen war und man mir auf dem spanischen Platz die ersten Veilchen und Anemonen anbot. Von all' den verschwiegenen Reizen solcher einsamen Wanderungen, von den Ausblicken und Sehenswürdigkeiten, an denen sie reich waren, brauche ich Ihnen so wenig zu erzählen, wie von der stillen Größe der Kunstschätze, die sich meinen Augen geöffnet; ließe sich's in Worte fügen, Sie fänden dieselben, gleich mir, denn Sie sind auch jung, wie ich es damals war, und sind in Rom. Mich aber drängt es über die Zeit weg, in der ich ein Anderer wurde, bis in die hinüber, wo ich's geworden war. Freilich stand mir auch dann noch eine neue, tiefgreifende Wandlung bevor, und von dieser gerade haben Sie ja hören wollen.

Ich war an einem milden Frühlingstage nach Frascati hinausgefahren und wanderte von dort, an den statuengeschmückten Villen vorüber, durch den Kastanienwald, dessen Laub sich eben zu grünen begann, aufwärts, der Stätte des alten Tusculum zu. Ich hatte eine Weile zwischen dem zerfallenen Getrümmer unten geruht und schritt dann weiter vor bis an die Stelle, wo man die steinernen Sitzreihen eines kleinen Theaters aus der Erde heraufgegraben hat. Dort ließ ich mich auf den Rand der Orchestra nieder und blickte in's Land hinaus. Um die ragende Kuppe des Monte Cavo wogten die Nebelschleier, sonst lagen die Bergrücken friedlich besonnt vor mir, und überall in den Tälern erwachte das junge Grün des Lenzes. Um mich war es sehr still,

aber als ich einmal meine Augen rückwärts schweifen ließ gewahrte ich doch, daß ich nicht allein sei.

An der gegenüberliegenden Seite des Theaters stand eine hohe Frauengestalt, die, gleich mir, in die Umgebung hinausschaute und mir das Profil ihres Gesichts zugekehrt hielt. Ich hatte mich wieder von ihr abwenden wollen, denn ich suchte keine Gesellschaft, und die Anwesenheit eines anderen Menschen war mir allezeit auf solchen einsamen Ausflügen nur störend gewesen; aber der Ausdruck dieses Gesichts hielt mich nun plötzlich doch gebannt und ich starrte unabläßig zu ihm hinüber, als sei es ein Wunder, dessen Erklärung ich nachspüren müsse.

Dies Gesicht hatte eine so klassische, vollendete Regelmäßigkeit der Züge, daß ich eine der Göttinnen aus der Galerie des Vatikans vor mir lebendig geworden glaubte, am Ehesten wol Pallas Athene. Wenigstens mahnte mich das Auge an die göttliche Beschützerin des Dulders von Ithaka. Auch die Ruhe, mit der die schlanke Frauengestalt an ihrem Platze verharrte, verlieh ihr einen eigenartigen Zauber. Ich mußte mich fragen, woran die schöne Frau denken möge und worauf sich der blaue Augenstern unter der feingeschwungenen Braue so reglos gerichtet habe. Die Umgebung, die erhabene Ruhe um uns her, thaten das Ihre, um mich seltsam zu fesseln.

Ich weiß nicht, wie lange ich sie so anstarrte und mich an ihrem Anblick weidete, nur erinnere ich mich, daß sie sich

dann plötzlich umwandte, als ob sie meinen Blick, dem der ihre nicht begegnen konnte, gefühlt hätte, und daß ich mit rot überloderter Stirn ein paar Worte zu ihr sprach, um meine Verwirrung zu verbergen. Mir war's, als sprühe es beinahe zornig aus ihren großen, dunkelblauen Augen auf mich hernieder. Ich hatte italienisch gesprochen, da mir kein Merkmal in diesem stolzen Göttinnenantlitz, ihrer Gestalt oder ihrem Wesen verriet, welcher Nation die Fremde angehöre; die Schönheit steht eben über allen Eigenheiten des einzelnen Volksstammes. Sie erwiderte mir auch in der gleichen Mundart, die weich und melodisch über ihre Lippen kam, mir aber doch keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß die Sprecherin nicht ihre Heimatsprache rede. Ich sah jetzt auch, daß dunkelblondes, schlichtes Haar unter ihrem Hut hervorquoll, und ich redete nun plötzlich deutsch zu ihr, ohne sie zu fragen, ob sie es verstehe, weil mir war, als bedürfe es zwischen uns Beiden keiner Förmlichkeiten, wie sonst zwischen zwei Wanderern, die sich an fremdem Orte begegnen und denen die Schönheit oder die Eigenart des Platzes, auf dem sie zusammentreffen, die Zunge löst.

Woher mir der Mut eigentlich kam, weiß ich nicht, aber es mochte ihr ähnlich zu Sinne sein, wie mir, denn sie drückte weder in ihren Mienen, noch in ihren Worten Ueberraschung aus sondern nahm meine Anrede gleichfalls, als etwas Natürliches, hin, und der Zorn, den ich zu Anfang in ihren Augen gesehen zu haben meinte, hatte einer milden, fast

lächelnden Ruhe Platz gemacht. Man glaubt an das blitzartige Treffen und Zünden in der Regel nicht, das die Dichter der Liebe beigelegt haben, und man hat auch wol Recht darin; aber daß zwei Naturen, die einander verwandt geschaffen wurden und die sich sympathisch zueinander gezogen fühlen müssen, schon beim ersten Zusammentreffen eine Ahnung des geheimnißvollen Bandes durchzuckt, das sich zwischen ihnen hinschlingt, — daran glaube ich und das habe ich in jener Stunde auf dem alten Theater von Tuskulum erfahren. Auch liegt wol nichts darin, was an ein Wunder streifte und worüber wir in verständigeren Jahren lächelnd hinweggehen müßten.

Wir saßen nebeneinander auf der verfallenen Steinballustrade, sahen in's frühlingsgrüne Gebirge hinaus, hörten die Vögel um uns in den sonnig durchglühten Kastanienwipfeln schmettern und sprachen von Rom und von Deutschland, von Kunst und Altertum. Es war sehr eigenartig; uns Beiden war auch wol märchenhaft dabei zu Sinne, und der Bann der Stunde hielt uns gefangen. Von uns selber sprachen wir kein Wort, Keiner fragte den Andern danach und Jeder schien sich daran genügen zu lassen, daß wir einander hier gefunden. Auch der Gedanke, daß wir nach dem Ablauf dieser einen Stunde vielleicht voneinander gehen und uns dann nicht mehr wiedersehen würden, hatte nichts Schreckhaftes für uns; es lag, wie wie ein träumerisches Glück, über dem Beieinander, und wir dachten und planten nichts darüber hinaus.

Unsere Namen erfuhren wir nicht; nur im Laufe des Gesprächs ergab sich, daß das Mädchen erst kürzere Zeit in Rom weilte und Mancherlei von dem noch nicht kannte, was mir schon vertraut geworden war. Sie streifte schon eine Zeitlang im Albanergebirge umher und wollte sich noch mehr sammeln, ehe sie den Kunstschätzen der alten Welthauptstadt näher trat. Sie sagte mir das so ruhig und anspruchslos, wie Alles, was sie vorbrachte, und hatte wol keine Ahnung davon, wie es mich innerlich anheimelte und verwandte Töne anschlug. Als ich fragte, ob sie ganz allein sei und das Alleinreisen nicht fürchte, — mit der Sicherheit in dem damals noch päpstlichen Rom stand es ja gerade nicht zum Besten — erwiderte sie, wenn man in ihr Alter gekommen sei, habe die mädchenhafte Furcht schon aufgehört.

Bei einer Anderen hätte ich nicht viel auf solche Aeußerung gegeben oder sie sogar für eine kokette Aufforderung gehalten, meinerseits das Gegentheil zu versichern, aber aus diesem Munde klangen die Worte so ernst und ruhig, ja beinahe traurig, daß ich jeden Zeifel an der Wahrheit derselben unterdrücken mußte und sie aufmerksam und verwundert betrachtete, ob denn in ihrem Antlitz wirklich irgend etwas verrate, daß sie nicht mehr jung sei. Und wie mein Blick so prüfend über dies marmorruhige und marmorschöne Gesicht hinglitt, da war's auch, was die Bestätigung ihrer Worte enthielt: der feine, schmerzliche Zug zwischen den Augen auf der Stirn, die Falte, die sich dort eingegraben und die diesem

Antlitz den jugendlichen Schimmer raubte, wenn man nicht gleicherzeit oder unmittelbar danach in die Augen selber sah, aus denen es dann freilich leuchtete und funkelte, wie ein Frühlingsgruß ächter Jugend, und einer Jugend, für die es überhaupt kein Altern giebt. Ein frühes Weh und der Lauf der Jahre mochten den ersten Schmelz von diesem Antlitz wol erbarmungslos fortgelöscht haben; aber jung erschien es dennoch, wie alles Göttliche jung ist und jung bleibt.

Ich weiß nicht, wie lange wir beieinander gesessen haben, aber ich erinnere mich, daß das Gespräch allmählich zwischen uns stockte und daß sie schweigend über die Kronen der alten Bäume hinausstarrte, während ich mich immer wieder an der hohen Anmut ihrer Züge weiden mußte. Dann mahnte sie zum Aufbruch, und wir schritten nebeneinander her durch das raschelnde, welke Laub, unter den im Wind wogenden Zweigen thalab. Um uns war's mittagstill, vom blauen Frühlingshimmel quoll das Sonnenlicht durch's Geäst. Hie und da durch die Lichtung schweifte das Auge über Gebirg und Campagna.

Auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens, wo die Fontaine ihre im Sonnenlicht glitzernden Wasser versprudelte und das malerisch gekleidete Landvolk auf den Stufen des Doms lagerte, standen wir beieinander und nahmen Abschied. „Mein Weg führt dort hinaus“, hatte sie gesagt und deutete in eine Quergasse hinauf. Ich wagte nichts zu erwidern. Vielleicht schwebte es uns Beiden gleicherzeit auf den Lippen:

„Wann, wo sehen wir uns wieder?“ Aber Keiner sprach das Wort, wir schieden, wie zwei Fremde, kalt und förmlich, als müsse es so sein. Ich blickte ihr nach, wie sie zwischen den Häusern die enge Gasse aufwärts schritt, und wäre ihr am liebsten nachgeeilt, um wenigstens das Haus zu sehen, das sie beherbergte. Aber nun bannte mich eine unerklärliche Scheu an die Stelle, wo ich stand, ich fürchtete sogar, daß sie sich noch einmal umblicken könne und mich dann immer noch auf dem nämlichen Platze gewahren werde, und schamrot, wie ein ertappter Schuljunge, schlich ich mich davon.

Ein paar Stunden rastete ich in dem kleinen Albergo an der Ecke des Marktes und überlegte dann, was ich thun solle. Der Gedanke, noch länger in Frascati zu bleiben, nur um das Mädchen möglicherweise wiederzusehen, nachdem ich ihr doch gesagt, ich sei nur für einen Tag von Rom herübergekommen, widerstrebte mir, aber sie auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, nachdem ich solche Stunde an ihrer Seite verlebt, dünkte mich vollends unmöglich. Wie hätte ich sie in Rom wiederfinden sollen?

Ohne zu einem Entschluß zu gelangen, strich ich durch die Straßen, ging die zum Bahnhof führende Landstraße zur Hälfte hinunter, kehrte wieder um, durchwanderte den kleinen Volksgarten und trat endlich in den über ihm befindlichen Park der Villa Torlonia ein, deren immergrüne Rieseneichen mich lockten. Es war sehr still unter ihnen, als ich den langen, schattendunklen Gang hinaufschlenderte, in den die

Sonne nur hin und wieder verstohlene Lichter durch das dichte Laubgewinde gleiten lassen konnte. Kein Vogel sang in dem Dämmer des Weges, keine Menschenstimme wurde laut, und nur die fallenden Wasser der großen Springbrunnen rauschten und plätscherten traumhaft. Es ward auch in mir stiller; ich dachte an mein Weib, an die Heimat, an meine Pflicht. Ich wollte den Weg zum Bahnhof wieder zurücklegen. Aber wie mein Auge so, gleichsam Abschied nehmend, noch einmal durch das schattige Dunkel schweifte, stockte mein Fuß, und ein rascherer Herzschlag in meiner Brust kündete mir, daß ich nicht scheiden sollte, ehe ich das Mädchen wiedergesehen, dessen Gestalt mir bis dahin unabläßig vor den Augen gestanden hatte. Jetzt war sie's in Wirklichkeit, und mein zaudernder Schritt kam ihr näher.

Sie saß, mit dem Rücken gegen einen mächtigen Eichenstamm gelehnt, hatte eine kleine Staffelei vor sich und zeichnete. Von dem Platze aus, den sie eingenommen hatte, ging der Blick frei zwischen den Riesenbäumen hindurch auf die kleine Stadt, die malerisch die Bergkuppe krönte, und darüberfort auf die Campagna bis zur Kuppel von Sanct Peter, die den Horizont abgränzte. Es war ein Platz, der für ein Malerauge wol etwas Verlockendes haben mochte, und es konnte mich nicht befremden, daß dies eigenartige Mädchen, in der ich schon aus ihrem ernsten Kunsturteil die ausübende Künstlerin hatte erkennen dürfen, ihn sich gewählt.

Gerade weibliche Künstleraugen haben ja einen wunderbaren Spürsinn für solche Plätze.

Ich war ihr lautlos nahegetreten und hatte schon eine Weile hinter ihr gestanden, ehe sie mich gewahr wurde. Sie erschrak bei meinem Anblick nicht, es ging eher, wie ein Lächeln, über ihre Züge, das schnell, wie es gekommen, wieder verschwand. „Sie sind's," sagte sie und grüßte mich mit einem Nicken ihrer Augen, wie einen alten Bekannten. Das that mir seltsam wohl. „Aber ich bleibe nur, wenn Sie meine Gegenwart nicht stört," sagte ich.

Sie wies auf die Marmorbank in ihrer unmittelbaren Nähe und setzte den Stift, den ihre schlanken Finger fest und ruhig regierten, wieder an. „Wenn Sie mir Gesellschaft leisten wollen, — ich bin bald fertig" —

Ich warf einen Blick auf die Skizze, die mich weniger durch die Sicherheit der Zeichnung frappirte, — denn in der Technik waren meine Kenntnisse damals noch stümperhaft, — als durch den geradezu überraschenden Scharfblick, mit dem aus dem reichen Landschaftsbilde das wirklich Malerische herausgegriffen war, das selbst bei einer minder vollendeten Zeichnung hätte packen und fesseln müssen. „Ich wußte nicht, daß Sie Künstlerin sind," sagte ich, im Anschauen verloren, ohne zu überlegen, wie wunderlich ihr das klingen mußte.

„Ich wußte es selbst nicht," erwiderte sie. Dann, nach einer kleinen Weile, da sie wol empfinden mußte, wie diese

Antwort mich befremdete, setzte sie leise hinzu: „Ich habe lange Jahre in der Gefangenschaft gelebt und wußte wol daß ich etwas entbehrte und daß sich in mir der Drang zu etwas Hohem und Großem rege, das mir verschlossen war, aber ich hätte es nicht näher bezeichnen können, und wenn man mir gesagt hätte: „Sie sind ja eine Künstlerin!" so hätte ich vermutlich ungläubig den Kopf dazu geschüttelt. Nun, seit ich frei bin, seit ich in einer Natur weile, die jedes künstlerische Empfinden in uns wecken und großziehen muß wo es sich nur überhaupt regt, nun glaube ich selbst daran, daß ich hätte eine Malerin werden können, wenn eben Alles anders gekommen wäre; jetzt —"

„Sie wollen doch nicht sagen, daß es jetzt zu spät sei," fiel ich, sonderbar durch den Ton, in dem sie gesprochen, ergriffen, ein.

„Ich glaube: ja," entgegnete sie ruhig.

Ich schüttelte den Kopf und lächelte. Sie mochte das bemerkt haben und fuhr in dem früheren Tone fort: „Wenn man lange gefangen war und dann frei wird, überwiegt die Freude, der Triumph in uns zunächst auf lange Zeit hinaus jede andre Empfindung. Das Bewußtsein, daß wir frei sind, ertödtet das der jahrelangen Entbehrung und des geistigen Siechtums; wir glauben, nun beginne ein anderes Leben, und wir glauben auch, daß wir Kraft und Mut besitzen, um es zu führen. Das Hochgefühl der Freiheit trägt uns, wie auf Flügeln, über alle Bedenken fort; erst allmählich

werden wir gewahr, daß sich jahrelange Knechtschaft nicht so abstreifen läßt, wie eine lästige Hülle, und daß wir nicht so wieder aus ihr hervorgehen können, wie wir waren, als man uns in sie zwang. Es ist etwas in uns zerstört worden, was nicht wiederaufleben kann, etwas gebrochen, was kein Arzt, auch nicht der mächtigste, die Zeit, wieder zusammenheilt. Wir wußten es nicht, so lange das Joch auf uns drückte und nicht in dem Augenblick, wo es fällt, denn da täuscht uns eine rauschgleiche Empfindung, aber dann, — später —"

Der Stift lag unbewegt zwischen ihren Fingern, und ihre Augen blickten starr vor sich hinaus in's Leere. Ich war wunderbar ergriffen. Eine Zeitlang wagte sich kein Wort über meine Lippen, und dann fragte ich leise, fast bange vor der Antwort: „Auch Sie waren geknechtet?"

„Auch ich," entgegnete sie, und es schien sie nicht Wunder zu nehmen, daß in dieser Frage von meiner Seite aus auch ein Bekenntniß gelegen hatte.

„Oh, ich weiß, was da verloren geht," fiel ich mit zuckender Lippe ein, „der freie Flügelschlag der Seele, der Adlerflug des Gedankens; — uns zieht es immer wieder zum Staube herab, und wir lernen die Freiheit nicht mehr nützen, nun uns ihr Gnadengeschenk geworden. Sie haben Recht: die Knechtschaft hat zu lange gewährt, als daß Alles noch einmal anders werden könnte, — es ist zu spät."

Sie hatte den Kopf nach mir umgewandt, und ein tiefer

Blick traf mich aus ihrem Auge. „Für Sie nicht, Sie sind ein Mann!“ sagte sie beinahe herb.

Ich sagte nichts darauf, wie wunderlich das Wort mich auch durchschauerte, an das ich manchesmal in der Zukunft habe zurückdenken müssen, und wir saßen schweigend eine geraume Weile hindurch beieinander. Nur in den dunklen Laubkronen der Riesenbäume raunte der Wind. Das Mädchen hatte wieder zu zeichnen begonnen, und ich sah ihr zu, und meine Gedanken fingen an seltsam hinter meiner Stirn zu kreisen. Dann sah sie plötzlich auf, warf einen langen Blick über mich hin, als ob sie mich zum letzten Mal prüfen wolle, und sagte endlich: „Wollen Sie mir Ihre Geschichte erzählen?“

Wir kannten einander nicht einmal bei Namen, sahen uns an diesem Tage zum ersten Male und doch erschien weder ihr noch mir dies Ansinnen eigentümlich; ich hatte eigentlich nur darauf gewartet, daß sie es stellen und mir dann erlauben werde, auch nach ihrer Geschichte zu forschen. Denn danach verlangte mich's jetzt mit verzehrender Ungeduld. Und ich erzählte; erst von meiner Kindheit und Jugendzeit, dann von meinen Studienjahren, meiner Verheiratung und geistigen Knechtschaft in der athemraubenden Oede der kleinlichsten Verhältnisse, an der Seite einer Frau, die mich nicht verstand und an die mich nichts fesselte, als ein äußeres Band, das auf keiner innerlichen Gemeinsamkeit fußte. Ich sprach ohne Bitterkeit oder Anklage, denn ich hatte Nie-

mandem eine Schuld aufzubürden, und nur mit dem elegischen Grundton, der meine Stimmung beherrschte und der bei ihr, die mich anhörte, ein Echo finden mußte. Sie unterbrach mich mit keinem Wort; anfangs hatte sie ruhig weiter gemalt und ein paarmal mit dem Kopfe vor sich hingenickt, als sei sie auf ähnliche Bekenntnisse gefaßt gewesen; dann war der Stift ihren Fingern entfallen, sie hatte die Hände im Schooß zusammengefaltet und die Augen geschlossen, als ob sie äußere Eindrücke von sich abwehren wolle. Bisweilen, während ich sprach, glitt nun mein Blick zu ihr hinüber und weilte, da der ihre mich nicht treffen konnte, länger und länger auf der stolzen Lieblichkeit ihrer Züge. Es war etwas Berauschendes, das von ihnen ausging und sich in mir geltend machte, und so kam es auch wol, daß meine Worte, je mehr ich mich dem Ende meiner zehnjährigen Passionszeit in jenem verlassenen Erdenwinkel an den äußersten Enden des Vaterlandes in meiner Erzählung näherte, desto freudiger und hoffnungsvoller klangen, so daß mir selbst mein Bericht über die auf italienischem Boden sich vollziehende Wandlung und Genesung in mir fast wie ein Hymnus erschien, den ich der Schönheit weihte, auf der mein trunkenes Auge ruhen durfte.

Sie hatte keine Erwiderung auf meinen Bericht sondern begann nur nach einer Weile, mir ihre eigene Geschichte zu erzählen. Ich kann sie mit ihren Worten nicht wiedergeben, und wenn ich's könnte, würde der Eindruck auf einen Andern doch nicht der gleiche sein, den sie auf mich damals

ausübten, denn der melodische Wohlklang ihrer Stimme würde ja doch fehlen, in der es so oft von verhaltenem Weh aufzitterte und die dann wieder so ruhig und ergeben zu mir herüberscholl, als habe diese starke Frauenseele längst gelernt, zu entsagen, und kein irrer, heißer Wunsch gähre mehr in ihr auf.

Ihre Geschichte läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. Sylvia war das einzige Kind sehr verschiedenartiger Aeltern: die Mutter war Schauspielerin gewesen und hatte einen reichen Kaufherrn geheiratet, den ihre Schönheit entflammt hatte. Anfangs mochte die Ehe eine glückliche gewesen sein, bis sich die voneinander abweichenden Neigungen der beiden Gatten immer schroffer gegenüberstellten und zu einem so unversöhnlichen Gegensatz herausbildeten, daß es keine Vereinigung mehr geben konnte. Die Einzelheiten kannte Sylvia selber nicht oder mußte sie doch verschweigen. Die Tragödie dieses ehelichen Zusammenlebens hatte damit geendet, daß Sylvias Mutter aus dem Hause ihres Gatten entflohen war, und daß die Nachforschungen dieses Letzteren erst nach längerer Zeit ergeben hatten, sie sei nach Amerika hinübergegangen, um dort unter verändertem Namen ihre Bühnenlaufbahn wiederzubeginnen und zahlreiche Triumphe zu feiern. Sylvias Vater suchte keine Wiederanknüpfung des jählings zerrissenen Verhältnisses sondern betrachtete die Entflohene als todt und für immer verloren. Aber der Haß, den er gegen sie im Laufe der letzten Jahre genährt, die Verbitterung über die

durch sie ihm bereitete Zerstörung seines Lebensglücks übertrug sich in gewissem Sinne auf das einzige Pfand, das sie ihm gelassen, auf ihr Kind, von dem er vergaß, daß es zugleich auch sein Kind war. „Die Tochter dieser Theaterprinzessin muß in eine strenge Schule kommen, wenn sie ihrer Mutter nicht ähnlich werden soll," hatte er oft gesagt, und das Wort galt ihm als Entschuldigung vor sich selbst, wenn er dem Mädchen jede Freude der Kindheit versagte, sie in klösterlicher Abgeschiedenheit und ohne die verklärenden Sonnenblicke väterlicher Liebe und Zärtlichkeit aufwachsen ließ. Das Kind war nicht nur mutterlos, es hatte überhaupt keine Aeltern. Es war eine eisige Atmosphäre, die sie inmitten alles Luxus, aller verschwenderischen Pracht des väterlichen Hauses umwehte; sie blieb auf sich selbst angewiesen, fand nirgends Liebe, und außerhalb der Fesseln des Hauses gab es überhaupt keine Welt für sie. In solcher Einsamkeit regte sich der künstlerische Drang in ihr. Sie wußte ihm keinen bestimmten Ausdruck zu geben, aber sie fühlte seinen Flügelschlag mächtig in sich und war thöricht-vertrauensvoll genug, sich ihrem Vater zu offenbaren. Sie wollte in die Welt hinaus und in die Freiheit, sagte sie ihm. Sie war damals der Schulweisheit entwachsen und weit über ihre Jahre reif. Aber was sie erreichte, war das Gegenteil dessen, wonach sie sich so glühend gesehnt. Der Vater beschloß, sie von den „künstlerischen Gelüsten" durch ein Radikal-Mittel zu heilen: er verdoppelte die Strenge ihrer

Gefangenschaft und ließ sie, gleich einem seiner Komptoir-diener, für sein Geschäft arbeiten. Sie mußte die Buchführung lernen, rechnen, kopiren, sich mit allen Handels- und Spekulations-Interessen vertraut machen. „Zahlen helfen am Besten über alle Unklarheiten hinweg“, meinte der Vater. Von früh bis spät ließ er sie auf einem Drehschemel am Schreibpult sitzen, bewachte sie und ließ sie nicht eher frei, bis sie alle ihr gestellten Aufgaben befriedigt gelöst. Vergebens empörte sich Sylvia gegen diese Tyrannei, sie machte sich klar, daß sie soviel nicht dulden brauche, und als ihre Weigerungen nichts fruchteten, wollte sie fliehen. Aber auch das mißlang; der Vater schien darauf vorbereitet gewesen zu sein, und der Zwang wurde nur verdoppelt, unter dem sie schmachtete. Und dann lernte sie sich fügen. Darüber verrannen ihr die schönsten Jahre des Lebens, ohne daß sie klagte oder einen erneuten Widerstand versucht hätte, und plötzlich starb dann ihr Vater, den sie noch in seinen Leidenswochen mit kindlicher Hingebung gepflegt, ohne ihn fühlen zu lassen, wie schwer er an ihr gefrevelt. Sein letztes Wort war eine Bitte um Verzeihung für sie gewesen. Als man ihn begraben hatte, sah sie sich frei, als Herrin bedeutender Reichtümer, in einer Stellung, um die man sie beneiden durfte. Aber sie sah hilflos rund um sich und wußte nicht, welch’ neues Leben sie beginnen sollte. Den Menschen, die sich um sie drängten und sie mit ihren Ratschlägen und Bewerbungen verfolgten, war sie endlich entflohen und, einem

unbestimmten Drange folgend, nach Italien gegangen. „Ich wollte vorerst lernen, mich auf mich selbst zu besinnen", sagte sie. Sie weilte schon seit Jahresfrist jenseits der Alpen und hatte Nord- und Mittel-Italien nach allen Richtungen durchstreift. In Rom hatte auch sie, wie mich, die Fülle erst überwältigt und sie war ihren Eindrücken, um sie beherrschen zu lernen, in's Albanergebirge entwichen.

„Unsere Schicksale sind sehr verschieden", sagte sie, als sie geendet, „Sie wuchsen in der Armut auf und ich im Reichtum, aber wir waren Beide gefangen, und was mehr sagen will: wir wußten, daß wir's waren und die Sehnsucht nach der Freiheit lebte in uns und regte sich, so wenig wir es zeitweilig empfanden. Nur das ist das eigentlich Tragische und das, was unsere Geschicke verwandt erscheinen läßt; denn gefangen sind ja Viele, sind vielleicht die Meisten unter uns. Aber sie wissen es nicht und sind glücklich. Die Blinden sind ja Alle glücklich" —

Die Frühlingssonne glühte im Purpurschimmer nieder, und es rauschte kühl in den Bäumen. Sylvia packte ihr Malergerät zusammen und zog das Tuch, das ihr lose um die Schultern hing, fester. „Es ist spät geworden", sagte sie, „lassen Sie uns gehen."

Ich folgte ihr schweigend. Am Rand des Parks standen wir eine Weile still und blickten nach Rom hinüber. In märchenhaft blauem Schimmer hob sich die Kuppel von Sanct Peter gegen den Nachthimmel ab; ein vereinzelter

Stern blitzte darüber auf. Erst jetzt fand ich wieder Worte. Ich fragte sie, ob und wann wir uns wiedersehen würden, aber ich wagte dabei das Auge nicht zu ihr aufzuschlagen. Sie besann sich eine Zeitlang und erwiderte dann: „Uebermorgen, eine Stunde vor Sonnenuntergang auf dem Janiculus, vor der Kirche San Pietro in Montorio. Wollen Sie? Es ist mein Lieblingsplatz.“

Ich nickte zum Zeichen des Einverständnisses und reichte ihr stumm die Hand hin. Eine Weile lag ihre schöne, weiße, kühle Hand in der meinen. Dann konnte ich nicht anders, ich drückte meine Lippen darauf und ließ sie frei. Ohne einen Gruß, ohne mich noch einmal nach ihr umzuwenden, ging ich und stürmte zum Bahnhof hinunter. Die Gedanken waren, wie im Wirbel, in mir aufgeregt und mein Herz schlug laut und heftig. Ich mußte allein sein, mich sammeln, bei mir selber Einkehr halten.

Wie ich an jenem Abend nach Rom zurückkam, wie ich den folgenden Tag verlebte, weiß ich kaum mehr. Ich verließ mein Zimmer nicht, — ich wohnte auch damals hier, wo ich mich jetzt wieder einquartirt habe, — und rang gegen eine Leidenschaft, die ich verdammen mußte, die Wahnsinn war. Aber ich hatte mich ihrer Macht zu lange schon entzogen, um sie jetzt noch besiegen zu können, wo sie die Flammen des Aufruhrs in meinem Innern entzündet und mich von Grund auf zu wandeln begonnen hatte Ich hatte ja nie geliebt, nie gewußt, was Liebe ist und was sie

vermag; nun war ich schwächer, als der Jüngste trotz meiner Jahre.

Am nächsten Tage war ich ruhiger geworden, hatte den anfangs gefaßten Gedanken, Sylvia zu fliehen, wieder aufgegeben und glaubte, daß mich die Nähe des Mädchens gerade ruhiger machen würde, als es die Entfernung von ihr gekonnt hätte, in der ich mich doch nur in Sehnsucht nach ihr verzehrt haben würde. Sie gehörte ja zu den Frauen, die durch ihre bloße Erscheinung jeden unlauteren Gedanken in uns ertödten, in deren Nähe sich kein kühneres Wort, kein heißerer Blick hervorwagt, sondern die uns vielmehr gut und still machen, als hätte nie vorher ein Aufruhr in unserer Seele getobt.

Ich sah Sylvia auf dem Platze wieder, den sie mir bezeichnet. Die Gluten der niedergehenden Sonne lagen über der Siebenhügelstadt uns zu Füßen, und ein Farbenzauber, den keine Feder zu schildern, kein Pinsel wiederzugeben vermag, grüßte uns in seinen sattesten Tönen vom Firmament, aus der Campagna, von den Bergen her. Frascatis weiße Häuser leuchteten purpurn angehaucht zu uns herüber. Sylvia war heiterer und ungezwungener, als bei unseren ersten Begegnungen, sie begrüßte mich, wie einen alten Freund, mit gewinnender Herzlichkeit und traf mit feinem Verständniß, sicher und ruhig den Ton, auf dem sich der Verkehr zwischen uns anbahnen und weiterhin abspielen mußte. Ihr feiner, weiblicher Takt gab mir am Besten meine Haltung zurück,

ich fühlte mich wieder mehr Herr meiner selbst und der Boden schwankte nicht mehr unter meinen Füßen.

Mit dem hereindunkelnden Abend verließen wir den Platz vor der Kirche und wanderten miteinander die Straße hinunter durch das enge Gassengewirr von Trastevere und über den gelben Strom, der seine Fluten noch heute meerwärts treibt, wie er's durch die Jahrtausende der Geschichte gethan. Ich geleitete Sylvia bis an ihre Wohnung am Corso und wir schieden mit einer neuen Verabredung des Zusammentreffens am folgenden Tage. Es war uns Beiden, als müßten wir während unseres ferneren, römischen Aufenthalts treu zusammenstehen und es gäbe eine so enge und natürliche Vereinigung zwischen uns, daß wir uns ihr nicht mehr entziehen könnten.

Ueber die Zeit aber, die nun folgte, lassen Sie mich flüchtig hinweggehen; sie war nicht nur die schönste meines ganzen Lebens sondern eigentlich die einzige, die für mich einen bleibenden Inhalt, einen unvergänglichen Wert bewahrt hat. Wenn ich heute, mit grauen Haaren, an sie zurückdenke, überkommt es mich noch mit einem Schauer des Entzückens, dem ich keine Worte zu leihen wüßte, und mein altes Herz findet seinen vollen, lauten Schlag noch einmal wieder. Es waren Wochen, in die sich Alles zusammendrängt was das Dasein an Hohem und Köstlichen zu bieten vermag, Wochen, um derentwillen man begreift, daß es sich verlohnt, zu leben, für die man mit heiterer Stirn die Mühen des Tages, der

dann folgt, auf die Schultern nimmt und weiter leidet, und die nur in Gedanken noch einmal zu durchleben schon Glück ist. Wollte ich sie Ihnen in allen Einzelheiten schildern, die sich treu meinem Gedächtniß eingeprägt haben, ich käme während dieser Nacht noch lange nicht damit zu Ende und Sie erhielten doch nur ein schwaches, kaum erkennbares Abbild der Wirklichkeit. Ich will mir den vermessenen Versuch ersparen. Vielleicht, wenn Sie sich in den Ideenkreis hineinversetzen, in dem ich gelebt, ehe ich Sylvia kennen lernte, wenn Sie sich die Verwandschaft in unser Beider Naturen und Schicksalen vergegenwärtigen und uns nun Beide, zwei aus langer Gefangenschaft befreite Menschenkinder, glücklich, sorgenlos und lächelnd durch die Kunstwelt Roms wandeln sehen, den leuchtend erwachenden Frühling der Natur um uns und den ächten Frühling des Lebens in unser Brust: vielleicht durchzittert es Sie dann mit einer leisen Ahnung jener Seligkeit, die auf mich, auf uns damals herabschauerte.

Ich durfte Sylvia an alle die Plätze geleiten, die mir durch den längeren Aufenthalt in der Tiberstadt schon vertrauter geworden waren, und sie überließ sich willig und dankbar meiner Führung. Wohin hätte ich sie freilich auch führen können, wo das Ziel die Wanderung nicht tausendfach gelohnt hätte! Ich durfte mit ihr durch die Säulenschiffe der Kirchen wallfahrten, unter den Ruinen mit ihr rasten und an ihrer Seite vor den Marmorgöttern stehen, zu denen sich der Blick mit stummer Andacht, mit trunkener Sehnsucht

emporrichtet. Was mich zumeist gefesselt und entzückt hatte, ließ ich sie zuerst sehen, horchte auf ihr Urteil, gestand ihr das meine und gab ihr die Erklärungen, die der Gegenstand forderte und die sie mit spielender Leichtigkeit auffaßte und weiterspann. Mir war's, als hätte ich vorher, in all' den langen Monaten des Sehens, des Lernens und des Denkens eigentlich nichts gesehen, nichts gelernt und nichts begriffen, erst jetzt vielmehr gehe mir ein Verständniß für Größe und Schönheit auf, wo Sylvia's Augen mir eine Erklärung von den Lippen ablasen, die ich aussprach, ohne recht zu wissen, woher sie mir gekommen. Ihre Nähe lehrte mich erst, meine Gedanken zu sichten, zu ordnen und in Worte zu gliedern; was bis dahin in mir wild durcheinandergewogt hatte, weil ich mich Niemandem hatte offenbaren dürfen, stand jetzt, mir selbst fast als ein Rätsel, klar, fest und abgeschlossen, wie ein System, vor mir da. „Sie sollten das aufschreiben," sagte Sylvia eines Tages, als wir im Musensaal des Vatikans standen und ich ihr über den Apollo Musagetes sprach, „Sie verschwenden das mit Unrecht für mich allein."

Ich lachte erst darüber, bis mich ihre wiederholten Aufforderungen und mein eigenes Nachdenken dazu führten, daß ich ihr Recht gab. Ich begann in jenen Wochen mein Buch über „Die Torsen des Vatikans". Wenn mich Sylvia verlassen hatte, schrieb ich daran, schon, um mich dem erdrückenden Gefühl der Einsamkeit zu entziehen, das mich dann heimsuchte; ich wollte ihr mit dem vollendeten Buche eine Ueber=

raschung bereiten, auf die sie nicht gefaßt sein konnte, da ich ihr gegenüber das Ansinnen, das sie an mich gestellt, zum Schein immer hartnäckig zurückwies. Sie hat das Buch, das ihr gewidmet werden sollte, nicht mehr gesehen, hat nie erfahren, daß ich ihrer Anregung ein neues Lebensziel, einen neuen Beruf und mit ihm eine unversiegbare Quelle reiner Freuden und hohen Genusses verdanke, die allein mich gelehrt hat, zu leben, das Leben zu ertragen, nachdem auf einen kurzen, leuchtenden Frühling darin der ewige Winter folgte, aus dem es kein Erwachen mehr giebt. —

Wenn etwas zwei Menschen innerlich einander wahrhaft nähern kann, so ist es wol das gemeinschaftliche Anschauen und Sichversenken gegenüber den unvergänglichen Gebilden der Kunst; vor ihnen schweigen die Widersprüche des Lebens, die sie von einander trennen, und lösen sich in Harmonie auf; hier kommt Frieden über sie, und in ihm begegnen und finden sie sich zu einem Bunde, den das Leben wol nicht mehr zu scheiden vermag. Verwandte Naturen werden sich erst hier ihrer gleichartigen Stimmung vollbewußt und ihre Vereinigung erscheint gewissermaßen, über alles Irdische hinaus, in eine reine, geistige Atmosphäre gerückt zu sein, in welche das Stimmengewirr von unten nicht mehr hineinklingt und der von den Rücksichten der Welt nichts mehr anhaftet. Sylvia und ich hatten uns, ehe wir es noch selbst wußten, so fest und innig zusammengefunden, daß der Gedanke an eine Trennung uns nicht nur unmöglich erschien sondern uns, wie

eine frevelhafte Vermessenheit vorgekommen wäre, mit der wir in unser Schicksal und in den Ratschluß einer höheren Macht eingriffen. Jetzt noch von einandergehen, hieß für uns nicht nur ein Gnadengeschenk des Himmels achtlos von uns werfen, sondern uns auch freiwillig in die alte Dunkelheit, in das alte Joch zurückbegeben, aus dem wir uns befreit. Ich fühlte, daß ich dazu nicht mehr im Stande war. Solange ich ein anderes Leben nicht gekannt, nicht gewußt hatte, welchen Wert, welche verschwiegenen Seligkeiten das Dasein birgt, hatte ich mich stumm in mein Loos fügen, meine Pflichten getreu erfüllen und alles ungestüme Sehnen in meine Brust zurückdrängen können; jetzt war es zu spät. Das gleiche Leben nach diesen Monaten wieder anzufangen, wäre ein geistiger Selbstmord gewesen, und ich hätte widerstandslos zu Grunde gehen müssen, wenn ich es versucht. Ich machte mir das klar bis in alle Einzelheiten und wußte, daß ich aus Pflichten der Selbsterhaltung schon die Brücke hinter mir abbrechen müsse, die mich in meine Vergangenheit hätte zurückführen können.

Aber meine Erwägungen, meine Entschlüsse galten nur dem früheren Wirkungskreise, dem Leben, dessen enge Schranken mich bis dahin gefesselt gehalten. Und hier gab es kein Zureden, kein Bedenken mehr für mich; ich hatte mit ihnen abgeschlossen. Doch in der nordischen Heimat wartete meiner nicht nur ein Dasein, über dessen Gränzen ich hinausgewachsen war, sondern dort harrte auf meine Wiederkehr auch mein

Weib. Konnte ich sie in die neue Zukunft mithinüberführen, die sich verheißend vor mir aufthat? Oder mußte ich, um ganz genesen zu können, auch hier ein Scheidewort sprechen, das in das Innerste und Heiligste meines früheren Lebens vernichtend eingriff? Luise stand meinem Herzen weder nahe, noch durfte ich je hoffen, sie zu einer verständnißvollen Gefährtin auf einem neuen Lebenswege umzuschaffen, dessen Berechtigung sie nicht begreifen, dessen Bedeutung sie nicht würdigen konnte. Nicht nur die dauernden Erinnerungen an ein Dasein, von dessen Banden ich mich befreit, hätte ihre Gegenwart mir nahe gebracht, sie würde auch den Flug meines Geistes auf's Neue gelähmt, mich immer wieder in den Staub zurückgezogen haben, wenn ich kaum den ersten, mühevollen Flug darüberhinausgewagt. Und doch: ich hatte ihr keinen Vorwurf zu machen, sie war die treueste Hausfrau, die sorgsamste Pflegerin gewesen und war makellos in all' ihrem Thun und Denken. Ich stieß eine reine, keusche, allem Unedlen fremde Seele von mir, wenn ich mich für immer von ihr trennte. Hier lag der klaffende Widerspruch in dem, was ich über meine Zukunft sann und plante, hier gähnte eine Kluft zu meinen Füßen, die ich nicht überbrücken konnte, und hier stand ich vor einer Entscheidung, die, — sie mochte ausfallen, wie sie wollte, — mir die reine Heiterkeit der Zukunft trüben, einen vernichtenden Stoß gegen das Heiligtum meines Herzens führen mußte.

Ob Sylvia selbst an eine Trennung dachte oder welche

Forderungen sie an mein Handeln stellte, erfuhr ich nicht, wir rührten, einer stillschweigenden Verabredung gemäß, nie daran und genossen die verrinnenden Stunden scheinbar ohne einen Gedanken an die Zukunft. Je sommerlicher es aber draußen wurde, sodaß die Entfernung aus der Stadt bald zur Notwendigkeit werden mußte, je häufiger in Luisens Briefen die Frage wiederkehrte, wann ich abreisen würde, desto näher drängte die Entschließung sich heran, ob mir ein vor der Welt heiliges Band, an dem mein Herz keinen Teil hatte, höher stehen sollte, als das, was mich an Sylvia gefesselt hielt und meinem Herzen unzerreißbar erscheinen mußte.

Wir wanderten damals oft zusammen in die Campagna hinaus, und ich suche jetzt mühsam alle jene Stätten wieder auf, mit denen die Erinnerung an jene Wochen für mich verknüpft ist. Es waren Tage voll unsagbaren Zaubers, die wir draußen in der lautlos träumenden Steppe, unter den Trümmern der Grabmäler und Aquädukte, im Angesicht der bläulich schimmernden Berge, unter dem lichtblauen, mild durchsonnten Himmel Roms verbrachten, und gerade über ihnen liegt es mit dem wehmütigsten Reize für mich noch heute.

Einmal, — es war schon Juni geworden, — waren wir bis zur Paulskirche hinausgewandert und besuchten auf dem Heimwege den protestantischen Friedhof zu Füßen der Cestius-Pyramide. Als wir so zwischen den Marmorsteinen unter den Cypressen hinschlenderten und hie und da einen halb

verwitterten Namen zu entziffern versuchten, sagte Sylvia, die an meinem Arm hing, plötzlich: „Hier ist gut ruhen; ich glaube, hier werde ich Frieden finden.“

Das klang wunderlich in der Abendstille, die uns umgab. Ich wollte es für nichts Anderes nehmen, als den Ausfluß einer momentanen Stimmung, wie sie uns wol heimsuchen kann, wenn der eigenartige Bann, der über den Mauern eines Kirchhofs ruht, uns gefangenhält. Aber ich fühlte, daß mir ein kalter Schauer dabei über den Rücken hinlief. Auch erwiderte ich nichts; das flüchtige Scherzwort stockte mir auf der Lippe. Ich war gleichfalls in wunderlicher Stimmung. Die Luft war so schwül, so drückend, als ob sie über der Welt brütete, so lautlos, als ob sie schliefe; Scirocco war im Anzuge, der Himmel bleifarben und der Wolkenzug ohne Bewegung, wie erstarrt.

So gingen wir schweigend nebeneinander hin, in unsere Gedanken versunken. Sylvia schlug nach einer Weile vor, wieder einmal den Scherbenberg zu besteigen, und ich willigte ein, obgleich wir auf keine Aussicht rechnen konnten, wie sie uns oft dort entzückt hatte. Wir sprachen kein Wort, als wir den Hügel auf dem schmalen, steilen Pfade erklommen, und auch oben standen wir stumm, den Blick über die Stadt hinausgerichtet. Sylvia hatte sich neben dem Holzkreuz hingelagert und ich nahm meinen Platz neben ihr ein. Es war Alles, wie sonst, und wie es gerade hier oftmals gewesen war, und doch war mir seltsam beklommen zu Mute, wie

nie. Ein fahles Licht lag über der Stadt, die Sonne war nur, wie ein gelblicher Fleck, hinter der weißgrauen Wolkenwand sichtbar und die Campagna breitete sich düster hin, als schwebe ein Unheil brütend über ihr.

„Es ist keine leuchtende Erinnerung, die wir von hier mitnehmen werden," sagte Sylvia plötzlich.

„Wir kommen wol an einem klaren Abend noch einmal hier herauf," fiel ich zerstreut ein.

„Noch einmal?" fragte sie gedehnten Tons dagegen; „wieviel Tage bleiben uns denn noch? Es ist „aria cattiva" in Rom, und hohe Zeit, daß wir es verlassen."

„Und wohin gehen wir?" fragte ich, ohne sie anzusehen, „in's Sabinergebirge? Oder nach Frascati?"

Es folgte eine kurze Pause. „Ich weiß nicht, wohin Sie gehen werden, Franz," sagte sie dann mit eigentümlicher Betonung; es klang nicht scharf oder gar herb, sondern nur wehmütig, sodaß mich's wunderbar ergriff.

„Ich?" fragte ich weiter, „wohin könnte ich gehen, wohin Sie mir nicht folgen möchten, Sylvia?"

„Zu Ihrem Weibe —"

Auch das klang mit nur erzwungener Festigkeit zu mir herüber, und ich hörte das leise Zittern der Stimme, die zu brechen drohte. Meine Stirn flog zu ihr herum und mein Auge suchte das ihre. „Warum sprechen Sie so, Sylvia?" fragte ich bebend, während mir heiße Glut in Stirn und Wangen aufstieg; „Sie wissen ja doch, daß ich das nicht

kann, daß ich lieber sterben will, als das, — nur das nicht —"

Ihre Blicke wichen mir aus. „Und doch sehe ich keinen anderen Ausweg," sagte sie tonlos.

„Aber ich sehe ihn," fiel ich warm ein und in diesem Augenblick schwanden alle meine Bedenken, alle Zweifel, alle Kämpfe in mir hin und es wurde heller, klarer Tag vor meiner Seele; „ich sehe ihn und ich werde ihn betreten. Ich habe ja keine Wahl mehr; Niemand darf von mir verlangen, daß ich mich selbst vernichten soll; es giebt kein Recht der Welt, dem ich mich beugen müßte, wenn es das von mir forderte. Ich darf leben und ich will's, — will's an Deiner Seite, Sylvia, will in langen, durstigen Zügen das Glück trinken, das mir so lange versagt war, will in die Jahre der Zukunft die ganze Paradiesesseligkeit zusammendrängen, nach der ich bis dahin vergeblich geschmachtet, und auf die jedes heißklopfende Menschenherz ein geheiligtes Anrecht hat. Ich werfe die Fesseln von mir, die man mir aufgezwungen, — ich bin frei, frei, wie der Vogel in den Lüften. Und weil ich's bin, darf ich meine Hand nach Dir ausstrecken, Sylvia. Du hast mich ein neues Leben gelehrt, mir die Freiheit erst wert gemacht und wirst mich nicht wieder in die Dunkelheit zurückstoßen, aus der ich kam. Du wirst mein sein, Sylvia, Du bist's schon" —

Ich hatte meine beiden Hände nach ihr ausgestreckt und sie legte langsam, fast feierlich die ihren hinein. Dann ruhten

ihre Blicke geraume Zeit hindurch halb zagend, halb lächelnd auf mir und sie sagte: „Werd' ich Dich denn wirklich glücklich machen können?"

„Sylvia!" rief ich in bittendem Ton.

Aber sie schüttelte leicht die Stirn. „Ich rede im Ernst, Franz. Ich habe Dir schon früher gesagt: es ist etwas in mir erstorben, das nicht wiederaufleben kann. Mein Dasein hat nie einen Wert für mich gehabt. Wüßt' ich, daß es jetzt dazu nützen kann, Dir ein Glück zu schaffen, das Du verdienst, das man Dir so lange wider Fug und Recht geraubt, ich wollte leben und die Stunde segnen, die mich zu Dir geführt. Kannst Du aber an meiner Seite nicht glücklich, nicht so glücklich werden, wie Du mußt, wie ich's vom Schicksal erflehen und erkämpfen möchte, so laß mich lieber sterben, — ich habe genug gelebt, ich habe in diesen Wochen die höchste Seligkeit auf mich herabschauern gefühlt und kann kein Glück mehr erringen, das höher und beneidenswerter wäre. Ich bin befriedigt worden, mein Durst ist gestillt; — besinne Dich recht, ob ich weiter leben muß, — um Deinetwillen."

Das war ein Ausbruch der Leidenschaft, wie ich dessen diese kühle, stille Natur nie für fähig gehalten. „Frage nicht, — sei mein!" rief ich und meine Lippen glühten zum ersten Male auf den ihren.

Zum ersten Male und zum letzten. Es war der Augenblick im Paradiese, der nach dem Dichterwort nicht

mit dem Tode zu teuer erkauft wird, und kein zweiter folgte ihm —

Wie lange wir auf der Kuppe des Monte Testaccio bei einander gesessen, meine Arme um ihren Leib geschlungen, ihr Kopf an meine Schulter gelehnt, — wie könnte ich das wissen? Wer zählt die Minuten, wo sich alles Denken und Empfinden in uns zu einem alle Sinne durchströmenden Glücksgefühl vereinigt? — Es war lange Nacht geworden als wir den Hügel hinabstiegen und Arm in Arm durch die lautlose Stille wanderten. Noch immer war's erdrückend schwül, fast noch schwüler, als vorher, oder das Blut jagte mir nur so fieberisch durch die Adern. Meine Schläfen brannten, wie im Feuer und mein Herz pulste so ungestüm, daß ich die Hand darauf legte, weil mir der rasche, scharfe Schlag einen körperlichen Schmerz hervorrief. Auch die Hand glühte. Dazu fühlte ich eine so sonderbar lähmende Mattigkeit in allen Gliedern, daß ich Sylvia bitten mußte, mit mir in eine der am Fuße des Scherbenberges gelegenen, höhlenartigen Osterien einzutreten, damit ich ruhen und mich durch einen Schluck Wein wieder kräftigen konnte. Während der letzten Schritte mußte ich mich schwer auf ihren Arm stützen, weil mich ein Schwindel packte. „Es ist der Scirocco", sagte ich, als wir auf einer der Holzbänke in der Ecke Platz genommen hatten, „und ich glaube nun selbst daran, daß die Luft hier schlimm ist und daß man nicht gut thut, während des Sommers in Rom zu bleiben, wenigstens als Nordländer nicht und gar,

wenn man, wie ich, aus der rechten Eisregion stammt, wo man nur zwei Monate im Jahr den Pelz ablegen darf!“

„Laß uns schon morgen abreisen,“ bat Sylvia, die meine Scherzworte wieder ruhiger gemacht hatten. Und dann plauderte sie mir von den Eichenwäldern bei Ariccia etwas vor, wo ich sicher genesen und mich wohlfühlen würde, und schilderte mir das kleine Haus, das wir mieten würden, mit dem Blick auf's Meer hinaus, den Spaziergang nach Genzano, wo wir den Nemisee zu unseren Füßen würden liegen sehen, und schmeichelte, wie ein Kind, bis ich ihr versprach, ja, wir würden morgen gehen, und wohin sie wolle, bis an's Ende der Welt.

Ich hatte währenddessen ein Glas Wein nach dem andern hinuntergestürzt, als ob ich die innerliche Glut damit löschen könnte. Aber das Blut kreiste mir nur immer ungestümer durch die Adern. „Ich werde noch diesen Abend in die Heimat schreiben, die mir keine Heimat mehr ist,“ sagte ich und schloß Sylvia inniger an mich, „ich habe jetzt keine Welt mehr, als Dich und Dich allein.“

Ihr schlanker Leib bebte leise in meinen Armen. „Mir ist so sonderbar bange heute Abend,“ sagte sie.

„Bange vor dem Glück,“ fiel ich träumerisch ein, „bange vor dem Uebermaß des Glücks; geht's mir denn anders?“

Wir saßen noch eine Zeitlang in schweigender Seligkeit beisammen und traten dann den Heimweg an. Der sternenlose Nachthimmel lag düster, fast drohend über uns, und

die Cypressen des Friedhofs hoben sich gespenstisch gegen ihn auf.

Der Weg war noch lang; ein paar Mal fühlte ich meine Kräfte wieder schwinden und mußte mich gewaltsam zusammenraffen, um vorwärts zu kommen. Sylvias Worte klangen wunderlich dumpf an meinem Ohre vorüber, als hätten sie keinen Ton und würden nur geflüstert, wie mit Geisterlippen. Wirre Bilder und Gestalten, die sich gleichsam aus dem Nebel über uns abzulösen schienen, tanzten vor meinen Augen vorüber und ein athemraubender Druck legte sich mir auf die Brust. „Unter den Eichen von Ariccia wird mir besser werden, — Du hast Recht, Sylvia,“ sagte ich, nach Luft ringend.

Dann standen wir endlich vor ihrer Hausthür am Corso, durch den noch die Menge an den taghell erleuchteten Läden vorüberflutete. Von der Piazza Colonna drangen die Töne der Musik verworren herüber. Ich hielt Sylvias Hand noch lange in der meinen, und mir war's als dürfe ich sie nicht loslassen. „Morgen früh bin ich bei Dir,“ sagte ich endlich.

„Und ich bin allezeit bei Dir, Geliebter, heut' und morgen und bis in die Ewigkeit,“ gab sie mir zurück. So schieden wir, — um uns niemals wiederzusehen. Aber sie hat doch Recht behalten: sie blieb allezeit bei mir“ —

Der Erzähler schwieg wieder eine Weile und bedeckte sich die Augen mit der Hand. Dann fuhr er hastiger, als vorher, wie wenn es ihn zum Schlusse drängte, fort: „Ich

hatte meine Kräfte doch wol überschätzt, und das gewaltsame Aufraffen derselben, um Sylvia keinen Schreck einzuflößen, rächte sich nachträglich. Ich hatte kaum einige Schritte von ihrem Hause fort gemacht und war eben im Begriff, einen Mietswagen anzurufen, der mich in meine Wohnung führen sollte, als sich Alles um mich her im Kreise zu drehen begann und meine Sinne schwanden. Nur noch ein unartikulirter Aufschrei rang sich von meinen Lippen los, dann schlug ich ohnmächtig auf das Straßenpflaster hin.

Was dann weiter geschah, darüber liegt es mit einer Dunkelheit auf mir, in die erst viel später das nötige Licht gefallen ist. Man hat mich aufgehoben, und da man meine Wohnung so wenig wie mich selbst kannte, in einem Wagen bis in's Spital gefahren, wo ich Aufnahme fand. Man rief mich dort zwar bald wieder in's Leben zurück, aber mein Bewußtsein kehrte mit ihm nicht wieder. Ich raste in einem Fieber, das mir, wie verzehrendes Feuer, durch Mark und Bein drang, wenn mich nicht ein wilder Frost durchschüttelte. Tagelang wußte ich nichts von mir, wies alle Nahrung ab, entlief meinen Wärtern, die mich im Bett festhalten wollten, und machte die Kunst der Aerzte zu Schanden. Man hatte mich aufgegeben. Was lag denn auch viel daran, wenn Einer mehr im Spital starb, zumal ein Fremder, von dem Niemand etwas wußte, ein Ketzer, dem man im päpstlichen Rom damals noch am Liebsten aus dem Wege ging? Wie ich später erfuhr, verdanke ich in erster Linie mein Leben dem

Zufall. Die behandelnden Aerzte sahen sich in der Lage, mich meinem Schicksal überlassen zu müssen, ich hatte eben das „hitzige Fieber", dem Fremde, zumal wenn sie unvorsichtiger Weise in der warmen Jahreszeit in Rom bleiben und sich der Nachtluft aussetzen, so leicht verfallen; nicht die Malaria, sondern ihre weit bösartigere Zwillingsschwester, die Perniciosa, deren glühender Umarmung sich nur selten Einer lebend entzog, hatte mich zu ihrem Opfer auserkoren. Ich war allem Anschein nach sehr leichtsinnig gewesen, hatte die Abendluft in der Campagna eingeathmet, vielleicht starken Wein dazu getrunken und war nun eben nicht mehr zu retten. Dabei beruhigte man sich. Die Wärter und Spitalbeamten dachten ebenso, hatten schon Viele, besonders Fremde, sterben gesehen, wie mich, und betrachteten mich nach ohnehin mit scheelen Augen, weil sie nicht wußten, ob ich je rekognoscirt werden und meine Hinterlassenschaft überhaupt die Kosten der Verpflegung und des Unterhalts im Spitale decken würde. Da hatte mich bei einer Revidirung der Krankensäle der dirigirende Arzt gesehen, der seiner Kunst die Gränzen nicht für ganz so eng gesteckt hielt, als seine jüngeren Kollegen, und dem mein Aeußeres Interesse erweckt hatte, weil es ihn auffallend an einen früh verstorbenen, geliebten Sohn erinnerte. Er hatte zudem seinerzeit ein Studienjahr in Wien verbracht und wußte sich in deutscher Sprache noch leidlich verständlich zu machen. Sein Hauptbestreben war dahin gegangen, meine Identität festzustellen und eventuell meine Angehörigen von

meinem gefährlichen Zustand zu benachrichtigen. Ein Brief meiner Frau, den er in der Brusttasche meines Rockes fand und zur Not entziffern konnte, brachte ihn auf die richtige Spur. Er traf schleunigst seine Vorkehrungen, versuchte eine neue Kurmethode an mir und weckte das Interesse des ganzen Personals für mich. Als ich zum ersten Male mit langsam zurückkehrendem Bewußtsein die Augen aufschlug, sah ich Luise neben meinem Bett.

So verworren auch alle Gedanken noch in mir kreisten, war's doch eine deutliche Empfindung des Schrecks und der Scham, die mich bei ihrem Anblick durchzuckte. „Wo kommst Du her?" stammelte ich, sie mit großen Augen anstarrend.

Es war rührend zu sehen, wie ein freudiger Schimmer bei meinem ersten, die Klarheit des Bewußtseins bekundenden Worte über ihr Antlitz flog. In dieser Minute konnte ich schwerlich mehr einen Zweifel darüber hegen: diese Frau liebte mich in ihrer Art, wenn sie mich auch nicht verstand. Sie legte ihren Finger auf die Lippen und sagte: „Von Hause komme ich. Aber Du darfst nicht sprechen; — ein andermal!" —

Die Lider fielen mir schwer wieder zu, aber nach einer Weile riß ich sie hastig empor und fragte: „Wo ist denn Sylvia? Ich habe sie noch nie hier gesehen, und doch habe ich ihr versprochen, — sie wird sich sehr ängstigen." — Luise sah mich an und lächelte. „Du träumst, Franz," sagte

sie milden Tons, „es sind Deine Fieberfantasien, die Du mit in die Wirklichkeit hinübernimmst; es ängstigt sich Niemand um Dich, als ich, — Deine Frau. Aber sei nur ruhig, es wird Alles wieder gut werden; jetzt ist nichts mehr zu fürchten."

„Fieberfantasien," wiederholte ich im Stillen bei mir. Konnte denn Alles wirklich nur eine Fantasie meines Fiebers gewesen sein? Die Begegnung mit Sylvia im alten Theater zu Tusculum, das Zusammensein während der langen Wochen in Rom, der Abend auf dem Scherbenberge und dann — nein; es war Alles jetzt ganz deutlich, ganz klar wieder in mir. Sylvia lebte, war keine Ausgeburt meiner erhitzten Sinne, und ich hatte mich für's Leben mit ihr vereinigen wollen und mein Weib verlassen, — mein Weib, das an meinem Krankenlager weilte, mir die Eisumschläge auf der Stirn erneuerte, mir den kühlenden Trank an meine lechzenden Lippen führte, mir mit leisen Händen die Kissen rückte und meine Hand besänftigend in der ihren hielt, wenn der Krampf mich packte und der Frost mich durchschüttelte —

Ich weiß nicht, ob ich mir das Alles an jenem ersten Tage des wiedererwachenden Bewußtseins schon so deutlich vergegenwärtigt habe, aber im Laufe der nächsten Zeit, wenigstens in den immer länger werdenden Pausen, die das Fieber mir ließ, geschah es jedenfalls und geschah es in noch erhöhterem Grade, je mehr Gelegenheit ich hatte, zu beobachten und dankbar zu empfinden, was die Pflege meiner Frau mir gewährte und was aus mir geworden wäre, wenn sie mir fernerhin gefehlt hätte. Ich würde keine Worte finden, um

die liebevolle Hingebung gebührend zu kennzeichnen, mit der Luise sich mir widmete. Ich hatte schon früher Gelegenheit gehabt, ihre vortrefflichen Eigenschaften bei der Krankenpflege ihres Vaters und dann bei meiner eigenen zu bewundern, aber hier, wo mein Leben auf dem Spiele gestanden hatte, wo Alles von der pünktlichsten Befolgung der komplizirten, ärztlichen Kur-Vorschriften, von der sorgsamsten Behandlung abhing, deren ein bezahlter Krankenpfleger, deren überhaupt wol ein Mann nicht fähig ist, hier hatte sie sich in einem Maße bewährt, daß selbst diejenigen, die fremd und unbeteiligt dabei zugegen gewesen waren, Aerzte und Beamte von ihrem Lobe überflossen und sie nach der überschwänglichen Art der Südländer nur noch den „Cherub der Barmherzigkeit" nannten.

Sie selbst hatte sich niemals Ruhe oder Erholung gegönnt und sah bleich und abgemagert aus, als meine Augen zum ersten Male mit dankbar-liebevollem Ausdruck auf ihr ruhten. Fast in jeder Stunde meiner langen Passionszeit, bei Tag und Nacht, hatte ich den wohlthätigen, lindernden Einfluß ihrer Nähe empfunden, ich wußte, ich würde wiedergenesen, wenn sie bei mir bliebe, wenn sie für mich sorgte, ich that alles, was sie in ihrer milden, stillen Weise von mir verlangte, ließ mir alle Mittel einflößen, vor denen ich bis dahin einen unüberwindlichen Widerwillen gehabt und von denen ich doch allein Rettung erwarten durfte; und dann genas ich wirklich wieder.

Die Einzelheiten aus den Wochen meiner Krankheit und Rekonvalescenz kann ich übergehen. Die letztere schritt nur langsam, sehr langsam vorwärts, oft so, daß man meinen konnte, sie werde ganz ausbleiben. Luise war in all' den langen, heißen Sommerwochen, in denen Sciroccoglut über der verödeten Stadt brütete, nicht von meiner Seite gewichen. Als ich dem Oberarzt bei dessen jeweiligem Besuch einmal mit kurzen, bewegten Worten meinen Dank aussprach, da ich nunmehr die ganze Sachlage klar übersehen konnte, wies er jedes Verdienst seinerseits sehr entschieden zurück, deutete auf meine Frau und sagte: „Der da verdanken Sie Ihr Leben, Herr. Ich rede das nicht nur so hin, es ist buchstäblich zu nehmen. Jetzt kann ich's Ihnen ja ruhig gestehen, ohne Ihre Frau da wären Sie heute nicht mehr. Sie sind der Erste, den diese heimtückischeste unter all' unsern Krankheiten gepackt hat und der lebend hier aus dem Spital kommen wird. Und das nicht, weil sie bei Ihnen milder auftrat, — ganz im Gegenteil: sie war von der allerschlimmsten Sorte, — sondern weil Sie eine Pflege gehabt haben, — nun, es verlohnt sich ja garnicht, weitläufig davon zu reden, für so etwas giebt es überhaupt keine genügenden Worte, ich sage deshalb weiter nichts, als das: Gott hat Sie hoch begnadet vor Tausenden, Herr, als er Ihnen dies Weib bescheerte. Sie sollten ihm täglich auf Ihren Knieen dafür danken!" — —

Wenn es außer der Heftigkeit, mit der das Fieber bei mir aufgetreten war, noch einen weiteren Grund gab, der

meine Genesung noch fernerhin verzögerte und zeitweilig ganz in Frage zu stellen schien, so war es der innerliche Konflikt, vor den ich mich gestellt sah und von dem ich zu Niemandem ein Wort reden durfte. Der Gedanke an Sylvia war mir unsagbar peinvoll. Was mochte das geliebte Mädchen gelitten haben, als sie mich am Tage nach unserem verhängnißvollen Beisammensein auf dem Scherbenberg vergeblich erwartet hatte, als ihr Tag auf Tag verrann, ohne daß ich, ohne daß eine Kunde von mir zu ihr kam! Ob sie die Wahrheit ahnte? So mußte ja auch das ihre Qualen nur verdoppeln. Sie wußte mich krank und durfte nicht bei mir sein, hatte kein Recht, vor der Welt dies Leben, das ihr das teuerste auf Erden war, dem Tode abringen zu dürfen, sondern mußte teilnahmlos aus der Ferne dem Kampfe zuschauen, den eine Andere, der das Recht zur Seite stand, führte, und bei der sie das ihre nicht anerkannt finden konnte. Aber nicht das allein war's, was mich marterte. Mehr noch, als Sylvias Leiden, die ich nachzuempfinden im Stande war, peinigten mich die Gedanken an die Zukunft, an das, was nun werden sollte. Und doch konnte es da kaum noch einen letzten Zweifel geben, so sehr ich mir das Hirn zermarterte, ihn zu entdecken. Mein Weg war mir nur zu klar vorgezeichnet. Sollte ich meinem Weibe nach Ablauf dieser Wochen, da sie mich mit Hintansetzung ihrer eigenen Gesundheit dem Tode entrissen hatte, jetzt, da sie sich dem Ziel ihrer Sorgen, ihrer Mühen, ihrer Hingebung nahe sah, zu-

rufen: ‚Dies Leben, das ohne Dich verloren gewesen sein würde, das ich nur Dir schulde, das ohnehin mit allen heiligsten Banden der Welt an Dich gefesselt ist, gehört Dir nicht mehr, es gehört einer Anderen, die nie in all' diesen Schmerzenstagen an meinem Lager stehen durfte, nie in schlummerlosen Nächten über mich wachte und die an diesem durch ein Wunder erretteten Dasein auch nicht den kleinsten Teil hat?‘ Und warum das? Weil sie mich besser zu würdigen versteht, als Du, weil sie geistvoller, klüger, vorurteilsfreier ist, als Du, weil sie größer denkt und edler empfindet? ‚Und hast Du denn je die Probe angestellt,‘ — rief ich mir selbst in Luisens Sinne zu, — ‚ob ich nicht auch eines höheren, geistigen Aufschwungs, edlerer, freierer Seelenregungen fähig sein würde? Hast Du denn je versucht, mich zu Deiner einsamen Höhe emporzuziehen, mich nach Dir zu bilden, mit mir in die gleiche, Herz und Sinne verwandelnde Kunstwelt einzutreten, in der Du Dich mit jener Andern fandest? Hast Du mir je gestanden, daß Du an meiner Seite entbehrtest, hinschmachtetest und zu Grunde gingst, hast Du von mir jemals mehr verlangt, als ich Dir gewährte, mich's fühlen lassen, daß ich Dir mehr, eine gleichstrebende, gleichkämpfende Lebensgefährtin sein könnte, nach der Du Dich sehntest, und hast Du die Stunde genützt, um mich's werden zu sehen?‘

Mit tausend ähnlichen Fragen und Gedanken quälte ich mich unablässig und sagte mir immer wieder, daß ich nicht

schuldlos an meinem Schicksal gewesen sei und daß mich nur die anerzogene Unselbstständigkeit, das abhängig-willensschwache Wesen, das mich unter dem Druck der Verhältnisse heimgesucht, dazu getrieben habe, mich in ein Loos zu fügen, das ich vielleicht selbsttätig hätte ändern können. Aber auch, wenn ich schuldlos war, wenn ich niemals hoffen durfte, in der ferneren Zukunft an Luisens Seite mehr zu finden, als früher, sondern auch in ihr wieder geistig kranken und innerlich verarmen mußte, konnte mich in dem notwendigen Entschluß, meinem Weibe treu zu bleiben, doch nichts mehr wankend machen. Luise jetzt zu verlassen, nachdem sie sich für mich aufgeopfert und mir das Leben erhalten, um es nun mit einer Anderen und für sie weiter zu verbringen, war Unnatur, hätte als unsühnbarer Frevel zum Himmel aufgeschrien und mir das vermeintliche Glück an Sylvias Seite zerstören müssen. Ich durfte nicht einmal daran denken; schon das war Sünde.

So sah ich mich in die Enge getrieben, sah mich der unausweichbaren Notwendigkeit gegenüber, das Herz des Mädchens brechen zu müssen, dem jeder Schlag meines eigenen Herzens gegolten hatte, und wenn ich auch feige genug war, den Entschluß immer weiter noch hinauszuzögern, einmal mußte er ja doch zur Ausführung gelangen, und mit ihm vernichtete ich für immer die Hoffnungen auf ein Glück, das mir einmal so nahe gestanden, nach dem ich schon die Hände hatte ausstrecken dürfen. War das mehr, als die ver-

hängnißvolle Wirkung eines Zufalls, war's unabänderliche Schickung gewesen, die mir das treue Festhalten an dem einmal geschlossenen Bunde gebot und meine kühnen Träum von anderm Leben und anderm Glück verdammte? Ich habe nicht nur damals, sondern oft auch später noch im Wechsellauf der Jahre, als das alternde Herz leiser schlug und es hinter der Stirn nicht mehr so sinnbethörend hämmerte, wie in jener Zeit, darüber gegrübelt, aber ich habe auch hier die Wege der geheimnißvoll waltenden Mächte nicht zu enträtseln vermocht und stehe heute dem Unabwendbaren fragend gegenüber, wie damals —

Der Arzt, dem ich nächst meinem Weibe mein Leben verdankte und der, nach wie vor, den regsten Anteil an uns Beiden nahm, riet dringend zu einer Luftveränderung, sobald es meine Kräfte erlaubten. Auch hätte ein weiterer Aufenthalt in Rom, wenn ich das Zimmer erst wieder verlassen konnte, wol meine endgiltige Genesung in Frage gestellt, denn der Hochsommer lag noch mit bleierner Glut über der ewigen Stadt. Mir konnte es nur lieb sein, die Stätten baldigst zu verlassen, die mich an ein flüchtiges, nun für immer begrabenes Glück gemahnten; ich wäre dem Schatten der Vergangenheit am Liebsten bis in die weiteste Ferne entflohen, meine Kräfte mußten ja abermals zusammenbrechen, wenn ich weiter unter diesem Himmel hätte weilen sollen, der Sylvias und mein eigenes Glück gesehen. Aber Italien zu verlassen, war vorerst unmöglich; der

Arzt riet uns, zunächst nach den Bädern von Lucca überzusiedeln, und Luise traf alle Vorbereitungen für die Reise dorthin.

Vorher aber mußte ich noch den schwersten Schritt thun, der mir ja im Leben zu thun auferlegt war. Sylvia mußte den Umschwung der Dinge erfahren, mußte meine Rechtfertigung hören und mein letztes Lebewohl entgegennehmen, nach dem es kein Wiedersehen für uns mehr gab. Ich wußte nicht einmal, ob sie noch in Rom weilte, welche Mittel sie versucht, sich mir wieder zu nähern, und wie viel sie von meinem Schicksal erfahren habe. Ich schrieb ihr Alles. Von der Minute, da wir uns in jener schwülen Juninacht vor ihrer Haustür getrennt bis zu der, wo ich mich dem Gedanken an Trennung und Nimmerwiedersehen nicht mehr zu verschließen vermocht hatte, legte ich ihr meine äußeren Verhältnisse, meine inneren Kämpfe, die zwingenden Bedingungen meines Entschlusses, mit dem ich auf ein Lebensglück für mich endgiltig Verzicht leistete, klar vor, in Worten, die dem Innersten meiner Seele entstammten, und die auch sie nicht nur ergreifen sondern überzeugen mußten. Ich konnte noch nicht längere Zeit hindurch die Feder führen und verwandte fast eine Woche auf diesen Abschiedsbrief, der so bedeutungsvoll in mein Leben einwirken sollte. „An wen hast Du geschrieben, Franz?“ fragte mich Luise, als ich den Brief zusammengefaltet hatte. „An ein Mädchen, das mir teuer war, und das ich nie wiedersehen darf“ entgegnete ich und blickte ihr ruhig in's Auge.

Sie schien sich eine Weile zu besinnen, nickte dann mit dem Kopfe vor sich hin und sagte: „Es wird die Nämliche sein, die einmal, als es noch sehr schlecht mit Dir stand, im Spitale hier erschien und bei Dir eingelassen zu werden verlangte. Ich trat ihr entgegen und fragte sie, mit welchem Rechte sie das fordere, an Deine Seite gehöre Niemand als ich, — Dein Weib. Da sah sie mich mit einem Blick an, der mir durch Mark und Bein ging und den ich seither lange nicht habe vergessen können, aber gesprochen hat sie kein Wort mehr sondern ging mit gesenkter Stirn grußlos zur Thür hinaus, um nie wiederzukommen."

Luise schien eine Antwort und weitere Aufklärungen von mir zu erwarten, aber mir war das Herz todeswund, und ich schwieg. Ich mußte an den Dolchstoß denken, den das Wort meiner Frau gegen die Brust des geliebten Mädchens geführt; er hatte wol das Leben darin getroffen. —

Am Tage darauf reisten wir von Rom ab, ohne daß von Sylvia noch eine Nachricht zu mir gedrungen wäre; ich wußte nicht einmal, ob mein Brief sie erreicht hatte. Als Luise noch einmal auf jenen Besuch der Fremden zurückkam, bat ich sie, niemals die Rede zwischen uns auf jenes Mädchen zu bringen und die Vergangenheit vergangen sein zu lassen, vor uns liege jetzt ein neues Leben und ich sei bereit, es stark und mutig auf mich zu nehmen. Und darein fügte sie sich schweigend; sie mochte ahnen, was in mir vorgegangen war.

In Lucca erholte ich mich zusehends und gewann in der frischen Waldluft schnell meine verlorenen Kräfte wieder. Da traf mich ein Schlag, der mich fast auf's Neue niedergeworfen hätte: in einer römischen Zeitung, die mir durch Zufall in die Hände kam, las ich die Nachricht von dem Selbstmord einer in Rom anwesenden Fremden, dessen Motive unaufgeklärt seien. Da man aus ihren nachgelassenen Papieren ersehen, daß sie eine deutsche Protestantin sei, habe man sie auf dem Friedhofe der Ketzer in aller Stille zur Erde bestattet, ihren Nachlaß aber, da sich keinerlei Angehörige hätten ermitteln lassen, an das deutsche Konsulat ausgeliefert. Der Name der Selbstmörderin war nicht genannt worden, aber ich fühlte, als ich jene Zeilen, die da so gleichgiltig zwischen anderen städtischen Neuigkeitsberichten standen, durchlas, daß es, wie ein Zucken, durch mein Inneres hinging. Ich mochte mich überreden, wie ich wollte, es könne, es müsse eine Andere sein, als Sylvia, die ihrem Leben ein Ende gemacht; laut und unwiderlegbar sprach die Stimme in mir: sie ist es, — nur sie!

Und sie war es. Am nächsten Morgen schon kam mir die Bestätigung: ein Brief von ihr selbst — Er war an das Spital in Rom gerichtet und mir von dort aus durch den Arzt nachgesandt worden. Er enthielt nur wenige Zeilen, aber sie gaben mir den Aufschluß, den mein Herz vorher geahnt hatte. „Verzeihe mir, Franz," hieß es darin, „klage mich so wenig an, wie Dich selbst, der an meinem Ende

keine Schuld trägt; ich kann nicht anders. Ich habe es versucht, zu tragen und darf mir bekennen, wie Du: ‚Ich habe einen langen Kampf gekämpft.‘ Die Lösung, die Du fandest, ist die rechte, ich weiß es und Dein Wort bürgt mir dafür; — laß auch Du die meine gelten, wenn ich Dir sage: ich kann nicht leben, es mußte so sein. Was ich in jenen ersten Tagen, da ich Dich vergeblich von Haus zu Haus durch ganz Rom suchte, gelitten, was später, als ich Deine Spur endlich aufgefunden hatte und mich nun Dein Weib aus der Nähe des todtkranken Mannes verwies, mit dem jede Faser meines Herzens zusammenhing, — das frage mich nicht, aber glaub' mir's, wenn ich Dir sage: es hatte die Lebenskraft schon in mir gebrochen, ehe Dein Brief kam. Er konnte ja nicht anders lauten und er brachte mir nichts, was ich nicht schon wußte. Dein Platz ist an der Seite Deines Weibes, Deiner Lebensretterin, Franz; der meine ist unter den Cypressen zu Füßen der Cestiuspyramide. Ich habe es Dir ja schon vorahnend gesagt: dort und nur dort werde ich Frieden finden. Die Bande, die mich mit dem Leben zusammenhielten, warene schwach; die Zukunft an Deiner Seite, von der ich träumte, für die ich nur noch athmete, hätte sie fest und unzerreißbar schlingen können. Jetzt war der Sturz zu jäh, zu furchtbar, als daß ich noch einmal auf Genesung hoffen könnte. Beweine mich nicht, Franz, beneide mich! Du mußt leben und leben heißt leiden; ich darf sterben, — ausruhen.

Beneide mich; denn ich bin unsagbar glücklich gewesen, und das Glück rechnet nicht nach Tagen und Stunden. Da mein Glück versank, darf ich scheiden und brauche ihm nicht lebenslang nachzuweinen. Mir ward ein seligeres Loos als Dir, — als Tausenden. Ich scheide versöhnt aus dem Leben; wollte ich's länger tragen, wär's eine schale Posse, die ich vor mir selber aufführte, und Niemand darf mich dazu zwingen. Auch Du nicht, Franz. Lebewohl, — weine keine Thräne um mich, die Glückliche; es mußte sein.

Sylvia."

So war denn der Zwiespalt in meinem Herzen, wie in meinem Leben, gelöst worden, und die, der ich mein ferneres Dasein einst hatte weihen wollen, war nicht mehr; kein Schatten drängte sich mehr zwischen mein Weib und mich ein. Und doch: was hätte ich dafür hingegeben, wenn es anders gekommen wäre, wenn Sylvia hätte leben wollen und mir der Vorwurf erspart geblieben wäre, der mich seither in keiner Stunde meines Lebens mehr verlassen hat. Ich habe sie nie verdammen können, ich kannte sie ja zu gut, ich hatte sie ja zu treu geliebt; — aber die Wunde, die ihr Tod mir geschlagen, ist niemals vernarbt, und noch heute blutet sie in der Einsamkeit fort, wie damals" —

Franz Rehwaldt sah mich mit feuchtschimmernden Augen an und preßte die Hand, die ich ihm, einer unwillkürlichen Regung folgend, hingestreckt hatte, fest in der seinen. „Sie bewundern die zähe Lebenskraft in mir, die mich das Alles

überdauern ließ, nicht wahr?" fragte er mit schwermütigem Lächeln. „Oft ist mir's selber, wie ein Traum. Aber man stirbt nicht so leicht an gebrochenem Herzen, und es klingt fast, wie ein Märchen, wenn man sich selbst vergegenwärtigt, was man Alles überlebt hat, — und man wacht noch immer des Morgens auf und wandelt zwischen den Menschen umher, wenn sie auch oft nur, wie wesenlose Schatten, an uns vorübergleiten, und man sehnt noch immer und kämpft und findet keinen Frieden. Es ist ein rätselvolles Herz, das in uns schlägt; man begreift seine Triebkraft auch noch nicht mit dem Reif auf den Haaren.

Meine Geschichte ist zu Ende, lieber Freund. Ich habe seit Sylvias Tode an der Seite meiner Frau weiter gelebt und mich durch die mancherlei verschlungenen Irrpfade des Daseins bis an das bescheidene Ziel durchgerungen, das ich mir gesetzt. In die Enge meines früheren Wirkungskreises, in die heimatliche Provinz überhaupt, kehrte ich nicht mehr zurück sondern lebte fortan in dem regen, geistigen Verkehr einer größeren Universitätsstadt, an der mir meine Bücher nach einigen Jahren eine Professur für die Kunstgeschichte eintrugen. Ich bin auf der Bahn, die mir Sylvia zuerst gewiesen, rüstig und arbeitsam fortgeschritten; ob ich's zu einem nennenswerten Erfolge gebracht, weiß ich nicht, aber ich habe meine Kräfte nicht brach liegen lassen sondern an meinem Platze zu nützen versucht, wie ich konnte, und bin mir allezeit selber treu geblieben. Wer darf höhere Ansprüche an unsere schwachen Fähigkeiten stellen?

Luise hat noch ein Jahrzehnt an meiner Seite gelebt; sie war mir, nach wie vor, die liebende Gattin, die treue Hausfrau und suchte auch wol hin und wieder ein Verständniß für meine Studien und Pläne zu gewinnen, die so weit ablagen von ihrem Gesichtskreise und die mir überhaupt zu gestatten, sie wol schon als eine Aufgabe betrachten mochte, deren Schwere ihr nur die Liebe und Verehrung für mich ertragen half. Daß ich meinen zünftigen Beruf aufgegeben, war ihr jahrelang ein stumm genährter Kummer, und erst, als ich die Professur erhalten hatte, war sie vollends versöhnt. Sie fiel endlich einer damals in unserer Stadt grassirenden Epidemie zum Opfer. „Wir sind doch lange Jahre glücklich miteinander gewesen," sagte sie auf ihrem Todtenbett, als sie ihr Ende nahe fühlte, und ich nickte ihr Bestätigung zu.

Nach ihrem Tode ging ich zum zweiten Male nach Italien. In Rom selber verweilte ich nicht viel länger, als nötig war, um Sylvias Grab auf dem protestantischen Friedhof zu besuchen. Sie ruhte in Frieden; ich wollte sie nicht beweinen, sie hatte mir's ja verboten. Aber ich konnte auch in Rom nicht bleiben, so ruhig und gleichmäßig mein Herz zu schlagen gelernt hatte. Ich ging den Kunstschätzen im übrigen Italien nach und kam wiederum, mit Plänen und Entwürfen überreich beladen, zurück in die Heimat. Seither habe ich meine akademische Tätigkeit ganz aufgegeben und bin nun zum dritten Male in die ewige Stadt eingezogen, die als Hauptstadt einer neuen, großen und glück-

lichen Monarchie einem abermaligen Aufschwung entgegengeht und den Ruf ihrer Unvergänglichkeit so glänzend bewährt. Ich denke, ich verlasse Rom nun nicht wieder; unter den Cypressen neben dem Marmorstein, auf dem nur der Name „Sylvia“ steht, ist gerade noch ein Platz für mich. Bis es aber Zeit ist, ihn einzunehmen, will ich noch rüstig und unentwegt weiterschaffen und meinem Ideal treu bleiben bis in den Tod. Es ist ja Sylvias Vermächtniß, das ich erfülle, und ihr Segen ruht über meiner Hände Arbeit —

Welche Empfindungen mich heimsuchten, als man neulich im Café Greco einen Beweis für die Notwendigkeit des Mutes bei Begehung eines Selbstmords daraus herleiten wollte, daß Frauen fast nie oder doch fast nie auf eigenen Antrieb hin Hand an sich legen, mögen Sie hiernach ermessen. Aber es ist gut, daß ich mich in jenen Streit nicht einmischte. Ich weiß auch nicht, ob es Mut oder Feigheit ist, freiwillig aus dem Leben zu gehen, nur das weiß ich, daß es starke, große, mutige Frauenseelen giebt, zu denen wir nur mit Bewunderung aufblicken dürfen, und mein Herz sagt mir, Sylvia rechne zu ihnen. Aber das Herz ist ja ein trügerischer Anwalt und hält an dem schönsten aller Bibelsprüche fest: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.“ Mögen Andere da entscheiden, wo bei mir Gefühl und Urteil nicht voneinander zu trennen sind; der Todten kann ja auch die Verdammung den Frieden nicht mehr rauben, nach dem sie verlangte.“ —

Franz Rehwaldt hatte geendet, und wir saßen noch schweigend geraume Zeit beieinander. Leise klangen unsere Gläser dem Andenken an die Todte zusammen, und draußen wob vom dunkelblauen Nachthimmel der Mond sein Silberlicht um die ragende Trajanssäule und warf einen Stral in unser stilles Gemach. Mir war's, wie ein Gruß aus dem Geisterreich.

Nemesis.

Wir lernten uns auf der Mont-Cenis-Bahn kennen. Es war ein wunderbar klarer, warmer Herbsttag, der uns die in bunter Mannigfaltigkeit wechselnden Landschaftsbilder aus dem Waggonfenster des langsam dahinrasselnden Zuges in ihrer vollen Schönheit betrachten ließ. Ich war mit ihm allein im Koupé und hatte anfangs, da mich das Anschauen der Gegend, die wir durchbrausten, voll in Anspruch nahm, wenig Notiz von ihm genommen. Als wir dann in die Region der zahllosen Tunnels kamen, bat er mich plötzlich mit wohlklingender Stimme, das Fenster schließen zu dürfen. Er sprach deutsch, und ich antwortete ihm ebenfalls darin, daß es mir ganz recht sei. Als wir nun in kurzen Unterbrechungen durch das Dunkel des Tunnels fuhren und ich keinerlei andere Beschäftigung mehr fand, betrachtete ich mein Gegenüber zum ersten Male aufmerksam und fand nun, daß ich einen interessant aussehenden Menschen vor mir hatte, was Einem auf Reisen garnicht so häufig passirt, als man annehmen sollte. Da im Koupé eine Gasflamme brannte und ich zu meiner Ueberraschung bemerkte, daß mein Gefährte die Augen geschlossen hatte, fand ich Gelegenheit, ihn zu beobachten. Sein Kopf

war entschieden bedeutend; er hatte den Hut abgenommen und neben sich auf den Polstersitz gelegt, so sah ich, daß lockiges, dunkles Haar eine Stirn von auffallender Reinheit und starker Wölbung, die auf rastlose, innere Gedankenarbeit schließen ließ, umrahmte. Doppelt auffallend war es bei dieser klaren, hohen Stirn, daß in der Mitte derselben, gerade über der Nasenwurzel, zwischen den beiden Augen eine tiefe Furche eingegraben war, von der man nicht begreifen konnte, wie sie dorthin gekommen, da Sorge und Schmerz, die sie sonst hervorzuzaubern pflegen, offenbar hier ferngeblieben waren, da sie sonst wol auch an anderen Stellen sichtbare Spuren hätten hinterlassen müssen. Die ganze Bildung des Gesichts war edel und fein; es lag unbedingt etwas Aristokratisches darin. Ein weicher, krauser Bart bedeckte die schön geschwungene Oberlippe und die Wangen, während das auffallend hervortretende Kinn freiblieb, ohne daß es dem scharfgeschnittenen Kopf etwas Spitzes oder Hageres verliehen hätte. Die Gestalt erschien schlank und von großer Gleichförmigkeit des Gliederbaues. Die Kleidung des Mannes, den ich etwa auf sechsundzwanzig Jahre schätzte, war von tadelloser Eleganz, ohne im Geringsten etwas Stutzerhaftes zu haben, ja, eher durch eine Art von Nachlässigkeit ausgezeichnet, die man auf Reisen am Ehesten verzeiht. Er ließ die beiden Arme schlaff an seinem Oberkörper herabhängen und nur die eine von den beiden schlanken, weißen Händen, deren Finger mehrere Ringe schmückten, unter denen einer die Form eines Traureifes hatte, stützte sich auf das Sitzpolster.

Mit der Zeit wurde mir die steinerne Ruhe, in der er verharrte, fast unheimlich, ich wartete mit einer gewissen Spannung darauf, daß er endlich die Augen öffnen werde, die ich ohnehin gern sehen wollte, um mir das Gesammtbild des Mannes einprägen zu können, der mich zu interessiren begann. Aber ich wartete vergeblich. Selbst wenn wir wieder durch offene, sonnenüberwogte Berggegend dahinbrausten, hielt er die Augen beharrlich geschlossen, und doch sah ich, daß er nicht schlief, da hin und wieder ein nervöses Zucken über das merkwürdig blutlose Antlitz hinglitt und die Lippen sich bewegten. Plötzlich, mitten in einem Tunnel, als ich es am Wenigsten erwartet hatte, schlug er die Augen auf. „Das ist furchtbar," sagte er halblaut, ohne daß ich wußte, ob er zu mir sprach; und, wie zusammenschauernd, ließ er die Lider abermals zufallen. Diese Augen, die ich nur etwa während der Dauer einer Minute gesehen hatte, zeigten einen sonderbaren Ausdruck. Sie waren tiefschwarz und ungewöhnlich groß, aber es lag etwas Starres in ihnen, das sich, wie ein darin eingeprägtes Grausen, ausnahm. Ich mußte über mich selbst lächeln, als ich mir das sagte, aber es wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß diese Starrheit sich etwas Entsetzlichem gegenüber geltend machte. Ich hielt selbst dann noch an der Annahme fest, als der Mann, sobald wir in eine Gegend gekommen waren, in welcher die Tunnels immer seltener wurden, mit einem Male das Fenster wieder niederließ und mich mit ruhigen, klaren Blicken maß, wie wenn er mich verspotten

wollte. Ich las in dem Blick zunächst eine Aufforderung zum Sprechen und sagte: „Ist Ihnen der Luftmangel beschwerlich, wenn die Fenster geschlossen sind?"

„Nein, die Finsterniß," entgegnete er freundlich. Dann, als ob er einsähe, wie wunderbar mir seine Antwort erscheinen mußte, fügte er hinzu: „Ich habe immer eine Art von Furcht vor der Dunkelheit gehabt, schon als Kind. Dies Verlöschen des Lichts ist mir grauenhaft, ich brauche es, um zu leben, um athmen zu können. Ich schlafe des Nachts nur, wenn das Zimmer hell ist, wie am Mittag."

„Sie sind nervenleidend?" fragte ich, um doch etwas zu sagen. Er zuckte die Achseln. „Vielleicht, ich weiß nicht, die Doktoren glauben es, — ah, schon wieder" — Er zog das Fenster hastig herauf und sank mit geschlossenen Augen in seinen Ecksitz zurück, als wir abermals in einen Tunnel einfuhren.

„Vielleicht könnte man die Flamme höher hinaufschrauben," sagte ich und machte mir an dem Gaslicht zu thun. Doch er unterbrach mich: „Nein, nein, ich danke Ihnen, Sie sind sehr freundlich, es nützt aber nichts. Die Dunkelheit draußen macht's; ich muß doch die Augen schließen, so lange dieser Kontrast von Finsterniß und Helle auf mich einwirkt. Ich danke Ihnen —"

Ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte. Mit Ausnahme seiner bleichen Gesichtsfarbe, deutete das Aeußere des jungen Mannes entschieden darauf hin, daß er gesund sei, aber ich hatte freilich gerade bei solchen Leuten oft ein unerklärliches

Nervenleiden gefunden, das sich zuweilen bis zu einer schweren Krankheit steigern konnte, die den ganzen, anscheinend normalen Organismus heimlich, aber desto unfehlbarer zu zerstören begann. Ein solcher Fall schien mir hier vorzuliegen. Ich betrachtete mein Gegenüber jetzt mit Mitleid und fühlte, daß mein oberflächliches Interesse für ihn in warme Teilname überging.

„Wie lange währt das noch?“ fragte er plötzlich. Ich gab ihm unter Zuhilfename meines Reisehandbuchs Auskunft, und er öffnete die Augen immer wieder, wenn wir eine Strecke lang frei dahinfuhren, versuchte sogar zu lächeln, sprach aber kein Wort mehr. Sobald wir in einen Tunnel einfuhren, sah ich, wie ihn ein Schauder überlief und er kraftlos zurücksank. Es war eine Erleichterung auch für mich, als ich ihm endlich mitteilen konnte, daß wir die Tunnels nun hinter uns hätten.

Er sah mich mit einem dankbaren Aufleuchten in seinen Augen an und sagte, halb für sich: „Ich bin ein Kind.“ Draußen ging der Tag goldschimmernd zu Rüste, und sein sinkender Stral überglühte die schneegekrönten Alpenriesen, die in langer Kette zur Seite in das Blau des Abendhimmels hinaufragten.

Der junge Mann mir gegenüber hatte das Fenster geöffnet und sich weit hinausgelehnt. Ich sah, wie er mit vollen Zügen die kühle, frische Luft einsog, die uns so lange gefehlt hatte. „Das ist herrlich,“ sagte er, immer ohne gerade zu mir zu sprechen. Dann bog er sich plötzlich zurück und fragte in liebenswürdigem Ton, ob ich diese Nacht in Turin bleiben

würde, und als ich bejahte, ob wir gemeinsam ein Hôtel aufsuchen wollten. Er war jetzt vollständig verwandelt, sein ganzes Benehmen erschien ungezwungen, als das eines feingebildeten Weltmannes von den besten Umgangsformen und jede Spur von Kraftlosigkeit, Scheu und Unmut war von ihm gewichen

Ich konnte mich kaum in diesen Wechsel finden. Wir tauschten unsere Karten aus, und ich las auf der seinen: „Baron Egbert von Scholten.“ „Wir sind Landsleute, nach der Aussprache zu urteilen,“ sagte er, „Sie sind Norddeutscher?“ Ich bejahte. „Und ich stamme von der Ostsee,“ setzte er hinzu. Dann plauderten wir eine Weile über unsere gegenseitigen Verhältnisse. Er erzählte mir, daß er nach Rom reise, und fragte, wo ich bleiben werde. Als ich ihm erwiderte: „An der Riviera,“ ging ein eigentümliches Zucken über sein Gesicht hin.

„Wie halten Sie das aus?“ rief er und der Ausdruck in seinen Augen nahm wieder die alte Starrheit an. Ich verstand ihn nicht. Er mochte das selbst einsehen, denn er lächelte gleich darauf etwas gezwungen und sagte dann mit einer Art von Verlegenheit: „Ich meine: wie halten Sie das aus, immer das Meer vor Augen zu haben? Mir ist das unmöglich.“

„Und Sie sind ein Sohn des Ostseestrandes?“ fragte ich lachend. „Eben deshalb,“ erwiderte er ernsthaft, sich zur Ruhe zwingend, „ich bin es überdrüssig geworden, mich von ihm anstarren zu lassen. Es ist das auch so eine Art von Idiosynkrasie, Sie müssen mir das zu Gute halten. Kann es denn etwas Aufregenderes geben, als den ewigen

Anblick dieser heimtückischen Wasserfläche, von der man weiß, wie viel Grausenhaftes sie in sich birgt, was sie Alles bereits mit nimmermüder Gier verschlungen hat? Ah —" Er schüttelte sich vor Schauder, wie wenn ihn ein Frost packte.

„Er ist sehr krank," dachte ich und begriff nicht, wie er eben noch so völlig anders hatte sein können. „Und weshalb reisen Sie?" fragte er plötzlich. Ich entgegnete ihm, daß es aus Gesundheitsrücksichten und auf ärztlichen Rat geschehe.

„Dann haben Sie doch einen Zweck," sagte er mit müder Stimme. „Und Sie?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen. „Ich? Ich weiß nicht, warum ich reise, ich war überflüssig zu Hause. Es ist ein deprimirendes Gefühl, sich so vollständig überflüssig zu wissen, und ich hielt es auch am Meer nicht aus. Waren Sie früher schon in Italien?" Ich bejahte und nannte ein paar von den Orten, wo ich mich aufgehalten.

„Man sagt mir, es gäbe keinen Ort der Welt," begann er dann wieder in träumerischem Ton, „wo man so gut vergessen könnte, als Italien, und Rom vor Allem. Ich will's probiren, mir ist Alles gleich." Er legte sich wieder müde in die Ecke des Polsters zurück und blinzelte mit den Augen träge an die Decke hinauf.

„Haben Sie so Schweres zu vergessen?" fragte ich nach einer kurzen Pause. „Ja," entgegnete er, wie sich besinnend, über die Stirn hinfahrend, „ich habe meine Frau verloren; — sind Sie verheirathet." Ich verneinte. „Dann wissen Sie nicht, was das heißt, können sich auch keine Vorstellung da=

von machen. Ich habe sie sehr geliebt, — mehr, wie die Ruhe meiner Seele" —

Es klang sehr ergreifend, so wunderlich es war, als er die letzten Worte gedehnt und träumerisch vor sich hinsprach. Ich empfand von dem Augenblicke an eine innige Sympathie für diesen Unglücklichen, dessen krankhafte Zustände ich mir nun aus seinem schweren Schicksalsschlage zu erklären suchte. „Vielleicht ist seine Frau eines unnatürlichen Todes gestorben," dachte ich so sekundenlang, aber ich hütete mich, ihn durch eine derartige Aeußerung aufzuregen.

Wir fuhren indeß in den stattlichen Bahnhof von Turin ein. Jeder hatte eine Zeitlang mit der Besorgung seines Gepäcks zu thun, dann gingen wir gemeinsam in das „Hôtel de Turin" hinüber und nahmen zwei Zimmer nebeneinander. Da der Abend sommerlich mild und warm war, ließen wir uns das Abendessen in dem kleinen Garten hinter dem Hôtel serviren und saßen dort Beide allein unter den im leisen Nachthauch flüsternden Baumwipfeln, beim matten Licht einer Kugellampe, eine Cigarre rauchend, zusammen.

Die Empfindung eines derartigen Ausruhens nach fast zwölfstündiger Eisenbahnfahrt, die ohnehin in diesem Falle etwas besonders Ermattendes und Nervenabspannendes gehabt hatte, war ungemein wohlthuend. Dazu war das Essen gut und der Chianti, den wir tranken, rechtfertigte seinen Ruf, wie Feuer durch die Adern zu rollen. Kein Wunder also, daß uns Beiden das Herz aufging und wir in eine sehr

animirte Unterhaltung gerieten. Mein Gefährte hatte dabei lange sein ruhiges, ungezwungenes Wesen wiedergewonnen und ließ nichts davon ahnen, einen wie traurigen Einblick in seinen Seelenzustand er mir vorher gewährt hatte. Vielmehr entwickelte er eine Lebendigkeit und geistige Frische, die mich nur angenehm berühren konnten. Ich fand in ihm einen munteren, liebenswürdigen Gesellschafter, der das Gespräch auch nicht minutenlang einmal stocken ließ, sondern jederzeit geistvoll zu beleben wußte.

Egbert von Scholten war ein durch und durch feingebildeter Weltmann, der, wie ich im Laufe der Unterhaltung erfuhr, als der einzige Sohn eines reichen Gutsherrn aufgewachsen, auf den Wunsch seines Vaters in den Militärdienst getreten, aber nach kaum einjähriger Lieutenantszeit, von dem hohlen Garnisonleben angewidert, ausgeschieden war, um von da ab seinen Studien und Lieblingsbeschäftigungen in freier Muße nachzuhängen und in noch jugendlichem Alter, bei dem Tode seines Vaters, die weitläufigen Besitzungen desselben zu übernehmen. Ueber das, was dann geschehen war, verbreitete er sich nicht, und ich trug gerechte Scheu, ihn darnach auszufragen. Ich erfuhr nur, daß er die Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers geheiratet und bald wieder verloren habe. Die Aerzte hatten ihm geraten, sich zu zerstreuen, zu reisen, und er war ihrem Rat um so eher gefolgt, als es ihn daheim nicht mehr gelitten hatte.

Wir trennten uns spät mit einem herzlichen Händedruck

und verabredeten, am andern Morgen die Fahrt, bis sich unsere Wege trennten, gemeinsam zu machen. Er versicherte mir mehrmals, daß es ihm sehr leid thue, nicht ganz mit mir zusammenbleiben zu können, es sei so schwer, in der Fremde Jemanden zu finden, mit dem man über die alltägliche Wetter-Unterhaltung hinauskomme, aber wieder am Meere seinen Wohnsitz zu nehmen, heiße für ihn, mutwillig seine Kur vereiteln. Ich schlief die Nacht wenig, und die Lichtstreifen, die durch die Thür fielen, welche unsere Zimmer miteinander verband, und mir bewiesen, daß Egbert das Dunkel des Schlafzimmers auch hier nicht ertragen könne, regten mich wunderlich auf. Von ihm vernahm ich während der ganzen Nacht keinen Ton, und als wir uns in der Frühe im Gastzimmer zusammenfanden, versicherte er mir, daß er ganz vortrefflich geschlafen habe und mit aller Ursache über den Anfang seiner Kur befriedigt sein könne.

Eine Stunde später saßen wir wieder im Koupé und plauderten in ungezwungener Art miteinander, wie alte Bekannte. Ich konnte jedoch nicht umhin, als wir auch hier wieder in einen Tunnel einfuhren und sich mit Egbert derselbe Vorfall, wie am vergangenen Tage, ereignete, ihn zu fragen, weshalb er gerade diese Route gewählt habe, die meines Wissens die tunnelreichste von ganz Europa sei, während ihn die bequemere über den Brenner sogar schneller zum Ziel geführt hätte.

Er sah mich einen Moment forschend an und erwiderte dann: „Sie haben ganz recht, aber ich hielt mich für stärker,

als ich bin, und wählte die Strecke willentlich, um mich zu zwingen. Bereuen kann ich's auch eigentlich nicht. Sehen Sie, wie wunderbar schön das ist!" Er deutete mit der Hand auf die lachende Landschaft hiraus. Aber immer wieder überlief es ihn, wie mit einem Schauder, wenn der Zug unter schrillem Pfiff der Lokomotive durch einen Tunnel hinbrauste.

Ich riet ihm, wenigstens von Genua aus nicht den Weg an der Riviera di Levante entlang zu nehmen, sondern mitten durch's Land zu fahren, um die aus fast ununterbrochener Tunnelreihe bestehende Strecke zu vermeiden.

Er sagte das zu und dankte mir für meine Aufmerksamkeit. Ein eigentliches Gespräch zwischen uns kam von da an nicht mehr zu Stande. Seine Ruhe schien bei jeder neuen Tunnel-Durchfahrt mehr von ihm zu weichen, und er vermochte sich endlich nicht mehr dazu zu zwingen, kaltblütig zu erscheinen. Ich sah, wie ihn ein Nervenschauer nach dem anderen durchrüttelte, und, je unerklärlicher mir der Wechsel seines ganzen Auftretens nach dem vergangenen Abend erscheinen mußte, umsomehr begann ich ihn zu bedauern. Er fragte mich nur noch in Unterbrechungen nach dem genauen Ziel meiner Reise, notirte sich mein Hôtel, ließ sich die Dauer meines Aufenthalts dort auseinandersetzen und wollte wissen, wohin ich mich dann wenden würde.

Ich mußte schließlich versprechen, ihm nach Rom zu schreiben, sobald ich die Riviera verlassen würde, um ihm meinen neuen Aufenthaltsort mitzuteilen. Auch meine Adresse

in Deutschland zeichnete er sich auf meine Visitenkarte. „Ich darf Sie um keinen Preis aus den Augen verlieren," sagte er, als ich lächelte, „dies kann unmöglich unser Abschied für's Leben sein; wir sind uns näher getreten, als Reisegenossen sonst. Zudem weiß ich, daß Ihnen meine Gesellschaft nicht zuwider ist, und da ich Ihnen andererseits ganz ohne gêne versichern darf, daß ich gern mit Ihnen zusammen bin, so sehe ich nicht ein, warum wir uns für immer trennen sollten, besonders da ich ein freier Mann bin und nichts darauf ankommt, wo in der Welt ich Geld und Zeit todtschlage. Wenn Sie so recht mitten in die Bergwelt hineingehen, komm' ich zu Ihnen."

Diese Art, sich liebenswürdig und offen zu äußern, hatte etwas ungemein Bestechendes für mich, und ich sagte ihm zu, daß ich es mir angelegen sein lassen werde, mit ihm im Frühling in der Schweiz zusammenzukommen. Er dankte mir dafür und fing noch einmal, wie um den Schein einer Aufdringlichkeit zu rechtfertigen, davon an, wie überflüssig er sich vorkomme und wie einsam in der Welt er dastehe. „Haben Sie sich je überflüssig gefühlt?" fragte er. „Es ist eigentlich das grauenhafteste Gefühl, das es geben kann. Auf dem Gute war ich nie zu etwas nütze; der alte Verwalter, der die ganze Bewirtschaftung seit Jahrzehnten führt, würde mich scheel angesehen haben, wenn ich mir erlaubt hätte, ein Wort dreinzureden, selbst vorausgesetzt, daß ich's besser verstanden hätte als er, was keineswegs der Fall war. Es ging Alles unter

seiner Leitung einen so vortrefflichen Gang, daß es garnicht besser gehen konnte. Dann suchte ich für die Armen in den Dörfern zu sorgen, aber da pfuschte ich dem Pfarrer in's Handwerk, und wurde dringend ersucht, Jedem das Seinige zu lassen. Wenn ich nur gewußt hätte, was das Meinige war! So lange meine Frau lebte, war mein Tag ausgefüllt und ich tröstete mich mit dem Gedanken an die Zukunft, daß ich für meine Familie leben wollte. Der Wunsch wurde mir ebenfalls vereitelt. Ich versank in eine Art von Melancholie, aus der ich mich erst aufraffte, als meine Umgebung ernstlich an meinen Verstandskräften zu zweifeln begann, und dann ging ich auf Reisen; es soll ja auch eine Beschäftigung sein, sagt man."

Er erschien mir heute niedergeschlagen, und ich schob das darauf, daß er über sich selbst zürnte, weil seine erhoffte Selbstbeherrschung ihn bei den zahllosen Tunnels nun doch wieder im Stiche ließ. Als wir uns der Riviera näherten, wurde er plötzlich sehr unruhig und mein Versuch, ihn durch den Hinweis auf die Schönheit der noch in vollem Grün prangenden Waldhöhen zu zerstreuen, die wir jetzt langsam, über die schwindelnden Bergtiefen hin, durchfuhren, scheiterte völlig. Er erkundigte sich, wielange man bis Genua noch fahre, ob immer am Meere entlang und endlich, ob häufig Unglücksfälle auf der Bahnstrecke vorgekommen seien.

Er flößte mir wirklich Schrecken ein, wie er mich so mit verstörten Gesichtszügen anstarrte, als ob er von meinen Aus-

sprüchen Tod oder Leben erwarte. „Die Tunnels am Meere entlang werden in diesem Falle ein Glück sein,“ sagte er sehr niedergeschlagen, „ein Uebel hebt das andere auf.“ Dann unterbrach er sich wieder, plötzlich auflachend: „Bin ich nicht ein Kind? Spotten Sie doch über mich! Mitleid hab' ich wahrhaftig nicht verdient. Ich komme mir selbst unendlich verächtlich vor.“

Endlich hatten wir Savona erreicht, der Zug hielt, und das Mittelmeer lag in goldüberstralter Bläue vor uns. Es war ein entzückender Anblick und ich wäre am Liebsten in einen lauten Jubelruf ausgebrochen. Aber, da ich Egberts Gesicht streifte, hielt ich an mich. Er preßte die Zähne fest aufeinander und drückte die Fingernägel in seine Handfläche ein, als wenn er sich mit aller Gewalt zwingen wolle, ruhig zu bleiben. Durch seine Augen lief der alte Ausdruck der Starrheit wieder hin, jetzt erschreckender ausgeprägt, als je zuvor. Es that mir leid, ihn in solchem Augenblick verlassen zu müssen, aber ich wußte ja ohnehin, daß ich ihm nichts helfen konnte. Und so drückte ich ihm die Hand und sagte ihm einige ermutigende Worte, wie, daß es ja nun bald überstanden sei und daß er sich lang ausstrecken und zu schlafen versuchen möge.

Er hielt meine Hand eine Zeitlang fest in der seinen, schien etwas sagen zu wollen, das ihm schwer wurde, unterdrückte es wieder und brachte mühsam hervor: „Leben Sie wohl, lieber Freund; — wir sehen uns wieder, hoff' ich, haben Sie Dank, besten Dank!“

Dann verließ ich das Koupé, um auf dem Bahnhof

auf- und nieder- zu promeniren, da der Zug von Genua noch nicht vorgefahren war. Der, in dem Egbert saß, setzte sich bald wieder in Bewegung. Ich sah ihm nach und erblickte meinen Gefährten noch einmal an dem vom Meere abgelegenen Koupéfenster, wie er mir zunickte und dann aufrecht, immer das Gesicht in die Berge hinausgewandt, stehen blieb. „So wird er's aushalten," dachte ich. Dann kam auch an mich die Reihe des Einsteigens, und, ganz im Gegensatz zu meinem neugewonnenen Freunde, hielt ich den Kopf aus dem Fenster nach der See zu heraus, um die leise aufrauschenden, blauen Wellen wieder mit einem nun nicht mehr unterdrückten Jubelruf zu begrüßen.

Die Fahrt war so berauschend, wie sie nur je gewesen, und ich muß gestehen, daß ich den Gedanken an Egbert darüber in den Hintergrund zurückdrängte und das Hochgefühl, wieder südliche Luft zu athmen, voll auf mich einwirken ließ. Nach Verlauf weniger, wie im Traum vorübergeflogener Stunden war ich am Ziele, und alles Neue und Anregende, das der Aufenthalt mit sich brachte, gab mir genug zu thun, um Egberts nur gelegentlich einmal denken zu können.

Nach zwei Tagen erhielt ich eine Depesche von ihm aus Rom, daß er glücklich dort angelangt sei. Vier Wochen später schrieb er mir einen sehr liebenswürdigen Brief, daß es mit seiner Kur über Erwarten gut gehe, und daß er zwischen dem Besichtigen aller Sehenswürdigkeiten und den Ausflügen in die Umgegend weiter nichts vermisse, als zusagende Gesellschaft,

die er nicht finden könne. Zum zweiten Male schrieb er mir dann im März, daß es ihm vortrefflich ergehe und daß er längst als völlig Geheilter zu mir gekommen sein würde, wenn er die Begegnung mit dem Meere nicht vorläufig noch lieber vermeiden wollte. Der Brief, der sichtlich in bester Laune geschrieben war, schloß mit dem Wunsche eines baldigen Wiedersehens und machte den wohlthuendsten und beruhigendsten Eindruck auf mich.

Ich blieb ein halbes Jahr und darüber an den verschiedenen Winterstationen der Riviera, um dann durch das südliche Frankreich in die Schweiz zu gehen. Ich schrieb an Egbert dann von Interlaken aus und teilte ihm mit, daß ich seines Besuches nun gewärtig sei. Kurz darauf meldete mir eine Depesche den Tag seiner Ankunft und wir sahen uns angesichts der Jungfrau, die in ihrer Majestät schimmernd und leuchtend herübergrüßte, wieder.

Egbert war nicht auffallend verändert. Nur das Gesicht erschien mir voller und die Farbe gesunder. Seine Augen blickten ruhig und heiter und unsere Wiederbegegnung war eine äußerst herzliche. Ganz war er mit der Wahl unseres Aufenthalts freilich nicht zufrieden. „Sie werden Seefahrten machen wollen," sagte er, „und ich vermeide sie noch immer. Ich habe mich zu Lande und auf Umwegen hierher geschlichen."

Die Aeußerung kam mir wunderlich vor, da seine ganze Haltung jetzt etwas so Ruhiges und in sich Gefestetes angenommen hatte, daß mir ein Rückfall in seine frühere Idiosyn-

krasie undenkbar erschien. Dennoch beschloß ich, seine Nervenstärke niemals auch nur auf die leichteste Probe zu stellen und kam ihm insoweit entgegen, daß wir, sobald es die wärmere Jahreszeit erlaubte, nach Mürren, mitten in's Hochgebirge des Berner Landes, übersiedelten, wo wir nichts vor uns und um uns hatten, als die wolkenanstrebenden Bergriesen, die bis tief herab der schimmernde Firnschnee bedeckte. Die beiden Hôtels dort oben waren noch fast leer, und da unsere einzigen Mitbewohner, ein Dutzend Engländer, den Tag hindurch jede Höhe im weitesten Umkreis zu erklettern sich für verpflichtet hielten, wohnten wir so recht in der Einsamkeit des Hochlands, sahen nichts, als die Großartigkeit der Natur, und konnten uns selbst und ihrem Genusse ausschließlich leben.

In diesen Wochen lernte ich Egbert erst ganz kennen und wir nannten uns nun mit Recht Freunde. Er war heiter und gesprächig, zu Allem aufgelegt und für Alles interessirt. Sein Wesen schien sich vollständig gewandelt oder vielmehr zu dem ursprünglichen Charakter zurückgefunden zu haben. Wir berührten das, was mich bei dem ersten Zusammensein mit Egbert so peinlich betroffen hatte, nie mit einem Wort. Er vermied auch jedes Gespräch über seine Frau geflissentlich, was mich um so mehr verwundern mußte, als er mir auf eine gelegentliche Frage die Antwort erteilt hatte, daß sie im ersten Wochenbett nebst ihrem Kinde gestorben sei, sodaß meine Vermutung, daß sich an ihren Tod besonders aufregende und schmerzvolle Erinnerungen für ihn knüpften, damit zusammenfiel.

Er schloß sich sehr eng an mich an und nahm an Allem, was mich anging, lebhaften Anteil, sodaß wir eine innere Zusammengehörigkeit in verhältnißmäßig kurzer Zeit und eher gewannen, als dies bei einem Zusammenleben in irgendeiner großen Stadt daheim je hätte der Fall sein können. Die Umgebung, deren Großartigkeit auf uns Beide gleich einwirkte, knüpfte das Band zwischen uns nur enger. Wir konnten stundenlang zu den eisumstarrten Alpenriesen hinaufblicken und uns an der Schönheit ihrer Formen berauschen, ohne ein Wort miteinander zu sprechen und uns doch gegenseitig verstehend. Ich faßte endlich ungern und nur gezwungen den Entschluß zur Heimreise. Verbindlichkeiten, die keinerlei Aufschub mehr erlaubten, riefen mich nach Deutschland zurück.

Egbert nahm die Nachricht sehr niedergeschlagen auf aber er sagte nichts, um mich zurückzuhalten. Wir sprachen von seiner Zukunft. Unabhängig, wie er war, galt es für ihn gleich, wo er sich niederließ, und da er seinen krankhaften Zustand zwar derart überwunden hatte, daß schwerlich Jemand geglaubt hätte, in welchem Znstande ich ihn das erste Mal getroffen, aber doch seine Scheu vor dem Wasser noch immer bewahrte und niemals zu einer Fahrt auf diesem trügerischen Element zu bewegen gewesen wäre, widerriet ich ihm entschieden, auf sein Gut am Meer zurückzukehren, und er stimmte mit mir darin überein, daß es am Besten sei, noch einen Winter in Italien zuzubringen.

Wir saßen miteinander auf der Gartenterrasse angesichts

der Jungfrau und entwarfen, wie die Stunde und die Stimmung sie eingaben, Zukunftspläne und plauderten von dem, was uns das Herz hoffnungsvoll bewegte. Egbert war schon eine Weile sehr schweigsam geworden und blickte mit sonderbarer Starrheit vor sich hin. „Glauben Sie an eine Nemesis?" fragte er plötzlich, als auch ich verstummte. Er mochte die in meinen Zügen sich abspiegelnde Verwunderung lesen, denn er fügte gleich hinzu: „Es kommt mir so plötzlich, ich weiß nicht weshalb? Ich habe vielleicht heute irgend etwas gelesen, was die Frage in mir anregte. Sie sind ja von Berufswegen schon mit einer derartigen Frage in Berührung getreten. Glauben Sie an eine Nemesis?"

Die Wiederholung der Frage klang dringend, fast unruhvoll. Ich sah ihn forschend an. „Darüber ließe sich viel sagen," entgegnete ich, „und wer an die Zweckmäßigkeit dieser sogenannten, sittlichen Weltordnung glaubt, wird Ihre Frage unbedingt bejahen müssen. Sie wissen, daß ich auf anderem Standpunkt stehe."

„Sie verneinen die Notwendigkeit also?" fragte er, mich unterbrechend, hastig.

„Nicht unbedingt, insofern ich Beispiele erlebt habe, die für die Bejahung deutlich genug sprechen, aber es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, daß sich jedes Vergehen hinieden räche. In meiner Vaterstadt sind Leute, die durch schamlosen Betrug und das Unglück zahlloser Menschen zu Reichtum und Ansehen gelangten, in der Fülle des Glücks und im hohen Alter gestorben. Das hat mich als Kind schon an der sogenannten,

göttlichen Gerechtigkeit zweifeln lassen, obgleich ich damals noch sicher erwartete, daß wenigstens der Höllenpfuhl sie nach ihrem seligen Ende aufnehmen werde." Ich suchte die ganze Sache in's Humoristische zu ziehen, aber das schien sehr wenig seinen Wünschen zu entsprechen.

„Man sollte zum Wenigsten glauben," sagte er nach einer Weile nachdenklich, als ob er mit sich selbst spräche, „daß diese irdische Gerechtigkeit an einem Opfer genug hat und nicht, wie der biblische Gott, die Sünde der Väter bei den Kindern bis in's dritte Glied heimsuchen wird. Es ist ein niederschmetternder Gedanke, wenn man annimmt, daß sich ein Fehltritt mit seinen Folgen vererben werde, und daß der Schuldige jeden Augenblick der Rache gewärtig sein muß; aber es ist freilich auch erdrückend, zu denken, daß es keine Rache geben sollte und daß man ungestraft glücklich werden kann, wenn man anderes Glück vernichtete. Ich finde aus diesem Dilemma keinen Ausweg."

„Dem Schriftsteller tritt keines entgegen," erwiderte ich leichthin, „denn er ist von Amtswegen verpflichtet, eine göttliche Gerechtigkeit walten zu lassen. Was würde das verehrliche Publikum wol sagen, wenn nicht Alles „befriedigend" ausliefe, d. h. wenn nicht die Schuldigen gestraft und die Unschuldigen belohnt würden? Wehe dem Kühnen, der diese Forderung unberücksichtigt läßt und bei dem das Laster triumphirt; die Welt wendet sich mit Entsetzen von seinen Werken ab. Hier zum Wenigsten ist es uns verboten, das Leben, wie es ist, zu kopiren; wenn nicht in der Wirklichkeit, in der Fiktion will

das Publikum immer die Hand der Gerechtigkeit walten sehen um sich selbst einreden zu können, so müsse es sein und so sei es auch. Hatten Sie bei der Anregung dieser Frage ein bestimmtes Faktum im Auge? Sie wissen, daß ich nicht genug Beispiele nach der einen, wie nach der anderen Seite hin, erfahren kann."

Egbert sah mich sekundenlang starr an, als ob er über etwas nachdenke uud zu keinem befriedigenden Schluß kommen könne, dann schüttelte er langsam das Haupt. „Nein," sagte er kurz. Und damit endete das Gespräch.

Etwa eine Woche später nahmen wir Abschied voneinander. Ich ging nach Norddeutschland zurück und hörte von Egbert nur hin und wieder durch seine Briefe, die weder zahlreich, noch sonderlich ausführlich einliefen. Er blieb den Sommer in der Schweiz und ging im Herbst nach Italien zurück. Er klagte über Beschäftigungslosigkeit und Langeweile. Im nächsten Frühling überraschte er mich durch die Nachricht, daß er, da es in der Fremde fortan unaushaltbar für ihn sei, mich besuchen und, wenn es ihm in S. gefalle, sich dort niederlassen werde.

Aus diesem Brief, wie aus den letzten überhaupt, klang mir eine Art von Sehnsucht nach dauerndem Lebenszweck, nach einem gefesteten Heim auf deutschem Boden entgegen. „Er muß heiraten," dachte ich.

Im Mai kam er, sah so blühend gesund aus, wie nie, und hatte etwas noch Männlicheres und Ruhigeres in seinem Wesen, als sonst. Er nahm eine Wohnung im gleichen Hause

mit mir, und wir waren viel und gern beisammen, so oft es meine Zeit erlaubte, die damals freilich ungewöhnlich in Anspruch genommen war. Ich führte ihn in die Familien ein, in denen ich selbst verkehrte, und überall fand er freundliche Aufnahme und warmes Entgegenkommen, so daß er nach den ersten Wochen mir bereits versicherte, er fühle sich herzlich wohl in unseren Kreisen und es lasse sich gut in meiner ungerecht verleumdeten Heimat leben.

Als im Herbst die Gesellschafts-Saison begann, war er fast allabendlich außer dem Hause, und ich hätte schließlich Grund gehabt, mich über seine Vernachlässigung zu beklagen, wenn mir die Ursache nicht bald bekannt geworden wäre und mich mit frohen Hoffnungen erfüllt hätte. Ein junges Mädchen aus meiner nächsten Bekanntschaft hatte seine Neigung gefesselt, und ich konnte ihm nur Glück dazu wünschen, wenn er bei ihr Erhörung fand. Sie war schön, von tiefer Herzens- und Geistesbildung, und die verkörperte Lebenslust. So schien sie mir geschaffen, eine Natur, wie die Egberts, zu ergänzen und ihn dauernd glücklich zu machen.

Um Weihnachten gestand er mir seine Neigung mit einer Art von Verschämtheit ein, über die ich ihn auslachen mußte, und am Neujahrstage wurde die Verlobung veröffentlicht. Es war ein von Glück und innerer Heiterkeit stralendes Paar, das man allgemein in der Stadt beneidete und dem man eine glänzende Zukunft prophezeite. Egbert war wie in ein Meer von Glück getaucht, und überraschte mich zu verschiedenen

Malen mit der Versicherung, daß er soviel nicht verdient habe und daß ihm um die Dauer bange sei. Die Zukunftspläne, die das junge Paar entwarf, liefen dahinaus, daß sie ein Jahr auf Reisen gehen und dann endgiltig auf Egberts Besitzungen sich niederlassen wollten. Da mein Freund nie mehr mit einem Wort auf seine Idiosynkrasie gegen das Meer zurückgekommen war, mußte auch ich gegen diesen Entschluß nichts einzuwenden.

Die Hochzeit war schon für den April festgesetzt, als Egbert eines Tages, — es war Ausgang März, — mit verstörtem Blick zu mir auf's Zimmer kam und mir auf meine besorgte Frage, was denn geschehen sei, zur Antwort gab, er habe soeben einen Brief erhalten, der ihm den Tod seines Gutsverwalters melde und seine Anwesenheit zu Hause sofort und dringlichst erfordere, da vollkommen anarchische Zustände dort eingetreten zu sein schienen. Er gab mir das Schreiben zu lesen und ich mußte ihm danach bestätigen, daß eine Heimreise unumgänglich sei, begriff aber nicht, was ihn so auffallend bei dem Gedanken erregen konnte.

Als ich ihm das unumwunden erklärte, sah er mich mit einer gewissen Bestürzung an und sagte: „Das können Sie freilich nicht verstehen, lieber Freund, es ist auch nur so eine Art Aberglauben von mir, daß ich fest überzeugt bin, ich komme nicht wieder zurück, wenn ich jetzt dorthin gehe.“

Ich lachte. „Das meinen Sie nicht im Ernst,“ erwiderte ich. Aber er nickte und sah mich mit einem plötzlich so

schwermütigen Ausdruck an, daß ich erschrak. „Nie soll weiter sich in's Land Lieb' von Liebe wagen, als sich blühend in der Hand läßt die Rose tragen," begann er nach einer kurzen Pause träumerisch, „hat das nicht Lenau gesagt? Es ist ein treffendes Dichterwort."

Ich wurde ungeduldig. „Glauben Sie an Ihre Untreue oder an die Ihrer Braut?" fragte ich unmutig.

Er schüttelte sinnend den Kopf. „Was red' ich auch," sagte er endlich, „aber Sie wissen, daß wir nicht immer Herren unserer Stimmungen sind. Ich wollte, dies wäre nicht gekommen."

„So schicken Sie einen Anderen, der an Ihrer Stelle Ordnung zu schaffen versteht," riet ich ihm. Aber das lehnte er ab; er kenne Niemanden, der dazu geeignet sei, was solle auch seine Braut davon denken, wenn er sich grundlos der ersten, ernsten Aufgabe entziehe, die an ihn herantrete? Er wolle ihr nicht als Feigling erscheinen, der sich hinter Vorahnungen zu bergen suche, wenn es darauf ankomme, zu handeln; er müsse gehn.

Ich sagte ihm noch, daß Alles ja in wenig Tagen beendet sein und daß ich ihn in der anderen Woche bereits wiedersehen würde; übrigens läge sein Gut ja nicht aus der Welt, und man sei in einer guten Tagereise dort. Er schien aber nicht sonderlich getröstet, als er wegging. Am nächsten Morgen reiste er ab, ohne mir noch einmal Lebewohl gesagt zu haben.

Dann hörte ich eine volle Woche nichts von ihm, ohne mich darüber zu beunruhigen. Seine Angelegenheiten mochten ihn länger festhalten, und seine Braut war wol jedenfalls über sein Treiben in Kenntniß gesetzt; damit tröstete ich mich. Umsomehr mußte es mich überraschen und befremden, als eines Morgens, — Egbert war über acht Tage fort, — seine Braut zu mir auf's Zimmer kam und mich mit dem Ausdruck der unverholenen Angst und Besorgniß fragte, ob ich von Egbert seit seiner Abwesenheit irgendein Lebenszeichen erhalten. Als ich das verneinen mußte, hielt sie ihre Tränen nur mühsam zurück und erzählte mir, daß sie in dem gleichen Falle sei, ja, Egbert habe auf keinen ihrer Briefe, so dringlich dieselben in den letzten Tagen gelautet, auch nicht auf ein gestern abgesandtes Telegramm, in dem sie sofortige Antwort erbeten, irgend etwas erwidert, und doch beweise die Bestellung der Briefe, die andernfalls wol zurückgekommen wären, daß Egbert auf Kusserow angekommen sei und noch dort verweile.

Ich beruhigte das völlig fassungslose Mädchen, so gut ich es vermochte, — obgleich mir, da ich der letzten Unterredung mit Egbert gedachte, keineswegs ganz harmlos zu Sinne war, — Egbert werde von Geschäften so belastet sein, daß er keine Minute zum Briefeschreiben erübrigen könne, wahrscheinlich komme er in diesen Tagen ohnehin zurück, vielleicht heute schon, und halte daher jedes Nachrichtgeben für überflüssig. So unglaubwürdig im Allgemeinen meine Entschuldigungsgründe für Egberts unver-

antwortliches Stillschweigen klangen, schien Erna doch eine Art von Beruhigung darin zu finden, um so mehr, als ich sie an Egberts Wunderlichkeiten, die sich nicht verleugnen ließen, erinnerte und sie um jeden Preis sich von ihren quälerischen Zweifeln erlösen wollte. Als sie gegangen war telegraphirte ich selbst an Egbert, in der Meinung, daß er mir gegenüber weniger zurückhaltend sein werde, aber ich wartete den Tag hindurch vergebens auf Antwort.

Als dann noch zwei Tage vergingen, ohne daß ich direkt oder indirekt das Geringste von Egbert hörte, suchte ich Erna auf, die sich aber vor mir verleugnen ließ. Ich begriff das nicht und ging zu ihrem Vater, der mir ebenso ernst als traurig entgegentrat. „Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief ich unwillkürlich, „Egbert“ —

„Ist ein Schurke,“ ergänzte der Mann mit fester Stimme, „nichts weniger.“

Ich beschwor ihn, mir Klarheit über Alles zu geben, was geschehen sei, und versicherte ihn von vornherein meiner innigsten Teilname. Anfangs schien er unschlüssig, dann aber sagte er: „Sie haben ihn uns ja zugeführt und tragen einen Teil der Verantwortung, die er auf sich geladen hat, so mögen Sie auch das Ganze erfahren; es ist ohnehin wenig genug. Sie wissen bereits, daß meine Tochter, trotz ihrer wiederholten, dringenden Bitten keine Nachricht von Egbert erhielt. Gestern kam der erste Brief von ihm, der zugleich der letzte ist. Es ist Alles aus, — da, lesen Sie selbst.“

Er nahm einen offenen, zerknitterten Brief von seinem Pulte und reichte ihn mir hin. Ich erkannte die Schriftzüge meines Freundes, obgleich sie unsicher und hie und da verwischt waren bis zur Unleserlichkeit. Das sichtbar in größter Aufregung hingeworfene Schreiben lautete:

„Geliebtes Mädchen! Was wirst Du all' die Zeit von mir gedacht haben, was wirst Du jetzt von mir denken, da ich Dir das schreiben muß, was Dir nicht so schmerzlich sein kann, wie mir! Es ist Alles zu Ende. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, ich kann das meine nicht halten. Du warst an einen Unwürdigen gekettet, Du darfst froh sein, von ihm erlöst zu werden, da es noch Zeit ist. Frage mich nicht um das Nähere, ich kann es Dir nicht sagen, wie ich es Niemandem sagen kann. Aber glaube mir, — es ist das meine letzte Bitte an Dich: ich kann nicht anders, als Dir für immer Lebewohl sagen, das Schicksal will es, ich würde wahnsinnig werden, wenn es anders wäre; und muß es werden, da es so ist. Zürne mir nicht, beklage mich, das ist Alles, was ich erbitte. Ich habe an Dir gefrevelt, aber ich war guten Glaubens, die Liebe trieb mich und verblendete mir alle Sinne. Ich glaubte genesen zu sein und das Letzte, was noch an Krankheit in mir schlummerte und den Schlaf meiner Nächte hin und wieder raubte, ganz überwinden zu können, wenn ich Dein war. Deine Liebe sollte mich vollends gesund machen. Ich war ein Wahnsinniger, der sein eigenes Verderben nicht erkannte und

Dich nun mithineingerissen hat. Kannst Du mir verzeihen? Ich wage es nicht zu hoffen und weiß doch diesen Rest von Leben nicht zu ertragen, wenn Du es nicht thust. Lebe wohl; diese Zeilen sind das Letzte, was Du je von mir erhalten wirst, ich kann nicht anders. Verdamme mich nicht, glaube mir, daß Du nie mehr Grund hattest, Mitleid zu fühlen, als hier, hier, wo Du liebtest. Ich werde Dich segnen mit meinem letzten Athemzuge, Erna, denn Du warst der Stern in dem Nachtdunkel meines Daseins. Lebe wohl, lebe wohl! Egbert."

Ich las die Zeilen mehrmals hintereinander, dann sah ich den Mann, der regungslos vor mir stand und mich ruhig beachtete, verwirrt an. „Begreifen Sie das?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln. „Nur eins: daß er eidbrüchig ist; ein solcher Mann ist ein Schurke in meinen Augen."

Ich mochte mich mit ihm in keinen Disput einlassen. „Mir erscheint er als ein Unglücklicher," sagte ich, „den man beklagen sollte, anstatt ihn zu beschimpfen. Zum Mindesten müßte man sich erst Klarheit über die Veranlassung zu diesem Schritte verschaffen."

„Das steht bei Ihnen," gab er mir mit kalter Gefälligkeit zur Entgegnung, „ich meinerseits muß gestehen, daß mich's darnach nicht gelüstet. Es giebt von dieser Stunde an keinen Zusammenhang mehr zwischen uns und jenem — Herrn."

Da ich nichts mehr zu erwidern wußte und erfahren hatte, so viel möglich war, ging ich. Zu Hause fand ich

einen Brief von Egbert, der nichts, als die Worte, enthielt: „Wenn Du Alles weißt, komm' zu mir, sobald Du kannst."

Noch am gleichen Tage reiste ich ab und kam am andern Morgen auf Kusserow an. Das Gut lag eine Wegstunde von der nächsten Bahnstation entfernt. Ich sah es schon von Weitem, als ich immer am Strande entlang, die Räder im Wasser, fuhr, aus Buchenwipfeln herübergrüßen. Es war eine herrliche Besitzung. Das Gutshaus war geschmackvoll im Villenstyl erbaut und der Park, der es rund umgab und bis an das Ufer hinabführte, von uralten Bäumen dicht bestanden. Es mußte sich gut dort hausen lassen.

Ich war auf dem kiesbestreuten Hofe vorgefahren und trat, von einem Diener geleitet, sofort in's Haus und durch eine Flucht von Zimmern bis an eine mit schwerer, dunkelgrauer Portière verhängte Thür. „Wie befindet sich der Baron?" fragte ich unterwegs und erhielt außer einem Achselzucken nur zur Antwort, daß es nicht besser und nicht schlechter gehe. Ein paar Minuten darauf stand ich vor meinem Freunde.

Er lag in einem kleinen, aber luxuriös ausgestatteten Zimmer auf dem Divan; die beiden nach dem Park herausführenden Glasthüren waren von Vorhängen bedeckt, sodaß nur ein mattes Dämmerlicht in dem Raum war. Egbert sah völlig verändert aus, ich erschrak, als er die müden, verschleierten Augen mit stumpfem, stieren Ausdruck auf mich richtete. Seine Gesichtsfarbe war noch bleicher, als damals, wo wir uns zuerst gesehen, und seine Züge erschienen

scharf, die Wangen hohl und der Mund zusammengekniffen, fast verzerrt. Die ganze Gestalt war wie gebrochen, wie unter der Wucht irgendeines Unglücks zusammengeknickt. Ich hätte solche Entstellung in so kurzem Zeitraum nie für möglich gehalten.

Der Diener war auf den Zehen hinausgeschlichen und wir waren allein. Da ich sekundenlang völlig fassungslos war, reichte mir Egbert die Hand, eine schmale, blutlose, abgezehrte Hand entgegen. „Nicht wahr?“ sagte er mit matter Stimme, „das hattest Du nicht erwartet? Aber es ist noch nicht zu Ende, es kann noch furchtbarer kommen.“

„Wovon sprichst Du?“ fragte ich, seine Hand drückend. Er lehnte sich müde zurück und schloß die Augen zur Hälfte. „Ich bin krank,“ sagte er, „unheilbar krank. Aber davon wollen wir nicht reden. Wie hat sie es aufgenommen?“

„Wer?“ „Erna. Weil ich das von Dir wissen wollte, hab' ich Dich gebeten zu kommen. Du bist gut, daß Du nicht gezögert hast. Ein Anderer hätte das nicht gethan.“

Wir waren Beide, ohne es zu wissen, in das brüderliche „Du“ hineingekommen, das er zuerst in seinem Briefe gebraucht hatte. Es schien, als ob das Unglück uns noch fester zusammenführte. Ich sagte ihm, daß ich Erna nicht gesprochen und daß ihr Vater so aufgeregt gewesen sei, daß ich wenig von ihm erfahren. Er nickte vor sich hin. „Er hat Recht, sagte er, „es muß hart sein, — die einzige, geliebte Tochter“ —

Es war wie ein Krampf, der dabei seinen Körper schüttelte. Als er dann wieder ruhig ward, nahmen seine Augen einen

beängstigend starren Ausdruck an, und zugleich prägte sich in seinem Antlitz eine so müde Hinfälligkeit aus, daß er mir unendlich erbarmenswürdig vorkam. Ich wußte nicht, wo ich beginnen, was ich sagen sollte. Wie ist das Alles gekommen?" fragte ich endlich, „erleichtere Dich durch ein unumwundenes Geständniß, Du weißt, daß Du mir Alles vertrauen kannst."

Ein Lächeln flog über seine Züge, als er mich treuherzig anblickte. „Ja„ das weiß ich," sagte er langsam, „und darum sollst Du auch Alles erfahren, bis auf's Letzte. Aber nicht jetzt, nicht heut, ich bin nicht im Stande dazu."

„So sage mir wenigstens das Eine," fiel ich ein, „was fehlt Dir? Wie ist diese plötzliche, unheilvolle Veränderung mit Dir vorgegangen? Du reisest ab, gesund, froh und hoffnungsvoll und nun find' ich Dich so, und stehe vor einem unlösbaren Rätsel."

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, der unheimlich in der Stille klang. „Hab' ich Dir nicht gesagt, als ich ging," entgegnete er nach einer Weile, „ich würde nicht mehr zurückkehren? Meine Ahnung hat michnicht betrogen, schwarze Ahnungen trügen mich nie. Aber Du hast Recht, es ist sehr schnell gekommen, so schnell hatt' ich mir's selber nicht vermutet und doch war's im letzten Augenblick, der der Entscheidung voranging. Red' ich unverständlich? Ich glaub' es wol, mein Kopf schmerzt und die Schläfen hämmern mir zum Zerspringen. Wer soll da einen vernünftigen Gedanken fassen? Das Meer hat's mir angethan, lieber Freund, Du kannst nicht

wissen, welche unwiderstehliche Macht es über mich ausübt; ich aber hätt' es ahnen sollen. Solange ich von hier fern war, war's, als ob der Bann von mir gewichen sei, der alle meine Kräfte lähmte, der mich zum Elendesten der Sterblichen machte, ich durfte hoffen, nachdem ich soweit genesen war, ganz zu gesunden, und die Liebe streckte mir ihre Arme hilfbereit entgegen; — ich war ein wahnwitziger Thor! Wen es einmal gepackt hat, den läßt es auch nicht wieder los, er ist ihr verfallen. Hörst Du es brausen? Die Wellen lecken schon bis an die Dünen hinan, der weiße Schaum wirbelt auf, der Wasserschwall türmt sich in die Höhe, und wenn er niederfällt, begräbt er Alles darunter, was atmet, — auch mich, auch mich — Wie ein Alp, den keine Macht der Welt abschütteln kann, liegt es mir auf der Brust und erstickt mir die Lebenskraft langsam, langsam, — aber unendlich qualvoll." —

Mit einem wilden Stöhnen, das sich aus seiner Brust hervorrang, sank er in die Polster zurück. Er hatte anfangs mit der müden, verschleierten Stimme gesprochen, die ihm jetzt eigen zu sein schien, aber allmälig sich langsam aufrichtend und mit den weit aufgerissenen Augen wild in's Leere stierend, erhob er seine Stimme immer mehr, bis er mit einem gellenden Schrei endete. Nun lag er still und unbeweglich, und ich stand neben seinem Lager und wußte nicht, was ich beginnen sollte.

Aber ehe ich noch einen Entschluß fassen konnte, hatte er

bereits die Augen wieder aufgerissen und schien sie auf einem bestimmten Punkt starr haften zu lassen, den ich nicht bemerken konnte. Wieder hob er langsam, wie mechanisch, den Oberkörper in die Höhe und wies mit den zitternden Fingern seiner schmalen Hand in's Leere. „Hörst Du das?" flüsterte er mit tonloser Stimme, geisterhaft, „hörst Du? Das ist das Boot, — leise, leise, — wie es über die Wellen hintanzt, die so blau und klar an dem furchenden Kiel aufrauschen! Die Sonne spielt in tausend goldigen Ringen durch die durchsichtige Spiegelfläche und kein Lufthauch geht über dem Wasser; — wie das Ruder so sacht in die Flut taucht, im Takt, Schlag für Schlag, — und der Nachen fliegt hinaus, weiter, immer weiter, bis dahin, wo der Horizont in die Wellen zu sinken scheint, weiter, nur weiter — und nun ist das Ufer hinten versunken und nichts umher, als Wellen und Himmel; — da packt's mich unwiderstehlich: — du bist willkommen, Sturm, heule, bis die morschen Planken auseinanderbersten, und türme den Wogenschwall um uns, über uns; — huh, wie es saust! Aber es ist wohlig, die heiße Stirn im Wasser zu baden, und da schwimmt ja der Kahn, ein kräftiger Armstoß und nun fest an die Planken angeklammert, — hui, das ist eine Fahrt, eine Götterfahrt, Max, — was? auch Du? Einer von uns Beiden muß herab! Du oder ich! Beide retten die Planken da nicht, und Beide können wir auch die Gleiche nicht lieben, — das hab' ich Dir schon oft gesagt, aber Du wolltest nicht hören, nun büße es; — weg da mit der Hand,

weg, sag' ich, — nicht ich stoße Dich herab, — warum hältst Du nicht fester? Hinab! Hinab! Sieh' mich nicht so verzweifelt an, ich habe es nicht gethan, ich nicht. — Hinab, hinab."

Ein wilder, laut gellender Aufschrei, und mit keuchendem Atem sank Egbert reglos zurück. Sekundenlang lag er dann so still, daß ich seinen Atem nicht hören konnte und ängstlich auf seinen Herzschlag lauschte. Dann kam der Atem zurück, erst leise, dann immer stärker, und endlich scholl er tief und ruhig. „Nun ist es vorüber, er schläft," sagte der Diener, der unhörbar in's Zimmer getreten war und neben mir stand. Ich sah zweifelnd auf den Daliegenden. „Wir können ihn jetzt getrost verlassen," fuhr der Diener fort, „dieser Schlaf währt mehrere Stunden, ich habe das schon oft erlebt."

Wir schlichen auf den Zehen hinaus. Im Nebenzimmer ließ ich mich nieder, um für jeden Fall bereit zu sein. „Wann hat das angefangen?" fragte ich den Diener. „Am Tage nach seiner Ankunft bereits," war die Antwort. „Und was hat der Arzt gesagt?" fragte ich weiter.

Der Diener zuckte die Achseln. „Anfangs wollte der Herr Baron keinen bei sich sehen. Als der Anfall sich aber am zweiten Tage wiederholte, ließ ich ihn auf die eigene Verantwortung hin holen. Er hat den Herrn Baron lange beobachtet, schließlich den Kopf geschüttelt und gesagt, es sei ein Nervenleiden, das sich wieder heben werde, besondere Mittel seien nicht zu verordnen; sobald der Herr Baron reisefähig sei, müsse er fort, aber vorläufig sei nicht daran

zu denken, und man müsse die Krankheit austoben lassen" —

„Und ist er öfters wiedergekommen?" „Jeden zweiten Tag, ohne etwas Besonderes zu verordnen." „Und es ist mit jedem Tage schlimmer geworden?" „Das kann man nicht wol sagen. Die Anfälle haben sich nur regelmäßig wiederholt, aber wenn sie vorüber waren, trat regelmäßig fester Schlaf ein, und wenn er dann wieder aufwacht, ist der Herr Baron so, wie sonst: vollkommen klar, nur schwächer und müder. Aber der Arzt meint, das sei, weil er nur wenig Nahrung zu sich nimmt."

„Und — Sie wissen keinen Grund für das plötzliche Auftreten dieser Krankheit? Der Baron war kerngesund, als er S. verließ. Sie sagen, gleich am Tage nach seiner Ankunft habe es angefangen. Ist zu dieser Zeit irgendetwas vorgekommen —?"

Der Diener sah mich forschend an und zuckte dann die Achseln. „Ich weiß nichts." — „Vielleicht hat der Anblick des Meeres den Baron ungewöhnlich aufgeregt?" — „Möglich, ich verstehe das nicht." „War Ihr Herr gleich am ersten Tage am Strande? Er wohnt jetzt in einem Zimmer, das nicht auf das Meer hinausgeht." — „Am ersten Tage wohnte er drüben, wo der selige Herr Baron, sein Vater, gestorben ist. Das Zimmer hat einen Balkon nach der See hinaus. Dort hat ihn der erste Anfall gepackt. Als er sich erholt hatte, befahl er, das Zimmer nebenan für ihn ein-

zurichten, und das hat er seitdem mit keinem Schritt verlassen. Am Strande war er niemals."

„Und womit beschäftigt er sich?" „Mit Schreiben oder Lesen. Des Abends muß ich ihm Gesellschaft leisten und ihm etwas erzählen. Nachts schlafe ich hier nebenan, aber der Herr Baron hat mich noch nie gebraucht. Er schläft sehr unruhig, spricht auch abgerissene Sätze im Schlaf, aber der Anfall ist dann nie wiedergekehrt."

Ich überlegte. Aus Allem, was ich bisher erfahren und miterlebt, war mir nur eins klar geworden, daß Egbert auf dem Meere irgendetwas erlebt haben müsse, das sein Nervenleben in schreckhafter Weise angegriffen hatte und den Krankheitszustand sofort hervorrief, wenn er die See wiedersah. Ich fragte den Diener, ob es irgendetwas in Egberts Leben gäbe, das mit dem Meere in trauriger Weise zusammenhänge.

Er wollte anfangs nichts wissen. Als ich ihm jedoch sagte, daß ich Egberts bester Freund sei und Alles aufbieten wolle, um ihn zu retten, was ich aber nicht könne, ehe ich über die Krankheitsursache nicht ganz klar sähe, sagte er, mit einer Thräne im Auge: „Wenn Sie ihn retten könnten! Ich bin länger, als dreißig Jahre, auf Kusserow im Dienst und habe viel Schweres hier erlebt. Aber dies mitansehen zu müssen, wie der Herr Baron leidet, das ist das Schwerste, was es für mich geben kann. Ich glaube, ich thue kein Unrecht, wenn ich Ihnen erzähle, was ich weiß. Es ist nur

wenig. Unser junger Baron war früher eng befreundet mit dem Herrn von Elze auf Liebenow, der mit ihm gleichaltrig war. Eines Tages waren sie zusammen in des Herrn Barons Kahn auf das Meer hinausgefahren. Draußen hatte sich ein plötzlicher Sturm erhoben, der das Boot umschlug, und nur der junge Herr Baron rettete sich, Herr von Elze ertrank. Nach mehreren Tagen wurde seine Leiche unten in Liebenow an den Strand gespült. Das ist dem Herrn Baron sehr nahe gegangen. Seitdem hat er kein Fahrzeug mehr bestiegen und tagelang hat er sich eingeschlossen und keinen Menschen vor sich gelassen. Dann wurde er allmälig wieder ruhiger, und als er dann die Frau Baronin heiratete, war er wieder ganz der Alte geworden. Als die Dame freilich schon nach einem Dreivierteljahr starb, war Alles vorbei. „Es geht nun mit mir auch zu Ende, Peter," hat er gesagt. Dann wurde er auch sehr krank, die Aerzte sagten, es wäre ein Nervenfieber, und der viele Kummer hätt's ihm angethan. Aber er kam wieder auf und dann ging er auf Reisen. „Ich werde wol nie wiederkommen," sagte er. Nun, wiedergekommen ist er ja; aber Gott erbarm' sich über ihn, ich glaube nicht, daß er's zum zweiten Male durchholt."

Der Graukopf senkte seine Stirn und trocknete sich verstohlen mit der Hand die Augen. „Also das ist es," dachte ich, „ich hätte Schlimmeres gefürchtet." Laut sagte ich: „Die Hauptsache ist, daß er von hier fortkommt. Ich werde morgen mit dem Arzt die nötige Rücksprache nehmen. Ich

danke Ihnen, Peter, ich hoffe, wir bringen ihn noch einmal durch. Und nun gehen Sie, Sie werden auch Ruhe nötig haben, denn man sieht es Ihnen an, daß Sie des Nachts wachen. Ich bleibe hier und lasse Sie rufen, sobald etwas vorkommt."

Es kostete einige Mühe, den Alten fortzubringen; wie es schien, vertraute er die Sorge um seinen Herrn ungern einem Andern an.

Als ich allein war, überlegte ich noch einmal, was ich gehört hatte. Weshalb Egbert sein Wort an Erna zurück gegeben, fand dadurch keine Erklärung, wenn man nicht annehmen wollte, daß sein geistiger Zustand vollständig in Zerrüttung geraten war. Ich hatte nicht lange Zeit, darüber zu grübeln, denn aus dem Nebenzimmer hörte ich Egbert meinen Namen rufen. Ich trat ein und fand den Freund mit klarem, ruhigen Blick mir entgegenschauen. Auf meine Frage, ob es ihm besser gehe, erwiderte er mit klangloser Stimme: „Viel besser. Ich glaube, ich war sehr krank, aber nun ist es überstanden. Hab' ich nicht viel tolles Zeug durcheinandergeschwatzt?"

Ich nickte. „Aber ich erinnere mich dessen nicht mehr," setzte ich hinzu.

Das schien ihn sehr zu befriedigen. „Wirklich nicht?" sagte er, „ich weiß auch selbst nicht mehr, was es war und wie es kam. Es ist, wie ein Krampf der sich austoben

muß. Ich fühle mich jetzt so wohl, wie lange nicht mehr, ich glaube, die Krisis ist vorüber."

„Das hoff' ich auch," fiel ich ihm in's Wort, „und morgen werden wir an die Heilung denken." „Heilung?" fragte er gedehnt, „wie verstehst Du das? Giebt es da ein Mittel?"

„O ja," erwiderte ich, „dasselbe, das Dir vor Jahren geholfen hat, als ein wunderlicher Zufall uns zusammenführte. Du wirst wieder reisen."

Er lächelte trübe. „Reisen? Ja, ich werde abreisen," sagte er dann plötzlich, „und zwar für immer, — hörst Du, für immer!" Dabei ergriff er meine Hand und drückte sie krampfhaft in der seinen.

„Für immer," sagte ich, „natürlich, was wolltest Du auch hier noch?"

Er nickte zufrieden. „Dann müssen wir uns wol Lebewohl sagen," rief er plötzlich.

„Oder ich gehe mit Dir," sagte ich.

„Du?" Er sah mich verwundert an, „ja so, — Du könntest mit mir gehen, das ist wahr, daran habe ich nicht gedacht." Dann versank er minutenlang in ein Hinbrüten, aus dem ich ihn nicht wecken mochte. Endlich fragte er, wie spät es sei, und als ich ihm das beantwortet hatte, ob das Meer heute ruhig oder aufgeregt sei.

„Das Letztere," sagte ich, „die Wellen toben, daß sich kein Fischerkahn hinauswagt."

„Das hatte ich mir gedacht," erwiderte er lächelnd. Dann schwieg er abermals eine zeitlang und sah nachdenklich vor sich hin. Endlich sagte er: „Ich will mich nun zum Schlafe niederlegen. Ich denke, ich werde diese Nacht so fest und tief einschlummern, daß Ihr garnichts von mir hören sollt. Rufe Peter herein und dann geh' und suche Dein Zimmer auf, lieber Freund, ich möchte dann keinen Menschen mehr um mich haben. Ich werde Peter verbieten, daß er die Nacht hindurch wacht, wie sonst; ich bedarf heute Niemandes, und bin so abgespannt, daß ich nur Ruhe nötig habe, viel Ruhe."

Ich wollte etwas erwidern, aber er winkte mir mit der Hand ab. „Ich weiß, was ich sage," fuhr er fort, „ich bin ganz klar. Thu' mir's zu Liebe, daß Ihr mich diese Nacht ganz in Ruhe laßt. Morgen, morgen habt Ihr dann wieder Euren Willen."

Ich drückte auf die Klingel, und Peter erschien. „Nun laß uns allein," bat er. Ich reichte ihm die Hand, die er herzlich in der seinen preßte. „Gute Nacht," sagte ich.

Er sah mir mit einem eigentümlichen Blick gerade in's Gesicht. „Denke nicht zu schlecht von mir," flüsterte er, „hörst Du? Ich war Dein Freund. Hab' Dank für Alles, leb' wohl".

Es schien mir, als wollte er noch etwas zufügen, aber er nickte nur freundlich, als ich ging, und als ich unter die Thür trat, hörte ich ihn noch einmal sagen: „Leb' wohl!"

Ich suchte das mir angewiesene Zimmer auf und wartete

eine Weile, ehe ich nach Peter die Glocke zog. Nach einer Weile kam er und berichtete mir auf meine Fragen, daß er heute sehr hoffnungsvoll sei, der Herr sei so ruhig, wie er noch niemals gewesen, und scheine ihm so ermüdet, daß er vielleicht wirklich einen gesunden Schlaf finden werde. Er habe ihn das Fenster nach dem Park zur Hälfte öffnen lassen, damit kühle Luft im Zimmer sei und er nicht wieder unter Hitze zu leiden habe. Dann habe er ihm, wie allabendlich, die Hand gedrückt und ihn gebeten, ruhig zu Bette zu gehen, er werde klingeln, wenn er Jemanden nötig habe. Damit war Peter hinausgegangen. „Ich werde auf der Lauer liegen," sagte er, „wenn doch etwas passiren sollte, aber es ist möglich, daß mir die Augen auch zufallen, wenn es still bleibt. Beim ersten Klingelton fahr' ich ohnehin aus dem tiefsten Schlaf auf, es ist also nichts zu besorgen." So verabschiedete er sich von mir, da ich ihm keine weiteren Aufträge zu erteilen hatte, und ich blieb allein.

Eine Zeitlang durchwanderte ich rastlos und in Gedanken versunken das Zimmer, dann genoß ich etwas von dem Abendessen, das mir Peter heraufgesandt hatte, und trank ein paar Gläser Wein. Endlich warf ich mich in den Kleidern auf's Bett und fuhr fort, zu meditiren und die sich in mir kreuzenden Entschlüsse zu wägen. Darüber befiel mich selbst eine wunderliche Müdigkeit, die ich der Nachtfahrt auf der Eisenbahn und den mannigfachen Aufregungen des Tages zuschrieb, und ich schlief ein. Wie lange ich dagelegen, weiß

ich nicht. Aber plötzlich, — ich hatte gerade sehr wirr geträumt, — fuhr mir eine eiskalte Hand über die Stirn hin. Ich fuhr mit einem unwillkürlichen Ausruf empor. Es war Peter, der vor mir stand. Durch die Scheiben des hohen Fensters, dessen Laden ich nicht vorgelegt, drang graues Morgenlicht. Die Züge des Alten erschienen mir geisterhaft und verstört in dieser Beleuchtung.

„Um Gotteswillen, was giebt's?" fragte ich auffahrend.

„Es ist vorüber," sagte er mit tonloser Stimme.

Es durchzuckte mich, wie mit kaltem Stahl, aber ich verstand ihn nicht. „Egbert?" fragte ich.

„Er ist todt," erwiderte er leise.

„Todt" — Ich sprang vollends empor und starrte ihn, wie eine Erscheinung an, „todt?"

„Sie bringen ihn eben," sagte er mit einer Stimme, die von Thränen erstickt war.

Ich begriff ihn noch immer nicht, ich empfand nur, daß etwas Schreckliches geschehen sein müsse.

„Wen bringen sie?" fragte ich.

„Den Baron; er ist todt, er hat sich ertränkt."

Jetzt dämmerte erst das volle Verständniß in mir auf, und ein kalter Schauer durchrieselte mich. Der Frost schlug mir die Zähne wild aufeinander. Ich stürzte, ohne mehr zu fragen, die Treppe hinunter. Das ganze Haus war in Aufruhr, man lief durcheinander und ein wirres Stimmengetöse scholl an mein Ohr. Ich eilte durch die Zimmer bis

an das, in dem ich Egbert verlassen. Es war von Menschen angefüllt. Ich drängte mich hindurch und stand vor dem Divan, auf dem er zuletzt gelegen. Jetzt lag seine Leiche dort. Ich berührte die Hand, die kraftlos herabhing, sie war kalt und starr; die Augen waren glanzlos, aber der Ausdruck des Entsetzens war noch in ihnen ausgeprägt. Ich drückte sie halb instinktiv zu; ein Krampf schüttelte mich. Sekundenlang flog ein Schwindel mir durch das Hirn hin und ich mußte die Augen schließen und mich an einen Sessel lehnen, um nicht niederzusinken. In diesem Moment kam der Arzt an. Er untersuchte den Leichnam hastig, horchte an der Brust des Daliegenden, ob noch Atem darin sei, dann schüttelte er den Kopf. „Er ist todt," sagte er, „jeder Wiederbelebungsversuch ist überflüssig. Wo habt Ihr ihn gefunden?"

Einer von den Männern, die lautlos umherstanden, nahm das Wort.

„Wir waren schon aufgestanden," sagte er, „und wollten eben nach dem Wetter aussehen, als Peter den Gang herabgelaufen kam und uns um Gotteswillen beschwor, mit einem Kahn herauszufahren. Der Baron habe sich auf's Meer gewagt, und es sei so unruhig, daß man das Schlimmste für ihn fürchten könne. Wir besannen uns auch nicht lange, obgleich es uns wunderlich vorkam, daß der Baron um die Zeit allein im Kahn hinausgefahren sei, was er sonst nie gethan hatte. Als wir hinauskamen — richtig! Da war das Boot und tanzte ganz munter auf dem Wasser, das ver-

teufelt hoch ging. Saß auch Jemand darin, den wir nicht erkennen konnten, der aber das Ruder eingezogen hatte, als wollt' er treiben lassen. „Den wollen wir bald einholen," sagt' ich, und wir zogen den Kahn in's Wasser. Fritz, Karl und ich sprangen hinein, legten ordentlich aus und fort ging's; in einer Viertelstunde kaum mußten wir ihn haben. Aber wir hatten uns in einem Punkt verrechnet. Kaum merkt der im Boot draußen, daß uns der Wellenschlag immer näher treibt, so steht er auf und winkt uns herüber, wir sollten da bleiben. Wir begriffen das nicht und kehrten uns auch nicht daran. Munter ging's vorwärts, aber anstatt uns entgegenzurudern, wirft der draußen seine beiden Ruderstangen über Bord und, immer hochaufgerichtet mitten im Kahn stehend, ruft er uns etwas zu, was wir nicht verstehen konnten, weil die Wellen einen Heidenspektakel aufführten. Der Fritz sagt jetzt, er hätt' die Worte gehört: „Es ist Verfalltag heute," aber ich glaub's nicht, weil das ja keinen Sinn hat. Als er nun aber merkte, daß wir Ernst machten und uns nicht abbringen ließen, auf ihn zuzuhalten, droht er uns einmal mit der Faust und dann, — ich weiß noch jetzt nicht, wie das so schnell möglich war, — dann sahen wir das Boot mit einem Male nicht mehr. Wir sahen uns alle Drei an und wußten nicht, was wir denken sollten, denn es war gradeswegs, wie Hexerei. „Da treibt's eben," schreit Karl endlich, „die Sturzwelle hat's umgeschlagen." Und richtig, so war's auch. Wir sahen den Kahn kieloben mitten in der Flut, ein paar Schuh

weit von dem Fleck, wo er eben noch gewesen war. Wir also d'rauf los, als ging's um's eigene Leben, denn wir wußten wohl, daß hier jede Minute etwas wert war. Mein' Leb'tage habe ich nicht so gerudert, wie heut, trotzdem die See so hoch ging. Aber wir kamen doch zu spät. Das machte, weil wir eine Weile nach ihm suchen mußten, als wir an Ort und Stelle waren; ich weiß nicht, ob ihn die Wellen weitergetrieben hatten oder ob er aus dem Kahn eine Strecke weit fortgesprungen war. Als wir ihn heraufholten, war er schon so starr, daß wir gleich wußten, was die Glocke geschlagen hatte. So lange hält's Keiner unter Wasser aus. Und dann haben wir ihn hergebracht, Herr Doktor; das ist Alles, was wir sagen können."

Es trat eine Pause ein, dann sagte der Arzt: „Es ist ein Unglücksfall gewesen, Leute. Der Baron fühlte sich wieder gesund und wollte seine Kraft im Rudern erproben. Dabei ist er zu tollkühn vorgegangen. Ihr habt Euch wacker benommen und der Lohn wird nicht ausbleiben. Nun geht aber und macht kein Gerede unter den Leuten."

Er schüttelte den Männern der Reihe nach die Hände und sie entfernten sich. Dann trat er auf mich zu, der ich immer noch, wie in einer Betäubung, dastand und das, was vor mir geschehen war, nicht zu fassen vermochte.

„Ich glaube, in Ihrem Sinne gehandelt zu haben," sagte er, „ich habe doch die Ehre —"

Ich nannte ihm meinen Namen und drückte ihm die

Hand. „Haben Sie Dank,“ sagte ich. „Sie sind davon überzeugt, daß hier ein freiwilliger Tod vorliegt?“

„Ich muß wol,“ erwiderte er. „Das Wort, das der Eine von den Fischern gehört haben will, ist bezeichnend genug.“

„Und was haben Sie überhaupt von dieser Krankheit gedacht?“ fragte ich.

Er zuckte die Achseln. „Daß sie unheilbar sei,“ entgegnete er, „und das war für mich das Schwerste. Sie kennen die traurige Episode in dem Leben des Barons?“

Ich bejahte.

„Er hat es nie überwinden können, damals seinen Freund nicht gerettet zu haben. Der Gedanke fraß an ihm, wie eine todbringende Krankheit. Dagegen gab es keine Arzeneien. Die Reisen nach Italien haben mehr vermocht, als ich mir davon versprechen konnte, aber an eine wirkliche Heilung glaubte ich nie, auch nicht, als ich die Verlobungsanzeige erhielt. Früher oder später mußte es zum Ausbruch kommen. Man verliert viel, wenn man nicht ein so tiefes, feines Nervenleben führt, wie der Baron; denn das ist, als ob man ein Doppelleben zu genießen habe, aber man ist glücklicher bei dem Mangel.“

Wir besprachen noch einige Aeußerlichkeiten, die der plötzliche Todesfall mit sich brachte, dann ging der Arzt und ließ mich mit dem Todten allein in dem großen, stillen Hause. Ich verhörte noch Peter über das, was er von den Ereignissen der Nacht wußte, aber der alte Mann war so voll-

kommen gebrochen, daß es schwer hielt, etwas aus ihm herauszubringen. Ich erfuhr nur, daß er in einen leichten Schlummer verfallen sei und deshalb ein Geräusch im Nebenzimmer wol überhört habe. Als er aufgewacht, war plötzlich eine tödliche Angst über ihn gekommen, die er sich nicht zu erklären wußte. Er hatte vorsichtig die Thür zum Schlafzimmer des Barons geöffnet und zu seinem Schreck das Bett leer gefunden. Der Baron mußte zum Fenster hinabgestiegen sein. Er war durch den Garten geeilt, um ihn zu suchen, und hatte laut mehrmals seinen Namen gerufen. So war er endlich bis an den Strand gelangt und hatte draußen ein Boot auf den Wellen tanzen sehen. Es hatte gleich bei ihm festgestanden, daß das der Baron sein müsse, und so hatte er schleunigst Hilfe herbeigeholt. Das war Alles, was er unter reichlichem Thränenvergießen hervorbringen konnte und was kein helleres Licht in das Dunkel des Ereignisses bringen ließ. Ich selbst mußte meine Empfindungen soweit zurückdrängen, um Kraft zu behalten, alle Aeußerlichkeiten zu besorgen, da Niemand sonst dazu anwesend war. Ich schrieb an Egberts nächste Verwandte und traf alle Anstalten für das Begräbnis. Die Fischer hatten keinerlei Gerüchte ausgesprengt, die Egberts Tod als einen selbstgesuchten hätten kennzeichnen können. Man nahm vielmehr allgemein einen Unglücksfall an, und selbst der Pastor des Orts weigerte sich nicht, ein Gebet am Grabe des Verstorbenen zu sprechen.

Zwei Tage nach der Beerdigung, da der neue Besitzer,

— ein Onkel Egberts, — auf Kusserow eingezogen war, verließ ich das Gut mit schmerzlichen Empfindungen und bin seither nie wieder in jene Gegend gekommen, deren Bewohner von nun an kein Interesse mehr für mich boten. Ich nahm jedoch ein wertvolles Vermächtnis aus dem Nachlasse meines Freundes mit mir. In einer Schatulle seines Schreibtisches fand sich ein versiegelter Brief, dessen Adresse an mich lautete. Ich las ihn zum erstenmale am Morgen des Begräbnistages, — es hatte Egberts Hochzeitstag sein sollen, — und ich habe ihn seither oft gelesen. Die Lösung eines Rätsels, über das ich so oft gegrübelt, liegt darin vor mir. Ueber Egberts Grab wächst das Gras schon lang und das Mädchen, das seine Braut hieß, ist die glückliche Gattin eines Andren geworden. Keiner lebt, den das Geständnis jenes Briefes persönlich angehen könnte, und so mag er hier folgen:

„Lieber Freund!

Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich hinüber. Das Urteil, das Du über mich fällen wirst, kümmert mich dann nichts mehr. Aber gerade, um Dir ein richtiges zu ermöglichen, schreibe ich dies. Ich will nicht besser vor Dir dastehen, als ich bin, Du sollst meinen Tod nicht einem unglückseligen Ereignis, nicht einer momentanen Verwirrung meiner Geisteskräfte zuschreiben; ich werde gesund sein, wenn ich in den Tod gehe. Du sollst aber auch nicht schlechter von mir denken, als ich's verdiene. Dein Urteil soll gerecht sein, Du sollst

menschlich-milde über mich richten. Ehe ich aber schreibe, will ich Dir danken für das, was Du mir gewesen. Du weißt nicht, wieviel. Möchtest Du am Schlusse dieses Briefes sagen können: er war meiner Freundschaft nicht unwert. Daß ich's Deines Mitleids nicht war, weiß ich, denn Du verurteilst nicht, gleich der großen Masse, und erkennst ihre Gesetze nicht an, ohne die Ausnahmen zu berücksichtigen. Zürne mir nicht, daß ich Dir nicht eher Alles gestand. Aber der Gedanke, Dich dann verlieren zu müssen, war zu furchtbar, um ihn auszudenken. Ich war zu einsam, zu elend, um den einzigen Freund verlieren zu können. Nun sollst Du Alles wissen und wirst unparteiisch prüfen.

Ich war der einzige Sohn meiner Aeltern, die mich auf jede Weise verzogen und jeden meiner Wünsche, auch den ungerechtfertigtsten, erfüllten. Ich wurde anfangs daheim auf dem Gute durch mehrere Hauslehrer, später in der Residenz erzogen und trat dann in's Militär ein, um dem Wunsche meines Vaters nachzukommen. Mir selbst war jeder Beruf verhaßt und ich war in der Verachtung aller und dem Bewußtsein erzogen, daß ich keines unter ihnen bedürfe. In der Residenz, wo ich in ein Kavallerie-Regiment eingetreten war, lernte ich den Sohn unseres nächsten Gutsnachbarn, Max von Elze, kennen, der im gleichen Regiment seiner einjährigen Militärpflicht genügte und gleicherzeit in der juristischen Fakultät inskribirt war. Ich hatte ihn nur als Kind gesehen, und wir waren einander dann völlig

entfremdet worden, da er ganz zu Hause erzogen wurde. Auch hielten unsere Väter nicht eben zueinander, was schon ihre völlig entgegengesetzten Charaktere und Neigungen bedingten. Unser Zusammentreffen in der Residenz war daher für Max und mich wie eine neue Bekanntschaft, die durch die heimatlichen Beziehungen neue Reize erhielt. Auch wir standen einander, wie die Väter, mit sehr verschiedenem Temperament und einer gerade entgegengesetzten Lebensanschauung gegenüber. Ich war ein wilder, leicht aufbrausender, zwar von Gemüt guter, aber im Zorn maßloser Mensch, der eigentlich nichts auf der Welt kannte, was ihn besonders anzog und fesselte, sondern leichtlebig vom einen zum andern flatterte und sich im Grunde als zu Allem berechtigt und über Allem stehend vorkam. Max war eine ernste, stille, ganz in sich verschlossene Natur. Er hatte seinen Beruf mit Lust und Liebe ergriffen, um, sobald er überhaupt erst anfing, ernsthaft zu studiren, sich in ein so tiefes und weitumfassendes Gebiet der allgemeinen Wissenschaften zu versenken, daß er für nichts Anderes mehr Interesse empfand und den Soldatenrock ungern genug angezogen hatte. Anfangs diente er mir als eine Art von Kuriosität, die ich ihrer Fremdheit wegen bewunderte und auch wol zur Zielscheibe jugendlichen Spottes nahm, dann begann mich der junge Mann zu frappiren, ich schloß mich an ihn an, lernte von ihm und, wie das bei so verschiedenen Charakteren dann oft zu geschehen pflegt, bald vereinigte uns eine Freundschaft, die mit der Zeit an Inner-

lichkeit und Wert zunahm. Durch Max begann ich ein Interesse für Kunst und Wissenschaft zu gewinnen und bald genug hatte ich diejenigen Gebiete entdeckt, für die ich mich im Besonderen zu erwärmen vermochte. Je mehr ich das that, umsomehr ward ich naturgemäß meinem Beruf entfremdet; meine Kameraden begannen auf mich zu sticheln, im Dienst war ich ohne Eifer und Pünktlichkeit. Kein Wunder also, daß ich die mir immer lästiger werdende Fessel eines Tages von mir warf und mich ganz meinen Lieblingsbeschäftigungen widmete. Max ging zu der Zeit auf eine andere Universität, um sich dort zum Staatsexamen vorzubereiten und dann in den praktischen Dienst einzutreten. Er war der dritte Sohn seiner Aeltern, hatte also keine Aussichten, jemals das väterliche Gut zu eigen zu erhalten, ganz abgesehen davon, daß ihn der Stand eines Landwirts nicht anziehen konnte. Wir trennten uns damals, und ich ging nach Kusserow zurück, um mich dort unter dem Vorwande, praktische Landwirtschaft zu betreiben, ganz meinen Studien zu überlassen, eine Beschäftigung übrigens, in der mich Niemand störte, da ich Niemandem damit im Wege war. Damals begann ich auch, wie es die Sitte verlangte, mich auf den Nachbargütern im weiteren Umkreise vorzustellen und unter anderen Maxens Familie kennen zu lernen. Am Meisten aber zog mich die Familie des Gutsbesitzers Wehlen auf Kartlow an, in der ich mit der Zeit fast täglich verkehrte. Der Vater war ein feingebildeter Mann von viel Erfahrung und Welt-

kenntnis, die Mutter eine liebenswürdige, einfache Hausfrau, und das Zusammensein der Kinder mit ihnen entsprach vollkommen dem, was man sich als das Ideal eines Familienlebens vorstellt und was nur in Deutschland in dieser Art vorkommt. Ich fühlte mich bald herzlich wohl in dem Kreise, wo ich mich ganz gehen lassen konnte und mich gab, wie ich war. Der Magnet jedoch, den das Haus besonders für mich besaß, war Frida, die älteste Tochter, ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren. Ich möchte sie gern beschreiben, aber wenn ich Dir auch sage, daß sie goldblondes Haar hatte und ein Antlitz, wie das einer griechischen Hebe, daß sie ein jugendlicher Liebreiz umstralte, wie ich niemals etwas Aehnliches in der Welt wiedergefunden, so würdest Du mich doch für einen schlechten Porträtmaler halten, wenn Du sie gesehen. Die Natürlichkeit, mit der sie sich gab, stach so wohlthuend von der manierierten Geziertheit ab, in der die jungen Damen unserer Kreise eine ihrer Lebensaufgaben zu sehen pflegten, daß ich bei der ersten Begegnung bereits mich unwiderstehlich zu ihr hingezogen fühlte und mich, je länger ich mit ihr zusammen war, um so ungerner von ihr trennte. Ihre tiefe und freie Bildung entzückte mich, ihre körperlichen Reize entzündeten meine lebhafte Fantasie, und ich wußte bald keine holdere Tagesbeschäftigung mehr, als mich in ihrer beseligenden Gegenwart zu sonnen und mit ihr ungezwungen von Allem zu plaudern, was mir das junge Herz bewegte. Eine tiefe und reine Leidenschaft für sie hatte sich meiner bemächtigt, daß

ich keinen Gedanken mehr kannte, als den an Frida, deren Bild den Traum meiner Nächte beschäftigte. Ich würde mich in jenen Wochen bereits ihr erklärt und das Band, das mich unsichtbar mit ihr vereinigte, auch äußerlich geschlungen haben, wenn ich ihrer Neigung ganz sicher gewesen wäre und wenn mich die Rücksicht auf meine adelsstolzen Aeltern nicht, wenigstens zunächst noch, zurückgehalten hätte.

Mit der Zeit glaubte ich die inhaltslosen Vorurteile meines Vaters besiegen zu können und mir Fridas Neigung zu erringen. Sie war sich in ihrem Benehmen mir gegenüber immer gleich geblieben, während ich ihr meine Leidenschaft deutlich genug zu verstehen gab, und gerade das bestärkte mich in der Hoffnung, daß ich ihr nicht gleichgiltig sein könne, da sie sich sonst wol zurückgezogen haben würde, sobald sie meinen Zustand gewahr geworden. Gerade in jener Zeit, als ich mit den Zweifeln rang, ob ich mich erklären oder die Entscheidung auf gelegenere Zeit verschieben solle, kam Max von Elze nach bestandenem Staats-Examen auf das väterliche Gut Liebenow zurück, um sich dort einige Zeit der Erholung zu widmen, ehe er sich in den praktischen Dienst begab. Ich suchte ihn gleich am ersten Tage auf und wir erneuerten das Berliner Freundschaftsbündnis auf heimischer Erde. Anfangs lebten wir Tage zusammen, die noch jetzt in leuchtender Erinnerung in meinem Gedächtnis fortbestehen. Wir waren dauernd beieinander, ritten, jagten, segelten und trieben allerlei ernste Dinge. Ich

vergaß beinahe darüber, vor welcher entscheidenden Wendung meines Lebens ich stand, wenn mich auch der Gedanke an Frida keinen Augenblick verließ. Max führte ich etwa eine Woche nach seiner Ankunft in der Wehlenschen Familie auf Kartlow ein, die er bisher nicht gekannt hatte. Ich erinnere mich noch des Augenblicks, wo er zum erstenmal Frida gegenüberstand. Er war so erstaunt, daß er kaum ein Wort hervorbringen konnte, und eine wunderliche Scheu zeigte er anfangs jedesmal, wenn er mit ihr zusammen war. Eines Abends, als wir von Kartlow gemeinsam heimritten, fragte ich ihn nach seinem Urteil über Frida. Zuerst fand er keine Worte, dann war es, wie ein Dithyrambus auf ihre Schönheit und Holdseligkeit, was halb wider seinen Willen über seine Lippen floß. Ich weiß, wie mich das mit Stolz und Befriedigung erfüllte; eine andere Empfindung kannte ich zunächst nicht. Aber ich war fern davon, Max merken zu lassen, was ich Frida gegenüber fühlte, so wenig ahnte ich, was in ihm selbst vorging. Es hätte mir freilich wenig genützt, wenn ich ihm damals gesagt hätte: Bleib' von der fern, lieber Freund, sie ist mein! Denn er gestand mir später, daß er damals schon das Feuer in sich empfunden habe, das alle seine Adern durchraste, wenn er nur den Namen der Geliebten nennen hörte. Das ging so eine Weile fort. Wir waren häufig gemeinsam auf Kartlow, zuweilen suchte ich die Wehlensche Familie auch allein auf und nicht selten fand ich Max dort, wenn ich kam.

Um jene Zeit drängte mich mein Vater, der viel kränkelte und keinen langen Lebensweg mehr vor sich sah, mir eine Frau zu suchen. Er machte auch selbst mancherlei Vorschläge, die ich immer wieder verwarf. Ich deutete ihm endlich an, daß ich eine standesungemäße Ehe eingehen möchte und meinen Vorsatz bereits verwirklicht hätte, wenn ich nicht auf seine Lebensanschauungen geziemende Rücksicht genommen. Anfangs wollte er nichts davon hören und bot Alles auf, mich zu einem anderen Entschlusse zu bewegen. Endlich aber, als er sah, daß ich fest blieb, und da ihn sein schmerzhaftes Leiden weicher stimmen mochte, als sonst seine Art war, eröffnete er mir, daß er einer Heirat mit einer Bürgerlichen seine Zustimmung geben werde, wenn sie sonst seinen Beifall finde und nicht mittellos sei. Er verlangte den Namen meiner Auserkorenen zu hören, was ich ihm aber begreiflicherweise abschlug. Mein Herz war voll Jubel und Triumph; fehlte doch nun zu meinem Glücke nichts mehr, als das Jawort aus Fridas Munde, an dem ich nicht mehr zweifelte, da die Leidenschaft mich heftiger, als je zuvor, ergriff und mir die klare Besinnung zu rauben begann. Noch am gleichen Tage, wo ich die Mitteilung meines Vaters erhalten sattelte ich mein Pferd und sprengte in voller Karrière nach Kartlow hinüber.

Es war Nachmittag, und das Gut mit seinem weitläufigen Park lag wie ausgestorben da. Ich warf die Zügel meines Pferdes einem Knecht zu und ging in den

Garten, wo ich wenigstens Irgendjemanden aus der Familie zu finden hoffen durfte. Aber auch dort war Alles still und schien im Nachmittagssonnenschein zu träumen. Erst, als ich eine Weile ziellos durch die verschlungenen Pfade gewandert war, hörte ich das Geflüster von Stimmen und trat näher an eine von Gaisblatt dicht umrankte Laube, aus der mir das Geräusch zu kommen schien. Zwei Schritte davon aber hielt ich, wie erstarrt, inne. Die Stimme, die jetzt sprach, kannte ich, es war die meines Freundes, und ihre Worte lauteten: „Lassen Sie es mich Ihnen gestehen, Frida, ich kann nicht mehr anders, ich muß sprechen, ich —“

Wie ein Blitz durchfuhr es mich, plötzlich den Abgrund erhellend, dem ich ahnungslos zugewankt war. Mit einem Satz stand ich am Eingang der Laube vor den Beiden, die erschrocken aufgefahren waren. Mein Herz schlug so laut, daß ich die Adern an meinem Halse klopfen hörte. Sekundenlang war mir's, als müsse ich mit einem Faustschlag den Heuchler zu Boden strecken, der mich da um mein Lebensglück mit kaltem Lächeln betrog. Aber ich faßte mich, ein Blick auf Frida sagte mir, daß hier das entscheidende Wort noch nicht gesprochen sein konnte, daß es noch nicht zu spät für mich war. Ich begrüßte die Beiden mit ungezwungener Freundlichkeit und stellte mich harmlos, was mir auch gut gelang. Max dagegen hatte Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen und blieb stumm und teilnahmlos, während Frida mir in

freundlich-vertrauter Art, wie sonst, entgegenkam und jeden Verdacht in mir bannen zu wollen schien. Der Nachmittag schlich trübe hin. Auch als die übrigen Familienglieder hinzukamen, gab es keine animirte Unterhaltung, wie früher. Jeder empfand, daß irgendetwas über der Gesellschaft lag, das sich nicht scheuchen ließ und Keiner wußte das Richtige, außer Max und mir. Abends trennten wir uns.

Ich hatte Max gebeten, mit mir zusammenzureiten; es mußte gleich ausgesprochen werden, was mir auf dem Herzen lag. Er ging darauf ein und wir ritten eine Weile schweigend nebeneinander hin. Endlich sagte ich: „Wir sind Freunde, Max, die kein Geheimniß voreinander haben sollten. Liebst Du Frida?“ Er sah mich groß an und entgegnete dann: „Ja, ich liebe sie!“ „Und Du weißt, daß auch ich sie liebe,“ fiel ich ein, „daß ich sie bereits liebte, lange, bevor Du sie gesehen.“ Eine Zeit lang blieb er stumm, dann sagte er: „Das wußte ich nicht. Ich glaubte, Deine Empfindung für Frida sei aufflackernde Leidenschaft, die wieder verglühen kann. Hab' ich mich geirrt?“ „Bei Gott, — ja,“ rief ich. Er senkte den Kopf eine Zeitlang auf die Brust, dann sah er mich wehmütig an und fragte: „Was wollen wir nun thun?“ Ich zuckte unmutig die Achseln. „Das ältere Recht ist bei mir.“ „Du weißt selbst, daß die Leidenschaft nicht nach der Zeit fragt,“ warf er ein. Ich wurde nachdenklich. „Kannst Du nicht von ihr lassen, Max?“ fragte ich nach einer Weile treuherzig. Er schüttelte

den Kopf. „Eher sterben, Egbert. Und kannst Du nicht entsagen?“ „Nein, solange ich athme,“ rief ich ungestüm. Dann schwiegen wir wieder, Jeder kämpfte mit sich, erwog alle erdenklichen Entschließungen bei sich und kam zu keinem Ende. Wir fühlten Beide, daß wir an einem Abgrund standen, in den Einer von uns hinabstürzen werde, aber Keiner wollte die Schuld dafür auf sich laden, daß es geschah. „Hast Du je mit Frida gesprochen?“ fragte Max endlich. Ich verneinte das, setzte aber hinzu, daß ich von ihrer Gegenliebe überzeugt sei und mich ihr schon, bevor er gekommen, erklärt haben würde, wenn ich nicht den Widerstand meines Vaters gefürchtet hätte, der nun gebrochen sei. Ich glaube, ich ließ mich sogar zu der unedlen Aeußerung hinreißen: „Ich habe Frida eine gesicherte Zukunft zu bieten, aber nicht Du.“

Das stimmte ihn nicht um, wenn er mich auch traurig daraufhin anblickte. Wir sprachen noch eine Weile hin und her, und je mehr wir sprachen, desto unbesiegbarer empfand ich meine Leidenschaft, desto heller loderte der Zorn in mir auf gegen den, der sich ihr in den Weg stellte. In jenem Moment fühlte ich, daß ich Max hassen müsse, daß es keinen schlimmeren Feind für mich in der Welt gäbe, als ihn. Ich weiß nicht, wie sich die Wandlung so plötzlich in mir vollzog, aber mit einemmale erschien mir sein ganzes Wesen antipathisch, mir feindlich gegenübergestellt und meinen Widerstand herausfordernd. Die Gegensätze in unseren Naturen, die bisher nur zu einer Ergänzung beigetragen, kehrten sich

plötzlich schroff heraus, und ich begriff nicht, wie ich an ihm hatte halten können, nun die Leidenschaft mir alle Sinne verblendete. Wir kamen jetzt selbst dahin überein, daß Frida allein unser Loos entscheiden müsse, und wir wollten den Zufall darüber beschließen lassen, wer die erste Frage an sie richten solle.

Wir trennten uns kühl voneinander, ich mit einem Groll gegen Max im Herzen, wie ich ihn nie einem Menschen gegenüber gefühlt. Anderen Tages fanden wir uns wieder zusammen. Max war verwandelt und wieder ganz der Alte geworden. Er kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die mich beschämte und die ich nun ebenfalls zu heucheln begann. Beinahe ausgelassen-frohsinnig kam er mir vor, und ich weiß, daß ich von vornherein stutzig dabei wurde. Es war ein sonnenwarmer Nachmittag, den wir in dem alten Park von Liebenow verbrachten. Abends lockte uns die Stille des Meeres und das darüber aufglimmende Spätroth, das sich in den schweigenden Fluten spiegelte, in den Nachen. Wir waren oft um diese Zeit gefahren, wo die Sonne purpurglühend in's Meer sank, und unser Beider Herzen hatten froher und lauter geschlagen, wenn wir über den blanken Spiegel hinfuhren und die Kraft unserer Arme wetteifernd erprobten. Heute machte Max den Vorschlag und ich nahm ihn an; meine Gedanken weilten bei anderen Dingen, und mein Herz schlug ungestüm, mein Blut kochte heiß in meinen Adern. Mir war es gerade recht, jetzt alle

Spannkraft der Muskeln anstrengen zu müssen, und mit kräftigen Stößen ruderten wir vorwärts. Max pfiff ein Lied vor sich hin, während er am Steuerruder saß und das kleine Fahrzeug lenkte. Ich konnte mir seine Stimmung nicht erklären. Immer heftiger ruderte ich, der Schweiß stand mir in hellen Tropfen auf der Stirn. Er sah über die Wasser hin, lächelte eigentümlich und wiegte den Kopf im Takt der Melodie, die er pfiff. Endlich ertrug ich's nicht mehr. Ich zog die eine Ruderstange ein, regierte die andere nur nachlässig, damit wir wenigstens nicht rückwärts trieben, und sagte dann: „Was macht Dich eigentlich so ausgelassen, Max? Ich kenne Dich nicht wieder." Er sah mich sekundenlang nachdenklich an, dann erwiderte er: „Ich war heute in Kartlow." Ich fuhr auf, wie vom Donner gerührt. „So hältst Du Dein Versprechen?" fragte ich, als ich überhaupt erst meine Sprache wiederfand. Er schüttelte ernst das Haupt. „Denke nichts Schlimmes von mir," sagte er, „ich ritt in den Wald und dachte über das nach, was wir gestern miteinander gesprochen. Nach Kartlow wollte ich nicht. Aber als ich in die Nähe des Parks komme, steht Frida am Zaun und sieht mich an, mir einen guten Morgen zurufend. Ich sprang vom Pferd und bot ihr die Hand über das Gitter hinüber. So unterhielten wir uns eine Zeitlang. Sie war so schön und morgenfrisch, wie ich sie nie gesehen. Das ganze Herz ging mir über. Ich wollte ihr endlich sagen, was mir das Innere bewegte, aber ich dachte an Dich und hielt mit Ge-

walt an mich. Als sie mir dann zutraulicher und herziger erschien, als sonst, brachte ich's doch nicht über mich, schweigend wegzugehen, und sagte nur: „Ich habe Sie gestern Nachmittag, als Egbert uns in der Laube überraschte, etwas fragen wollen, Frida. Vielleicht haben Sie indeß darüber nachgedacht, was es war, und ich darf mir nächster Tage eine Antwort holen." — Sie wurde sehr roth, ließ meine Hand los, die ich noch immer in der ihren liegen hatte, und wandte den Kopf ab. Ich meinte erst, das sei mein Todesurteil. Aber dann sah ich, wie mich ihre klaren, blauen Augen verstohlen lächelnd unter den Wimpern anblickten, und ganz leise sagte sie: „Ja, das dürfen Sie, Max." — Und im gleichen Augenblick war sie pfeilschnell davongehuscht, daß ich ihr kein Wort mehr zurufen konnte, sondern wie starr in meinem Glück und meiner Verwunderung dastand. Eine Weile ritt ich dann noch in der Nähe des Parks umher, sie zu suchen, aber sie zeigte sich nicht mehr, und als ich endlich die Landstraße nach Norden zu reite, steht sie neben einem blütenbedeckten Haiderosenbusch, das Gesicht von Glut übergossen, und wirft mir eine Kußhand zu, um dann gleich darauf, wie der Wind, dem Hause zuzueilen, ohne sich nur noch einmal umzublicken. Dann ritt ich im sausenden Galopp nach Hause, und ich konnte nicht anders, ich mußte mein Glück in alle Welt hinausjauchzen. Es sprengt mir noch jetzt beinahe die Brust."

Ich saß ihm stumm gegenüber, rührte nur instinktiv hin

und wieder das Ruder und preßte die Zähne, die mir wie im Fieberfrost aneinanderschlugen, fest zusammen. Er sah mich eine Weile fragend an, dann sagte er in wehmütigem Ton: „Hab' ich mein Versprechen gebrochen, Egbert? Ich glaube nicht. Ich habe keine Gewißheit, wenn mir auch das Herz sagt, daß ich erhört bin. Unser Abkommen ist darum nicht hinfällig geworden: wir wollen uns die Entscheidung von Frida selbst holen. Und nun bitt' ich Dich, sei Du, ohne daß wir erst das Loos befragen, der Erste, der zu ihr geht; ich trete zurück." Es war ihm vielleicht Ernst mit dem, was er sagte, und er hatte nicht den leisesten Hintergedanken dabei. Aber mir klang es, wie eisiger Hohn, daß er mich nun bereitwillig wolle vorangehen lassen, mir eine abschlägige Antwort zu holen, die mein Lebensglück vernichtete, nachdem er selbst seines Sieges sich vergewissert hatte. Es kochte in mir, aber ich hielt an mich. „Das Loos soll entscheiden," sagte ich mit erzwungener Ruhe, „ich bleibe dabei. Laß uns, wenn wir zurück sind, gleich daran gehen und morgen ist Alles zu Ende." Er war's zufrieden und sagte noch etwas, um mich zu versöhnen, in seiner herzlichen, treuen Weise, aber es ging spurlos an meinem äußeren Ohr vorüber. Das Blut sauste in mir, ich war keines klaren Gedankens mehr fähig. „Nimm Du ein Ruder," sagte ich endlich, „ich kann nicht mehr." — Er that es und wir flogen wieder eine Strecke weit über die Flut hin. Keiner achtete auf die Richtung oder das Drehen des Windes. Wir waren

in unsere Gedanken vertieft. Plötzlich legte sich das Boot halb zur Seite und ich fühlte, wie eine mächtige Sturzwelle heranbrauste und uns hoch emporhob, um uns im gleichen Augenblick wieder wirbelnd in die Tiefe herabzuschleudern. „Was ist das?" rief Max, der erschrocken aufgefahren war. Ich blickte verwirrt um mich und sah, daß der Wind sich gedreht hatte, daß die Schaumwellen donnernd auf uns losstürzten. „Hier ist Gefahr im Anzuge," dachte ich, aber ich blieb ganz ruhig.

Max hatte die Ruder eingezogen und sah mich einen Augenblick in hilfloser Bestürzung an. „Wir sind verloren," stieß er gepreßt heraus. „Noch nicht," gab ich kaltblütig zur Antwort. „Wie ist das nur möglich gewesen?" rief er, „wir waren eben in der Windstille; — ich sehe das Ufer nicht mehr, wohin sind wir denn geraten?" Ich sah mich um. Nichts, als Wellen, die sich immer höher auftürmten, immer lauter brüllten. „Laß mich an's Ruder," rief ich laut, denn der Wind verwehte den Stimmenklang, wie wenn er ihn uns von den Lippen abschnitte. Er blickte mit einem Ausdruck, von Staunen, Entsetzen und Verzweiflung gemischt, um sich, und konnte noch immer nicht fassen, wie das so plötzlich hatte geschehen können. Wir wollten die Plätze tauschen, denn ich verstand mich auf die Führung des Ruders besser, als er; wir standen uns ungefähr in der Mitte des Kahnes gegenüber, und suchten an einander vorbeizukommen, wenn es das unausgesetzte Schwanken des kleinen Fahrzeugs

zulassen würde. Da wirbelte es plötzlich, wie mit Schaumflocken, um uns herum, uns jeden Blick raubend, und ein donnerähnliches Getöse betäubte alle Sinne. Ich fühlte den Boden unter mir wanken, sank nieder und wurde, ehe ich noch eine Bewegung machen konnte, plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt aufgerissen und fortgeschleudert. Sekundenlang hatte ich keine Empfindung; erst als mich eine neue Sturzwelle emporhob, kam mir die Besinnung zurück und mit einem Blick überschaute ich, was geschehen war. Unser Boot war umgeschlagen. Ich war ein kräftiger Schwimmer, aber ich fühlte meine Muskeln gegenüber der anprallenden Wucht der Schaumwellen erlahmen und wußte, daß ich verloren war, wenn es mir nicht gelang, mich mit den letzten Körperkräften an das Boot festzuklammern, das mich strandwärts treiben mußte oder mich doch so lange über Wasser hielt, bis die Flut sich beruhigt. Ich hatte mir den Gedanken kaum klar gemacht, als ich einen harten Gegenstand gegen meine Stirn anprallen fühlte und meine Arme sich, während wiederum sekundenlange Ohnmacht mir die Besinnung umnachtete, fest darum preßten. Ich fühlte instinktiv, daß ich gerettet sei. Als ich die Augen wieder zu öffnen vermochte, sah ich durch den sprühenden Gischt, daß ich mich an das kieloben treibende Boot geklammert hatte und daß die Wogen mich heulend weiterjagten. Nur, wie durch einen Nebel, konnte ich Alles gewahr werden. Es kam, wie eine rauschartige Empfindung, über mich, ich hätte jauchzen

können mitten im Wellendrang und dem Brüllen des Sturmes.

Dann sah ich plötzlich mit einem Schauer, der mir alle Glieder erstarren machte, zwei Arme sich nach den Planken des Boots ausstrecken, die im nächsten Augenblick wieder untertauchten und dann noch einmal höher sich emporreckten und mit verzweifelter Anstrengung nach dem Nachen suchten. Ich rührte mich nicht, ich war, wie in einem Starrkrampf. Nur dämmerhell schoß mir der Gedanke durch das wirbelnde Hirn: uns Beide trägt der Nachen nicht, und wenn er untergeht, ist Frida mein! Ich weiß nicht, ob ich ihn ausdachte, ob es mich nur plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt packte, daß ich mit beiden Händen die Planken des Kahns ergriff und ihn mit einem Stoß weiter in das Wogengedränge zu schleudern versuchte. Ich weiß auch nicht einmal, ob ich es gethan, oder nur thun wollte, nur vergeblich versuchte, aber ich weiß, daß ich noch zum dritten Male die beiden Arme aus dem düstergrauen Wellenschwall sich aufrecken sah, nur etwas ferner, — etwas langsamer, wie allmählich erstarrend — dann sah ich nichts mehr, eine Ohnmacht lähmte alle meine Denkkraft, und der Nachen trieb weiter —

Als ich erwachte, lag ich in meinem Schlafzimmer auf dem Divan, der Arzt und die Meinen waren um mich. Der Kahn hatte mich an den Strand getrieben und die Fischer hatten mich gefunden. Meine erste Frage galt Max. Man

hatte ihn nicht gesehen, wußte nichts über ihn. Ich verlangte, daß man nach ihm suchen sollte. Man beruhigte mich und sagte mir, daß die See still sei und Max sich retten werde. Ich glaubte nicht daran. Meine Aufregung wuchs mit jeder Stunde, da man mir nichts über ihn berichten konnte. Der Arzt konstatirte ein Fieber, man brachte mich zu Bett und bald verfiel ich in die wildesten Fantasien. Ich lag dann wochenlang an einem Nervenfieber schwer darnieder, mehrere Tage hindurch schwankte ich zwischen Tod und Leben. Aber ich genas wieder. Als ich zu denken vermochte, fragte ich nach Max. Er war lange begraben. Zwei Tage nach unserer Bootfahrt hatte ihn die See an's Ufer gespült. „Mit gefalteten Händen," sagte mir mein Vater. Ich weiß, wie mich die Worte durchschauerten. Meine Genesung ging sehr langsam vorwärts, Monate waren vorüber, als ich zum erstenmal in's Freie kam. Anfangs war mir der Anblick der See unerträglich. Aber ich hatte eine sehr starke Natur; ich zwang mich, tagelang am Ufer zu sitzen, und es gelang mir, meine Krankheit auch innerlich vollständig zu überwinden. Ich sagte mir, daß mich an Maxens Tod nicht die leiseste Schuld treffe, daß ich unfähig gewesen, ihm zu helfen, selbst wenn das Boot uns Beide hätte tragen können. Da dies unmöglich, erschien es mir als eine Pflicht der Selbsterhaltung, die ich geübt, als ich keinen Arm zu seiner Hilfe ausgestreckt. Ich machte mir jede kleinste Einzelheit jener grauenvollen Szene klar und sprach mich von jeder Schuld

frei, je länger ich mir Alles genau in die Erinnerung zurückrief, die es freilich nur tropfenweise hergab. Ein Jahr ging darüber hin und ich war vollständig genesen, konnte mit Ruhe und mit aufrichtigem Schmerz an den Tod des Freundes denken und lebte wieder, wie früher. Nur Frida hatte ich noch nicht wiedersehen können.

Da starben meine Aeltern, beide kurz hintereinander, an derselben Epidemie, die damals viele Opfer in unserer Gegend forderte. Ich war nun Herr einer reichen Besitzung, aber ich fand keine Befriedigung bei dem Gedanken. Ich fühlte mich unsagbar einsam und verlassen. In solcher Stimmung kam ich zum ersten Male wieder nach Kartlow. Man nahm mich herzlicher auf, als sonst, und schien es mir hoch anzurechnen, daß ich so lange mich dem Schmerz um den Freund hingegeben hatte. Ich sah Frida wieder. Sie schien mir verändert; bleicher, stiller, als sonst, aber von einer nur verklärteren Schönheit, und meine Leidenschaft für sie erwachte mit erneuter Glut. Ich hatte bald keinen anderen Gedanken mehr, als den, sie zu besitzen, und kam täglich zu ihr. Nach Verlauf weniger Wochen erklärte ich mich ihr, und sie legte, ohne zu zaudern, ihre Hand in die meine und wollte mein Weib werden. Nie wurde zwischen uns der Name des Todten erwähnt, die Erinnerung an ihn erschien wie ein still in uns ruhendes Geheimnis, und über seinem Grabe, wie von ihm gesegnet, reichten wir uns die Hand. Frida zog als mein heißgeliebtes Weib auf Kusserow ein, und es schien, als ob

alle dunklen Gespenster auf immer von dort verbannt seien und Glück und Liebe dort ihr Reich aufschlagen wollten. Ich habe nie an Frida die Frage gerichtet, ob sie sich für mich auch bei Maxens Lebzeiten entschieden haben würde. Eine unerklärliche Scheu hielt mich zurück, es genügte mir, daß sie mein war, daß ich in ihrem Besitz alles Glück, das die Erde bietet, wie im Rausch genoß. Noch jetzt, wenn ich an jene Monate zurückdenke, kommt es, wie unnennbares Entzücken, über mich. Der Gedanke, solch' ein Weib mein genannt zu haben, ganz mein, erfüllt mich noch heute mit Schauern der Seligkeit.

So berauschend das Glück aber war, so kurz war es auch. Frida starb mit ihrem neugeborenen Kinde nach zehnmonatlicher Ehe. Ich weiß die Nacht, wie heute. Ich saß im Nebenzimmer, der Arzt hatte mir gesagt, daß ich Vater eines Sohnes geworden sei, daß aber meine Frau in Gefahr schwebe. Ich wußte nicht, ob ich jauchzen oder weinen sollte, Glück und Angst mischten sich wundersam ineinander. Dann rief man mich an das Bett der Kranken. Sie lag apathisch da, erkannte mich nicht mehr und murmelte wirre, unzusammenhängende Worte vor sich hin. Ich hörte sie mehrmals Maxens Namen nennen, und ich weiß, wie mir das Blut in den Adern zu Eis gerann. Ich vernahm es, wie in einer Erstarrung, daß man mir sagte, mein Weib sei todt. Ich glaubte es nicht, ich fuhr mit einem wilden Aufschrei des Entsetzens empor, betastete mit zitternder Hand ihre Stirn,

ihre Wangen, — sie waren kalt und starr. „Todt! Todt!“ schrie ich, wie im Wahnsinn, auf und sank bewußtlos am Bettrand nieder.

Ich verfiel zum zweiten Male in eine tödtliche Krankheit und zum zweiten Male kam ich mit dem Leben davon, so wenig mir diesmal daran lag. Aber ich genas auch nicht, wie damals; es blieb in mir etwas zurück, das mir das Leben vergiftete, keine Ruhe über mich kommen ließ. Warum hat das sein müssen? fragte ich mich, und mein Herz gab mir die Antwort: weil der in den Wellen umkam, dem das Herz deiner Gattin gehörte; er zieht sie nach sich! und immer wieder sank ich laut aufschluchzend zusammen. Ich wurde den Gedanken nicht mehr los, ich konnte thun, was ich wollte. Alles, was ich früher gewaltsam in mich zurückgedrängt, stürmte jetzt hervor, und wie eine Woge von Anklagen und Verurteilungen überflutete es mich. Ich sagte mir, daß ich Max getödtet hatte, daß der Himmel mich dafür mit dem Tode des geliebtesten Wesens strafe, daß aber dieser Schlag noch nicht genug der Rache sei. „Was verlangst du mehr?“ schrie ich in der wahnsinnigen Angst meiner Nächte, „du hast mir Alles genommen, was das Leben mir an Glanz und Schönheit bot, ich bin vernichtet und du bist gerächt.“ Aber die Antwort in mir scholl: „Ich verlange dich selbst!“ Ich konnte mich dagegen auflehnen, wie ich wollte, alle Mittel, die mir die berühmtesten Aerzte anrieten, gebrauchen; es war Alles umsonst. „Ich verlange dich selbst!“ klang es in mir,

und ich hörte die Stimme bei jeder Welle, die murmelnd im Dünensand verlief.

Ich blieb keine Minute mehr allein, ich schlief im hellen Zimmer, weil mir die Finsternis mit tausend nur mir sichtbaren Gestalten bevölkert schien, die mich bis zur Raserei quälten. Es war Alles vergeblich. Mein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage. Dazu kam meine Beschäftigungslosigkeit, in der ich mich immer nur meinen Gedanken überließ. Es konnte so nicht fortgehen. Die Aerzte rieten mir endlich, zu reisen, mich zu zerstreuen. Ich folgte ihnen blindlings, obgleich mir jede Welle zurief: du entgehst uns nicht, wir fordern dich als Opfer, früher oder später, denke an den Verfalltag Deiner Schuld!

Mehr todt als lebendig kam ich auf die Reise und erfuhr schon nach der ersten Fahrt, daß ich das Richtige gewählt hatte. Ich wurde ruhiger, eine Art von stummer Ergebung kam über mich und ich beschloß, meine Kräfte abermals auf die Probe zu stellen und die Finsternis, wie die See, geflissentlich aufzusuchen.

Das Andere, was nun folgt, weißt Du. Ich hatte meine Kräfte überschätzt und litt unsäglich. Aber, je weiter ich kam, desto wohlthätiger ward die Einwirkung der Fremde auf meinen Seelenzustand, und ich schöpfte Hoffnung, noch einmal gesunden zu können und den wüsten Traum zu ver-

gessen, dessen Schreckbilder mir das Leben vergifteten. Ich genas schneller, als ich erwarten durfte. Fern von Allem, was mich an mein vergangenes Leben erinnerte, von dem Brausen der Wellen, deren jede mein Leben zur Sühne zu fordern schien, ein Fremder, mitten in einer neuen Umgebung, unter neuen Menschen, die ich nicht kannte, deren Sprache ich nicht verstand, fühlte ich den Druck von mir abfallen, der wie ein Alp auf mir gelegen, und wähnte mich den Rachegeistern entflohen, in der Einsamkeit geborgen. Nur nach Menschen verlangte ich, und die Sehnsucht, mit Anderen Leid und Lust mitfühlen zu können, trieb mich schließlich nach Deutschland zurück.

Ich begann über das Geschehene ruhig, fast objektiv nachzudenken. Wenn es eine Nemesis giebt, sagte ich mir, so muß sie befriedigt sein; ich habe das Liebste auf der Welt verloren, ich bin alles Dessen beraubt, was den Wert des Daseins ausmacht. Wenn Verbrechen war, was ich gethan, so ist es gesühnt dadurch, daß ich den Preis wieder verlor, den ich mir errungen. Das Schicksal, auch das unerbittlichste, muß befriedigt sein; ich darf ein neues Leben anfangen und das Vergangene zu vergessen suchen. Ich wollte das auch. Ich liebte Erna, nicht mit der stürmischen Leidenschaft erster Jugend, derer das Herz nur einmal fähig ist, aber warm und treu, ich war mir bewußt, sie glücklich machen zu können, und glaubte auch an ihre Liebe. So schien Alles einer glücklichen Lösung entgegenzugehen.

Aber ich hatte falsch gerechnet. Das Schicksal hatte über mein Leben das Verdammungsurteil gesprochen, und es gab für mich keine Rettung. Die Sühne, die es verlangte, war ich selbst. Noch lehnte ich mich dagegen auf, suchte dem Verhängnis zu trotzen, obgleich schwere Ahnungen mich heimzusuchen begannen, und kam frohen Mutes in die Heimat zurück. Ich sah das Meer ruhig wieder und lauschte stundenlang seinem schwermütigen Wellenschlage, ohne daß mich eine andere Empfindung, als die einer stillen Trauer, ergriffen hätte. Dann kam die Nacht. Ich war in festen Schlaf verfallen und weiß, daß die Wogen laut tosten, als mich die Müdigkeit beschlich. Im Traum erlebte ich die ganze Scene wieder, die sich vor Jahren auf dem Meere abgespielt, nur grauenvoller noch und entsetzlicher. Ich wachte auf, in Angstschweiß gebadet, und wollte um Hilfe rufen, aber die Zunge war mir, wie gelähmt; ich brachte keinen Ton heraus. Immer auf's Neue jagten die Schreckgestalten an meinem erhitzten Hirn vorüber, mein Herz schlug laut durch die tiefe Stille und ich konnte kein Glied regen, sondern mußte das ganze Entsetzen willenlos auf mich einwirken lassen. Die Nacht brach meine Lebenskraft und entschied über mein Dasein. Ich sah, daß es kein Entrinnen mehr gab, daß die Wellen, die den Dünenstrand hinaufleckten, mich forderten, und ich fühlte, daß ich ihnen gehorchen müsse. Unerbittlich, von Stunde zu Stunde, von Nacht zu Nacht trieb ich meinem Verhängnis näher, in stumpfer

Resignation ließ ich es über mich ergehen, daß der Schatten des Todten anklagend jede Nacht an meinem Lager erschien und mich zur Eile trieb — — Er erscheint noch heute und hebt seine Knochenhand und droht und winkt mir, daß ich folgen soll. Ich weiß, daß ich ihm nicht entfliehen werde. Die Wellen heulen lauter von Tag zu Tag, und ich höre sie rufen: die Stunde ist da! Ich komme, ich komme — —

Wahnbild eines Verblendeten, noch einmal glücklich werden zu wollen, wo draußen die Wogen von dem erzählen, was gewesen ist, und immer lauter drohend gegen mich anstürmen. Ich habe Erna geschrieben, daß Alles zu Ende ist. Aber die Entsagung von einem Glück, das ich in tollem Irrsinn an mich ketten wollte, kann die Geister nicht scheuchen, die mich allnächtlich besuchen. Sie verlangen mich selbst — Max kommt und sagt, daß ich ihm folgen müsse, und ich kann ihm nicht widerstehen; — ich habe ihn ja ermordet, ich habe den Arm nicht ergriffen, der sich Rettung heischend gegen mich aufhob; nun zieht dieser Arm mich in die Tiefe —

Lebe wohl, lieber Freund! Du warst mir mehr, als Worte sagen können, und wenn das Schicksal mir den letzten Wunsch nicht unerfüllt läßt, stehst Du noch einmal an meinem Lager und ich darf Dir die Hand drücken, und Du geleitest mich drüben auf den Strandkirchhof, zur letzten Ruhe. Lebe

wohl! Ich bin so schwach, daß ich nicht mehr schreiben kann. Du weißt nun auch Alles, Du kannst richten, verdammen, entschuldigen; — mich hat die Welle lange zu Grabe getragen, wenn Du es thust, ich höre es nicht mehr —

Immer lauter, immer mahnender ruft es draußen — Ich komme, ich komme! Lebe wohl auf ewig!" —

Cosima.

Wo von der engen Hauptstraße der Stadt Riva ein nicht mühelos zu erklimmender Fußpfad sich zu der runden Thurmruine eines von der alten Herrscherfamilie Veronas, den Skaligern, dereinst erbauten Lustschlosses hinaufschlängelt, stand, etwas oberhalb der Häusergruppen und getrennt von dem eigentlichen Weichbild der Stadt, als gehöre es nicht mehr dazu, ein schmucklos errichtetes, zweistöckiges Haus. Wer es sich dereinst gegründet, — es kann bereits vor einem Jahrhundert geschehen sein, — den mag es gelockt haben, am Bergabhange über dem eigentlichen Dunstkreis der Stadt, in deren schmalen Gassen die heiße, südliche Sonne brütet, sich anzusiedeln. Er war vielleicht zu stolz, um sich mit den Andern in das Häusergewirr einzunisten und so mehr oder minder zu einem Zusammenleben gezwungen zu werden, oder er baute sein Haus, um über die braunen Dächer hinweg aus seinen Fenstern einen Rundblick vor sich zu haben, wie ihn ein schönheitssuchendes Auge anmutiger und großartiger zugleich kaum wiederfinden mag. Vielleicht that

er's auch nur, weil er drunten wirklich kein Plätzchen gefunden, auf dem das Gebäude sich hätte ausdehnen können, denn das hart am Fuße des steilen Monte Giumela sich hinbreitende Riva mag schon seit manchen Jahren einen Mangel an Bauplätzen gezeigt haben, da das spärliche Terrain zwischen Berg und See fast über die Gebühr ausgenutzt ist.

Wie dem auch sei, der jetzige Besitzer des Hauses machte sich die eigentümliche Lage desselben zu Nutze und ließ Fremde sich dort oben einmieten. Der spekulative Geist eines Riva'er Hausbesitzers weiß ja die Vorteile eines jeden Hauses auszunutzen, und wenn Dieser den „forestieri“ das eine, als im Mittelpunkt der Stadt belegen, anpreist, geht doch auch Jener nicht fehl, wenn er die isolirte Lage des anderen allen Denen rühmt, welche die Einsamkeit und den Naturgenuß dem Zusammenhange mit dem eigentlichen Verkehrsleben der Stadt vorziehen. Das Haus war seit Jahren in beiden Stockwerken vermietet worden, und seit die Angehörigen aller Nationen mit jedem neuen Frühling zahlreicher an die Ufer des Gardasees strömten und dort bei einer, sogar im Sommer nur mild-warmen, selten heißen Temperatur einen längeren Aufenthalt nahmen, standen die einfach aber sauber und nicht ohne Geschmack eingerichteten Zimmer oben und unten kaum tagelang leer; selbst im Winter nicht, seit Riva, wie Arco, ein besuchter Luftkurort geworden.

Der Mieter des oberen Stockwerks mochte auch dies-

mal seinen Aufenthalt in dem einsamen Hause ausschließlich wegen der Ruhe der Umgebung gewählt haben, denn der Hausbesitzer hatte den vor wenigen Tagen in den unteren Räumen eingezogenen Mietern, einer italienischen Familie, der gegenüber er seine sonst gegen die „forestieri“ streng beobachtete Schweigsamkeit gebrochen, erzählt, daß der „tedesco“ den ganzen Tag kaum einmal das Haus verlasse und die Dienerin ihn, so oft sie seine Zimmer betreten müsse, in Büchern begraben finde.

„Un uomo di lettere,“ hatte er wegwerfend hinzugefügt und unter Lachen weiter erzählt, als er gekommen, das Haus zu besichtigen, habe er, der Sprecher, Giulio Petulini, ihn ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß die Wohnung sich eigentlich nur für Maler eigne und diese denn auch jahraus, jahrein in seinem Hause gewohnt hätten. Aber der Fremde, dem die Wohnung augenscheinlich gefallen, habe ihn mit ganz sonderbarem Lächeln dabei angesehen und geantwortet: „anch' io son pittore“ und das in einem so schlechten Italienisch, — „gergo confuso“ nannte es Signor Giulio Petulini, — daß man ihm den Deutschen wol angemerkt habe, und bekanntlich gebe es unter den Deutschen keine richtigen Maler. Auch von einer Staffelei habe er bisher noch nichts gesehen, und wenn in den großen Mappen, die der „tedesco“ mitgebracht und in seinem Zimmer aufpostirt habe, Skizzen befindlich seien, so müsse man schließen, daß

sie ihm selber sehr gut gefielen, da er sie alle Tage so eifrig betrachte.

Die Signora, welcher Signor Petulini alle diese Neuigkeiten bei Gelegenheit seines ersten Besuches, in dem er sich nach dem Wohlbefinden seiner Gäste und deren etwaigen Wünschen zuvorkommend erkundigen wollte, auftischte, schien an den Erzählungen kein besonderes Gefallen zu finden. Denn sie hörte sehr zerstreut zu und fragte am Schlusse nur mit einem gleichgiltigen Lächeln in dem feinen, blassen, schwermütigen Gesicht, ob der Fremde auch ein ruhiger Mieter sei, und als Signor Petulini dies lachend bejaht hatte, ob er viel unter die Leute komme und Neugier verrate? Das hatte denn Signor Petulini kopfschüttelnd verneint und sich bereits etwas gekränkt über die Interesselosigkeit seiner Zuhörerin, der er doch eben das einsame, menschenscheue Leben seines oberen Mieters weitläufig geschildert, entfernen wollen, als die Signora ihn mit der Frage zurückgehalten, ob das Haus aller Welt unten im Städtchen bekannt sei und ob man seinen Bewohnern ein besonderes Interesse zuzuwenden pflege. Signor Petulini hatte das mit dem ganzen, selbstbewußten Stolz des begüterten Hausbesitzers bejaht, aber zu seinem Erstaunen entdeckt, daß diese Nachricht der Signora nicht eben willkommen zu sein scheine.

Als er dann in seine eigene Wohnung zurückgekommen, hatte er seiner Ehegattin gegenüber eine noch strengere und nachdenklichere Miene gezeigt, als früher, und ihr zugeraunt, die

neuen Mieter im unteren Stockwerk seien ganz und gar nicht nach seinem Geschmack und er wittere dahinter etwas Besonderes. Aber seine Ehehälfte, der ihres Gatten Geheimnißthuerei seit jeher ein Dorn im Auge gewesen, hatte ungläubig dazu gelächelt und sich sogar am anderen Tage erkühnt, ihn unumwunden auszulachen, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatte, daß ihr Mieter kein Andrer und kein Geringerer sei, als der reiche Kaufherr Marnero aus Venedig, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, — einem zwölfjährigen Knaben und einer siebzehnjährigen Tochter, — ein paar Herbstmonate am Gardasee zu verleben gedenke. Aber Signor Giulio Petulini hatte die Verspottung seiner eheherrlichen Würde wider seine Gewohnheit ungerügt gelassen und nur erwidert, er wisse, was er wisse, und habe gehört, was er gehört habe, wogegen am Ende selbst Signora Paolina, seine Gattin, die sonst wenigstens innerlich alle Behauptungen ihres Gemahls zu verneinen pflegte, nicht viel einzuwenden vermochte.

Jedenfalls behielt sie Recht; der Mieter des unteren Stockwerks war in der That der angesehene, venezianische Handelsherr Marnero, der den größeren Teil der Woche in Venedig blieb und nur, wenn es ihm seine Geschäfte erlaubten, seine Familie in Riva besuchte. Diese selbst lebte sehr eingezogen. Ein Padre von den Jesuiten unterrichtete den kleinen Giuseppe im Hause, und Abends sah man die Familie zu Zeiten den Weg durch die Stadt auf die Landstraße nach Mori, zu dem

Fort San Nikolo oder durch die Sarca-Ebene nach dem malerisch gelegenen Torbole promeniren.

Droben, im oberen Stockwerk des Hauses, saß der einsame Mieter, vor dessen Malerkünsten Signor Petulini so geringen Respekt gezeigt, bei geschlossenen Fenstern an einem altmodisch und unbequem gebauten Schreibtisch, unter aufgeschlagenen Büchern und Blättern. Die Sonne eines wolkenlosen Septembertages fiel durch die Scheiben und warf ihre tausend bunten Lichter mit neckischem Geflimmer über die Folianten und den nachdenklich vor sich hinstarrenden Mann. Er mochte im Anfange der Dreißiger stehen, sein hellblondes, etwas gelocktes Haar war in der Mitte des Hinterkopfes bereits gelichtet und auf der Stirn waren mehrere Falten, welche die Gedankenarbeit hinter ihr gewohnheitsmäßig zusammenziehen mochte, tief eingegraben. Aber die Augen darunter blickten klar und jugendfrisch und nahmen dem ausdrucksvollen Kopf den Zug sinnender Schwermut, der ihm sonst eigen war.

Dr. Georg Hartmuth hatte die Stirn in seine Hand gestützt und sagte jetzt, den Inhalt dessen, was er soeben gelesen, kurz wiederholend: „Sie ist die Tochter des Riesen Narfi, der ein Sohn des Loki war, — aber Hel, die Göttin des stralenden Tages, war selbst eine Tochter Lokis, also sind Tag und Nacht einander verwandt; auch die Nacht stammt aus dem Riesengeschlecht. In zweiter Ehe gebar sie die Erde, Jördh, aber in dritter den lichten Dag, den sie

mit dem mächtigen Dellingr, aus dem gewaltigen Geschlechte der Asen, gezeugt, —

Hrimfaxa heißt es, das
Die Nacht herzieht
Den waltenden Wesen.
Mehlthau fällt ihm vom Gebiß
am Morgen
Und füllt mit Thau die Thäler — —

Ein sinniger Gedanke. Das Roß der Nacht zieht die dunkle Decke über den Himmel, und das Schaumgeflock seines Gebisses sind die Diamanttropfen des Morgenthaues an den Blumenblättern. Wie sich dem unverdorbenen Volkswesen die rätselhaften Fragen des Daseins wunderlich, aber doch voll Tiefsinn, widerspiegeln und ihre Antwort finden! Und waren sie nicht glücklich, da sie sie gefunden? In der Hoffnung auf Walhalls Glanz lassen sie die Walkyren Umschau halten nach den Tapferen, und das von den Nornen voraus-verkündete Geschick kann sie weder betrüben noch warnen. Sie leben nach der Bestimmung eines unabänderlichen Fatums, aber sie leben mit der Hoffnung auf das Jenseits der Wackeren; darin liegt ein Trost, der uns fehlt, ein Lebens-impuls, über den wir gutmütig lächeln. Uns lockt nicht Walhall, uns schreckt nicht Nastrong mit seinen schlangen-geflochtenen Thoren; — in dem alltäglichen Nacheinander des Lebens verlernen wir Freude und Schreck, und ein greisenhaft-verbildetes Jahrhundert, weise und nüchtern zu-gleich, gähnt der Zukunft entgegen."

Er stand auf und schloß das Buch, in dem er gelesen, um mit über der Brust verschränkten Armen an das Fenster zu treten, dessen einen Flügel er aufgerissen hatte. Ein erfrischender Abendwind strich kühl herüber und spielte in seinem wirr um die Schläfen hängenden Haar. Vor seinen Blicken dehnte sich die lachende Landschaft im Purpur des verglühenden Abends. Wie ein Spiegel lag der See und leise nur plätscherten seine Wellen am Landeplatz des Städtchens empor. Aus den braunen Dächern stieg kerzengerade der Rauch in die stille Luft, und langsam, wie ein sinkender, durchsichtiger Schleier, legte es sich mit duftgrauer Hülle über die ragenden Berghäupter. Der steil in den See abfallende Monte Brione trug eine leichte Nebelkappe, aber die niederen Berge in der Ferne hoben ihre sich scharf vom Firmament abzeichnenden Spitzen in die violettfarbig verschwimmende Himmelsdecke auf.

Jetzt furchte das Dampfschiff, in kerzengeradem Lauf von Malcesine hersteuernd, die Fluten, und bald drehte sich buntes Getümmel durcheinander auf dem sonst so einsam in der Sonne hinbrütenden Quai, auf dessen Steinfliesen nur die hemdärmeligen Schiffer, den braunen Filzhut über die Stirn gezogen, sonst träge ihre Siesta hielten und erst bei der hereinsinkenden Dämmerung gewohnheitsmäßig ihr: „Barca, Signore, barca“ — den Vorübergehenden zuriefen.

Als sich der Schwarm allmälig zerstreut hatte und die Gepäckträger mit ihren Karren davongerollt waren,

wandte sich Georg wie mechanisch um und ging langsam die Treppe hinunter zum Hause hinaus. Er wählte diesen Zeitpunkt täglich zu seinem Ausgange. Wenn die Neuangekommenen im Hôtel ihre Zuflucht gefunden hatten und die Fremden in Riva, für welche die Ankunft jedes Schiffes das größte Ereignis des Tages bildete, sich allmälig wieder in ihre Wohnungen zerstreuten, war es einsam auf dem Wege, den er Abend für Abend verfolgte.

Derselbe führte ihn am westlichen Seeufer, an den letzten Häusern der Stadt vorüber, auf die kunstvoll gebaute Straße, die an den nackten Felswänden durch Tunnels und überhangendes Gestein, der Axenstraße des Vierwaldstätter Sees vergleichbar, in allmäliger Steigung immer hart über dem See sich hinzieht. Dort schlenderte er langsam bergauf; es war eine erquickende Wanderung. Der Weg lag in tiefem Schatten, immer zur Seite dehnte sich der blaue Spiegel und bei jedem Heraustritt aus den halbdunklen Galerien breitete sich vor dem trunkenen Blick ein lachendes, farbensattes Landschaftsbild. Nach einer Stunde sanften Steigens hielt Georg an und ließ sich auf eine kunstlose Steinbank am jählings abfallenden Felshang nieder. Hier zog er den leichten Strohhut aus den Locken, lehnte sich an den Fels zur Seite und sah mit träumerischen Augen vor sich hin.

Ihm gegenüber breiteten sich die Citronengärten von Malcesine und das alte Schloß aus der Zeit karolingischer Herrschaft, bei dessen Zeichnung man einst den Altmeister

Goethe als der Republik Venedig gefährlichen Spion festgehalten, ragte melancholisch in die Abendluft. Eine traumhafte Stille lag über Land und See gebreitet, Riva verschwamm allmälig im Nebelduft, und nur die Bäume am Landeplatz hoben sich noch dunkel daraus ab. Leise verglühte der letzte Tagesschimmer, und mit schwerfälligem Ruderschlag steuerte ein einsames Boot durch die Fluten dem Hafen entgegen.

„Nun zieht Hrimfaxa den waltenden Wesen die Nacht herauf," sagte Georg leise vor sich hin und die Lider schlossen sich ihm im Halbtraum. Das Ausruhen that ihm nach der Gedankenarbeit des Tages wohl. Er mußte lächeln. Ihm kam der Gedanke, daß er nach dem Wunsch des Arztes, so wie jetzt, den ganzen Tag verträumen sollte. Der hatte ihn aus seinem wohnlichen Studirzimmer in Jena in den Süden fortgetrieben. „Dies Jahr werden die großen Ferien nicht wieder bei der Edda-Uebersetzung und über dem Beowulf verbracht, mein lieber Georg," hatte er dem jungen Privatdozenten zugerufen, als er am heißen Nachmittag des August den Freund mit überwachtem Gesicht bei seinen Büchern gefunden, „die alten Sänger haben ihrerzeit, wenn ich mich recht erinnere, auch Streifzüge durch Gottes weite Welt gemacht, ehe sie ihre Lieder dichteten, und wenn Du heimkehrst und in dem großen Buche der Natur recht verständnisinnig gelesen hast, wirst Du ihren Gesang besser verstehen, als vordem."

Der Unerbittliche hatte nicht geruht, bis der Freund, der ihm wiederholentlich versichert, daß er sich ganz wohl fühle und nur bei seinem Studium in der Ruhe des Schaffens gesunden könne, zum Wanderstab gegriffen hatte. Nach des Doktors Wunsch hatte er an manchem Tage die Berge und Thäler des Tirolerlands durchstreift und war endlich, seiner Weisung gemäß, in Riva zu längerem Herbstaufenthalt gelandet. Aber seit er rastete, war das Gefühl unerträglicher Einsamkeit über ihn gekommen und er hatte sich nach den einzigen Gefährten einsamer Stunden, nach seinen Büchern, zurückgesehnt. „Meine Nerven sollen hier gesunden, lieber Hans," hatte er dem Freunde geschrieben, „und ich versichere Dir, von Tag zu Tag werden sie rebellischer, seit ich meinen altnordischen Mythengestalten entrückt bin. Ich muß sie wiedersehen oder der Gardasee rollt vergeblich seine blauen Wogen gegen das lachende Gestade —" Da hatte sich der Freund seiner erbarmt und ihm nebst sarkastischer Epistel wenigstens die liebsten unter seinen Gefährten in die Einsamkeit hinübergesandt, freilich nur gegen das ausdrückliche Versprechen, wenigstens die kühleren Stunden des Tages im Freien zu verleben. Das that Georg auch gewissenhaft, und dies Ausruhen am Felshange über dem Wasser, das fantasiedurchsponnene Ueberdenken dessen, was den Geist am Tage bewegt hatte, in der Abendstille, stärkte ihm wunderbar Herz und Sinne.

Als er nach einer geraumen Weile aufblickte, war er

nicht mehr allein auf dem Platze. Auf das Geländer leicht den schlanken Arm gestützt, stand ein junges Mädchen ihm zur Seite. Unverwandten Blicks starrte sie über den See hinaus. Sie schien ihn nicht bemerkt zu haben oder nicht bemerken zu wollen. Auf ihrem von dunkelbraunem Haar umrahmten Antlitz, dessen Profil Georg zugekehrt war, lag etwas, wie stille Schwärmerei. In den weichen, anmutigen Linien wurde ein nachdenklich-ernster, fast düsterer Zug sichtbar, der vielleicht zu Zeiten weniger bemerkbar war, aber jetzt scharf hervortrat und wunderlich mit dem klaren Schimmer der dunklen Augen und den schwellenden Lippen kontrastirte, über die nur scherzsprudelnde Worte gehen zu können schienen.

Das Mädchen hatte den Strohhut aus den Haaren genommen, in denen der Abendwind spielte; sie trug sie vorn in der Mitte gescheitelt und hinten in zwei Zöpfen herunterhangend. Als Georg ein unwillkürliches Geräusch machte, da er sich erhob, wandte sie sich langsam um und ihre Augen trafen sekundenlang die seinen. Er grüßte sie mit höflicher Verbeugung, da er sie als seine Hausgenossin oft gesehen. Sie nickte leicht mit dem Kopf. „Buona sera,“ sagte sie leise, mit einer Stimme, deren heller Silberklang ihn durchbebte.

Er wollte etwas sagen und fand nicht gleich die Worte. Endlich fragte er, ob sie allein hier sei und fügte eine Entschuldigung über sein schlechtes Italienisch hinzu. „Ich bin

ein Deutscher," sagte er, „wir sprechen die fremden Sprachen wol, aber in allen klingt unser eigenes Idiom durch."

„Es ist eine schöne Sprache," erwiderte sie.

„Die unsere?" fragte er rasch.

Sie nickte. „Ich habe sie auch erlernt," sagte sie, „aber es ist eine Sprache, die man wieder vergißt, wenn man sie niemals sprechen hört, und ich hatte nie Gelegenheit dazu. Sie klingt so fremd —" Sie brach ab und blickte die Straße aufwärts. „Ich bin nicht allein," fügte sie hastig hinzu und sah ihn sonderbar bittend dabei an.

Er verstand die Sprache dieses Blickes nicht gleich und fragte schüchtern, ob er gehen solle. Sie nickte. „Es ist besser so," sagte sie mit eigenartigem Nachdruck.

Nun lüftete er seinen Hut und ging den Weg langsam herauf. Es war ihm, als riefe sie ihm ein „felice notte" nach, aber er mochte sich getäuscht haben; es war vielleicht nur eine Welle des Sees, die an das Felsgestein schlug.

Je tiefer der Abend hereinsank, desto unruhiger wallten die Fluten. Wie Georg jetzt stillestehend über die Fläche hinausschaute, blitzen hie und da weiße Schaumköpfe im dunklen Gewoge. An der nächsten Felsenecke wandte er den Blick rückwärts. Noch immer stand das Mädchen mit aufgestütztem Arm, den Hut in der Hand, am Geländer und blickte über den See hinaus, reglos, wie ein Marmorbild.

Nun hörte er Stimmen in seiner Nähe und als er sich umwandte, gingen die Signora Marnero und der Padre

Filippo mit dem kleinen Giuseppe in eifrigem Gepräch an ihm vorüber. Sein Gruß wurde kühl erwidert; der Padre unterbrach seinen Satz nicht, als er sich an den langkrämpigen Hut faßte. Und doch bemerkte Georg, wie er sich nach einer Weile umdrehte, und seine feinen Ohren fingen sogar die Worte auf, die er an die Signora richtete: „Vero letterato tedesco“. — Er meinte ein leichtes Lachen von den Lippen des Padre hinterdrein zu hören. Er selbst lachte gleichfalls vor sich hin. „Hans hat also doch recht,“ sagte er, „es steht mir auf dem Gesicht geschrieben; — und Signor Petulini durfte mit Recht so ungläubig lächeln, als ich mich zur Malerzunft bekannte; — aber auch dir steht es ja auf dem Gesicht, wes Geistes Kind du bist, padre mio, und es würde mich interessiren, zu erspähen, welche geheimen Pläne dein Orden verfolgte, als er dich zum Erzieher des kleinen Peppo Marnero bestellte; — ich finde plötzlich, daß ich mit einer sehr interessanten Familie das Haus am Berge teile —“

Er blieb wieder stehen und blickte rückwärts, doch er nahm nichts mehr wahr. Ueber die Gegend war ein dichter Nebelschleier gebreitet, in dem die Berge verschwammen. Die Wellen des Sees rauschten laut. Langsam schlug Georg den Heimweg ein. Es kam plötzlich ein Gefühl der Verlassenheit über ihn, in dem sein Herz stürmisch zu klopfen begann. An ihm vorüber zogen die mit Stieren bespannten Wagen, plaudernde Gruppen von Frauen und Männern gingen danebenher. Es waren Arbeiterfamilien

aus den nahegelegenen Ortschaften des Ledrothals, die Waaren auf den Markt gebracht haben mochten oder mit den eingehandelten heimwärts zogen. „Sie alle gehen dem eigenen Heim zu," dachte Georg, „nur ich habe keines, — ich bin allein, meiner wartet Niemand, wie diese zu Hause erwartet werden von harrenden Kindern und schwatzlustigen Hausgenossen; — allein, — allein —"

Er konnte den Gedanken nicht wieder hinter die Stirn zurückscheuchen. Das Lied der Wellen klang plötzlich schwermütig herauf, und jede Woge, die am harten Felsgestein zerschlug, murmelte das Wort: Allein! — Ueber den Dächern lagerte der Frieden der Nachtstille. Mächtig fluteten am Landeplatz die Wasser herauf und leckten am Bollwerk in die Höhe. Es war ein berauschender Anblick, jetzt so über die Seefläche hinzuschauen, wo die weißen Wogenschaumköpfe aus den dunklen Fluten gespenstisch auftauchten. Am Himmel zog wild zerrissenes Gewölk und verdeckte das Aufgehen des Mondes.

„Fluctibus et fremitu adsurgens Benace marino," sprach Georg leise für sich hin, nachdem er, an einem der mit eisernen Ketten verbundenen Pfähle lehnend, eine Zeitlang über den See hinausgeblickt hatte, „der römische Dichter sang's, da er dich auch in so wildem Flutengewoge sah, Lacus Benacus, und vielleicht nahm er das Bild in seiner Erinnerung mit sich fort und kannte dich nicht, wie ich: arzurblau, reglos, wie ein schlummerndes Rätsel. Aber du bist eben, wie das

Herz, unergründlich, und wie du Geheimnisse birgst, gleich ihm, ruhst du auch oft nur im Zaubertraum, um erwacht mit wildem Ungestüm gegen die Schranken zu stürmen, die dich eindämmen, gleich ihm."

Er wandte sich hastig und schritt durch die menschenleeren Straßen dem Hause am Berghange zu. Aus dem unteren Stockwerk drang heller Lichtschimmer zu den Fenstern heraus, und als Georg vorüberging, hörte er Klavierspiel und silberhelles Mädchenlachen. Das Herz schlug ihm, als er in sein Zimmer trat. War das ihre Stimme? Er konnte sich nicht vorstellen, wie sie jetzt so heiter zu lachen vermochte, die vorher mit sinnend-schwermütigem Blick in den verglühenden Abend hinausgeschaut hatte. Dann lächelte er über sich selbst. „Es ist, wie die Wasser des Sees," sagte er, „bald Stille, bald Flutenrauschen —"

Er mochte die Lampe nicht anzünden sondern träumte noch mit wachen Augen in die sinkende Nacht hinaus und sah an der dunklen Himmelsdecke vereinzelt die Sterne heraufblitzen. Dabei dachte er an die wundersam-poetischen Mären seiner altnordischen Mythe, und doch flocht sich des Mädchens anmutige Gestalt wieder in all' die wechselnd vorüberziehenden Bilder. Noch als er zur Ruhe gegangen war, klang ihr Lachen in seine Träume, und einmal sagte er im Schlafe laut ihren Namen vor sich hin: Cosima.

Darüber erwachte er und sah, daß der Morgen schon heraufgedämmert war. Er erhob sich mit traumverworrenen

Sinnen und ihm blieb seltsam beklommen zu Mute. Eine quälende Unruhe ließ ihn heute seine Bücher gleichgiltig zurückstoßen. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, es war ihm plötzlich Alles so schal, so nichtssagend — „Warum find' ich für das Gefühl, das mir heute das klopfende Herz zersprengen will, keinen Ausdruck in euch?" sagte er am Tisch lehnend und nachdenklich in das alte Buch schauend, „sonst fand ich Alles darin: den Ausdruck für das tiefste Sehnen der Menschenbrust wie für sein höchstes Weh, den Frieden, nach dem das Herz sich drängt, und jene wunschlose Ruhe, die nur in einer erträumten Welt denkbar ist. Heute sind mir eure Blätter stumm, und zum ersten Male ist's mir, als gäbe es etwas, das ich in euch nie gefunden habe, nie finden werde; ich kann es nicht nennen, aber es ist ein zauberisch-gewaltiges Etwas, vor dem ich mich beuge, wie vor den Gottheiten eurer Mythe —"

Es litt ihn nicht in dem Zimmer, in dem er sonst die Vormittage still über seinen Studien verbracht hatte. Er fand es beengend und dumpf darin, obschon die Morgensonne ihre Stralen noch nicht zum Fenster hereinsandte. So verließ er das Haus und schlenderte ziellos den Weg hinunter.

In dem unteren Stockwerk des Hauses hatte man die Jalousien noch nicht heraufgezogen, es lag wie ausgestorben. Am Quai dehnten sich die Schiffer, wie sonst, auf den Steinfliesen und blickten mit traumschweren Augen schläfrig in die Morgenfrühe. „Barca, signore," rief ein junger Bursch dem

Fremden zu, „mattino eccellente oggi, — andiamo!“ Einen Augenblick zauderte Georg, dann sprang er leichtfüßig in das zierliche Fahrzeug, das der junge Schiffer mit kräftigem Ruderschlag in die lichtblaue Flut hinaustrieb.

„Dove commanda signore?“ fragte er nach einer Weile, während er die braune Jacke ablegte und die weißen Hemdärmel bis über die Ellenbogen aufstreifte, um zwei kräftige, muskulöse Arme sehen zu lassen.

„Es gilt mir gleich,“ erwiderte Georg, „nach Limone.“

„Benissimo,“ lachte der Schiffer und, den Hut in die Stirne rückend, sang er ein Lied vor sich hin zum Taktschlag des Ruders.

„Der Herr ist ein Deutscher?“ fragte er nach einer Weile, als Georg stumm in das am Kiel aufspritzende Wasser schaute. Georg bejahte. „An den blonden Haaren sieht man's,“ sagte der Schiffer und zeigte seine weißen Zahnreihen, „nur die Deutschen sind auch immer allein. Ich spreche Ihre Sprache gleichfalls, denn ich bin aus Deutschtirol gebürtig und noch nicht lange von da herübergekommen in's Wälschtirol. Riva ist freilich auch noch eine österreichische Stadt, aber man merkt's nicht. Die Leute verstehen das Deutsche kaum und sprechen kann's von ihnen Niemand. Sie necken uns immer, daß uns nur zwei Handbreit vom Gardasee gehörten, und, wenn wir ein Ruder einschlügen, daß wir dann immer gleich in's Italienische hinüberflögen.“

Er plauderte so noch eine Weile munter fort. „Seid Ihr

gut bekannt in Riva, auch unter den Fremden?" fragte Georg nach einer Weile.

„O ja," erwiderte der Bursche, „das lernt sich bald. „Daß Sie dort oben im kleinen Hause des Signor Petulini wohnen, habe ich auch gewußt, aber Sie kommen selten unter die Leute, Herr; es ist erst das zweite Mal, daß Sie eine Barke nehmen."

Georg lächelte. „Kennt Ihr die Andern auch, die mit mir im Hause wohnen?" fragte er.

Der Schiffer zog das Ruder einen Augenblick ein und trocknete sich die perlende Stirn. „Wohl, wohl," sagte er, „es ist das zweite Mal, daß sie am Gardasee wohnen. Im vorigen Jahre wohnten sie in Gargnano; das ist der schönste Ort am See, mein' ich, für den, der die Hitze ertragen kann, und die Limonen sind nirgends schöner, als dort." Er lachte mutwillig, und als Georg nicht weiter fragte, fuhr er redselig fort: „Signora Cosima ist das schönste Mädchen von ganz Venedig, aber sie ist nicht glücklich."

„Und warum ist sie's nicht?" fragte Georg.

Der Schiffer zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht, Herr," sagte er, „vielleicht liebt sie einen jungen Galantuomo, und der Vater leidet's nicht; der ist stolz und streng."

„Sie ist kaum siebzehn Jahre," erwiderte Georg gedankenlos.

Der Schiffer lachte. „Aber sie ist eine Italienerin,

Herr," sagte er mit einem Aufblitzen seiner dunklen Augen, „die wissen schon mit fünfzehn, was Liebe ist."

„Und die jungen Männer wissen's wol ebenso früh, nicht wahr?" scherzte Georg.

„Ich glaub's," erwiderte der Schiffer, „kennen Sie die kleine Teresa, die bei der Signora Kammerjungfer ist? Sie hat die brennendsten Augen von der Welt und zwei Lippen, die nur zum Küssen geschaffen sind; — darum weiß ich auch Manches von der Familie, was Andere nicht wissen."

Georg mußte über die wunderbare Logik lächeln. „Nun, zum Beispiel?" fragte er.

„Ich weiß ja nicht, ob es den Herrn interessirt," erwiderte der Schiffer verschmitzt.

„Wenn es mich langweilt, werde ich's Euch nicht verbergen," sagte Georg, „wenn es aber interessant ist, ist's schon ein paar Lire wert."

Das Boot fuhr jetzt an der Stelle vorüber, wo der Ponalfall mit donnerndem Getöse aus dem Ledrothal in das blaue Becken des See's stürzt. Wundersam kontrastirte die milchweiße Schaumkaskade mit dem dunklen Felshang und dem azurnen Wasser, das sie aufnahm. In der reglosen Stille weit umher, in welcher die Berge, vom leichten Schleier der Morgennebel umflossen, träumten, scholl das Rauschen des Sturzbachs, wie er, an dem harten, vorspringenden Gestein anschlagend und in tausend Schaumwogen zerstiebend, herabtoste, sonderbar anheimelnd.

Der Schiffer hatte den Kahn fast instinktmäßig dem Wasserfall gegenüber angehalten, dessen Besichtigung die erste und meist einzig zu lösende Aufgabe der „forestieri“ zu bilden pflegt, und schlug nun das Ruder langsam wieder in die goldhell aufperlende Flut. „Haben Sie die Signora Benedetta Marnero schon gesehen, Herr?“ fing er nach einer Weile wiederum an, „sie ist gewiß einmal sehr schön gewesen, noch schöner, wie die Signorina. Und sie war eines Kaufherrn einzige Tochter und hatte einen jungen Conte lieb. Aber der Kaufherr war reich, und die Signorina, seine Tochter, durfte den armen Conte nicht lieben sondern mußte den reichen Handlungsherrn Marnero heiraten. Das ist eine gewöhnliche Geschichte, Herr, und hier in Italien erlebt man sie alle Tage: wen der Vater seiner Tochter bestimmt, der führt sie auch zum Altar, da redet Niemand dawider. Ich weiß nicht, wie es möglich ist, aber Teresa sagt's, und ich muß es wol glauben: der Conte, der einst die Signora Benedetta lieb gehabt hat, will nun ihr Schwiegersohn werden und hat ein Auge auf die Signorina geworfen; — vielleicht ist's das, Herr, was sie traurig stimmt, denn sie wird wol lange selbst einen Galante haben, den sie dem alten Conte vorzieht.“

Der Schiffer erschrak bei dem finsteren Blick, der ihm aus den blauen Augen des Fremden entgegensprühte. „Es ist nur meine Meinung so,“ sagte er schüchtern, „Teresa hat mir nichts davon gesagt und sie kennt die Geheimnisse ihrer Herrin, aber ich glaube, die Signorina denkt doch wol an einen

Liebhaber, wenn sie so einsam auf den See hinausrudert; ich habe sie oft gefahren."

„Ihr?"

„Freilich, Herr. Sie fährt mit keinem Andern, es ist mein Stolz, daß ich ihr Barcajuolo bin. „Antonio," ruft sie nur, und ich weiß dann schon, daß ich sie wieder nach Malcesine rudern darf; sie hat mich gern und hört meinen Liedern gern zu, ja, sie begünstigt auch mein Verhältniß zu der kleinen Teresa, und wenn sie könnte, wie sie will, dürfte ich die bald heimführen."

„Und sie fährt ganz allein, die Signorina?" fragte Georg.

„Zu Zeiten ja, Herr," erwiderte Antonio, „und wenn ich nicht irre, ist's ihr am Liebsten, wenn sie allein ist; denn den Padre Filippo liebt sie so wenig, wie ich." Der junge Bursche rüttelte drohend seine nervige Faust.

„Ist Euch der Jesuit zu nahe gekommen, Antonio?" fragte Georg.

„Zu nahe, ja, Herr," lachte der Schiffer, „er ist auch nicht besser, als die Anderen, und hat ein Auge auf meine Teresa. Aber ich will's ihm eintränken, dem Padre."

„Seid Ihr kein frommer Katholik, Antonio?"

„Ich bet' meine Rosenkränze, wie jeder Andere, und gehe zur Messe, wenn mir's um's Herz danach ist, Herr, aber die Schwarzröcke hab' ich nicht gern, — sie sind nicht, was sie scheinen; es ist mehr, als Einer darunter, der ein Wolf ist, wenn

er auch Schafskleider trägt.“ Es schoß ein düsterer Blick aus den Augen des jungen Schiffers bei seinen Worten.

„Fährt die Signorina des Abends aus?“ fragte Georg nach einer Weile.

Antonio zuckte die Achseln. „Es ist keine bestimmte Stunde,“ sagte er, offenbar schon mit anderen Gedanken beschäftigt.

Langsam steuerte die Barke in die kleine Seebucht, in welcher die weißen Häuser von Limone, rings umschlossen von dem Silbergrün der Oliven- und Limonenpflanzungen, am wellenumspülten Gestade in der über die Berge heraufgekommenen Vormittagssonne träumten. Als der Kahn so über die blauen Wasser ihnen entgegenglitt, lag das anmutige Dorf wie ein lockendes Endziel da, und durch Georg's Stirn huschten seltsame Gedanken. Er sagte halblaut vor sich hin: „Hier ließe sich ein Liebesfrühling verträumen, wie er paradiesischer nicht auszudenken ist; — man vergäße hier Welt und Menschen und verbärge vor ihnen das Glück im Schatten dieser Wälder, beim Rauschen dieser Wogen.“

Der Kahn hielt und Antonio sprang heraus, um ihn vollends an's Land zu ziehen und dort festzuschließen. „Der Herr bleibt nur kurze Zeit hier?“ fragte er.

Georg lächelte. „Es ist auch keine bestimmte Stunde, Antonio,“ sagte er, „ich will rasten, so lange mir's gefällt, und heimrudern, wenn mich das Herz treibt.“

Er wanderte einer kleinen, hart am Seeufer belegenen Osteria zu und ließ sich dort im Schatten einer Laube auf

einfach geschnitzter Holzbank nieder, um bei einer Flasche Wein, welche die schlankgewachsene Kellnerin ihm mit freundlichem Gruße brachte, über die Wellen hinauszuschauen und mit den ziehenden Wolken zu träumen.

Es war ein lauschiges Plätzchen; drüben ragten die Berge mit graubraunem Felsgestein in die zitternde Morgenluft, und im Sonnenschein leuchteten die hohen Backsteinpfeiler, die in regelmäßigen Abständen, oben durch Querbalken verbunden, aus dem saftgrünen Laub der jenseitigen Limonenpflanzungen hindurchschimmerten, in hellem Weiß malerisch herüber. Zuweilen war's, als sei einer von ihnen lebendig geworden und schwebe gespenstig über die azurne Flut hin, wenn ein leichtes Segel an dem grünen Hintergrund vorüberflatterte. Friedsam-still war's ringsum; in dem Sonnenstreifen, der durch das Blattwerk der Laube fiel, tanzten die Insekten. Die Wellen, die leis im Uferkies verrannen, rauschten einschläfernde Melodien.

Vielleicht hatte Georg auch wirklich geträumt, denn als er beim Nahen knirschender Fußtritte im Kies zusammenschreckte und aufsah, lag traumverworrener Halbschlaf ihm noch auf den Lidern, und er mußte mit der Hand über die Stirn hinfahren, um sich zu besinnen, wo er sei. Auch die Sonne war höher heraufgegangen, und ihre Stralen glühten heiß durch das Geäst; kein kühlender Luftzug kam vom Wasser herüber. Als Georg sich erheben wollte, um nach iner Mahlzeit für sich auszuschauen, zwang ihn der Ton

einer Stimme, die er in seiner Nähe vernahm, zu bleiben. Er hatte diese Stimme bereits gehört und sie klang so höhnisch, wie damals, als sie im Dialekt der Neapolitaner sagte: „Sie wird es lernen, Graf, wie es ihre Mutter gelernt hat,“ worauf ein leises, heiseres Auflachen folgte.

Es war der Padre Filippo, der gesprochen hatte. Er und der Andre, an den seine Worte gerichtet waren, mußten in die Laube getreten sein, welche an diejenige, in der Georg saß, unmittelbar angränzte. Sie mochten keinen Lauscher zu dieser Stunde an einem Ort, den nur Nachmittags die Leute aus dem Dorf zu besuchen pflegten, fürchten, denn sie sprachen ungezwungen laut, stießen mit den Gläsern an und lachten dazwischen.

„Ich glaube, sie will Versteck spielen,“ sagte der Begleiter des Padre mit tiefer Stimme.

„Sie hält mich für ihren treuesten Freund,“ fiel der Jesuit ein, „und ich zweifle, daß sie ein Geheimnis vor mir birgt. Darum nimmt sie auch das Gleiche bei mir an; — es giebt keine vertrauenderen Seelen, als die schönen Sünderinnen, wenn sie alt werden und fromm mit dem Alter.“

Der Padre lachte widrig laut dabei, während der Andere eine Zeitlang, ohne mit einzustimmen, schwieg. „Ihr seid cynisch, Filippo,“ sagte er dann abwehrend, „und vergeßt, daß Signora Benedetta meine Braut war.“

„Und mehr,“ ergänzte der Padre lachend, „aber ich sehe:

Ihr seid ernst gestimmt, Signor, — jetzt, wo Ihr nur die Hand ausstrecken dürft.“

„Um was zu erlangen?“ fragte der Andere scharf, „das Glück, der Mann einer siebzehnjährigen Schwärmerin zu werden? Ein zweifelhaftes Glück, Padre, zumal, wenn es mich für ein verlorenes, größeres entschädigen soll.“

„Ihr seid melancholisch geworden, seit wir uns nicht sahen, Perrini, der Aufenthalt in Rom hat Euch dazu gemacht; man wird von der allgemeinen Frömmigkeit dort angesteckt, wenn man selbst auch ein Kind der Welt ist; hier am Lago di Garda, unter dieser Sonne und bei diesem Wein, werdet Ihr gesunden; das ist die Luft, die für Euch taugt.“

Wieder erst nach einer Weile hörte Georg den Andern, den der Padre Perrini genannt hatte, sagen: „Die Rache ist süß, so lange man sie denkt; wenn man sie ausübt, wird sie bitter. Aber Ihr habt Recht mit Eurer Lebensphilosophie; ich will's ja ohnehin zu Ende führen, deshalb kam ich auf Euren Ruf. Habt Ihr an der Signora keine Veränderung bemerkt?“

„Keine!“

„Wißt Ihr, daß mich das Gerede mißtrauisch werden läßt? Sie ist siebzehn Jahre, eine Venezianerin und hat das heiße Blut ihrer Mutter.“

Der Padre lachte wieder. „Ihr denkt, es würde ein befriedigendes Gefühl sein, wenn Ihr auch noch einen Liebestraum der Tochter zerstören dürftet, Graf, ich verstehe Euch.

Und in der That, es träfe die Mutter in gleicher Weise, Cosima ist ihr Abgott; denn Giuseppe —"

Der Padre lachte bei Nennung dieses Namens vertraulich. Perrini fiel lebhaft ein: „Ihr glaubt doch nicht?"

Aber Filippo entgegnete nichts, als ein gedehntes: „Chi lo sa?" und auch das erst nach einer Pause.

„Euer Cynismus wird mir lästig, Padre," sagte Perrini hart, „zumal Ihr selbst wissen müßt, — aber lassen wir das, ich mag jene alten Geschichten nicht aufrühren. Ich bin unglücklicher, als Ihr glaubt, Filippo, und wenn ich hoffen könnte, zugleich mit meiner Macht auch mein Glück zu begründen, — pah, das versteht Ihr nicht, Euch macht das lachen; — ich habe die Signorina lange nicht gesehen, ist sie so schön geworden, als sie versprach?"

„Ihr werdet zufrieden sein, freilich: die Mutter war schöner."

Der Kies knirschte unter einem hastigen Fußtritt, Perrini hatte sich erhoben. „Es ist schwül in der Laube dort," sagte er, „laßt uns in's Freie hinaustreten; — wann kommt das Dampfschiff vorüber?"

„Gegen sieben Uhr."

„Mir ist es lieb, wenn wir bis dahin warten. Laßt uns jetzt einen Gang durch den Wald machen und bei unserer Rückkehr eine Mahlzeit einnehmen. In einigen Stunden liegt das Ufer hier im Schatten und es läßt sich dann bei einer

Flasche bis zur Landung des Dampfboots noch Manches besprechen, — ich bringe Euch ohnehin Aufträge aus Rom."

Auch der Jesuit war aus der Laube herausgetreten. Georg sah jetzt die beiden Gestalten im flutenden Sonnenlicht den Strandweg hinaufgehen. Perrini überragte den Padre fast um Hauptes länge; wie er ihm den ausdrucksvollen, von dunklem, lockigen Haupthaar und Bart umrahmten Kopf einen Augenblick lang zuwandte, blitzten zwei große, düstre Augen daraus hervor. Das Profil des Gesichts war scharf und edel geschnitten, die Züge trugen einen unverkennbar aristokratischen Typus. Das Gesicht des Padre mit den groben, sinnlichen Zügen trat daneben nur noch unangenehmer hervor. Der von wolligem, rotbraunen Haar umlockte Kopf, in dessen Mitte die Tonsur wie ein zufälliges Naturspiel erschien, saß auf einem muskulösen, gebräunten Halse; in dem glattrasirten Gesicht stachen zwei graue Augen, die sich halb hinter den Lidern verbergen zu wollen schienen, mit lauerndem Blick hervor, während über den vollen Lippen ein sarkastisches Lächeln lag.

Als die beiden Gestalten sich allmälich entfernten, trat auch Georg aus seinem Versteck hervor und sah ihnen eine Weile sinnend nach. „Hier war vielleicht die Lösung jenes Rätsels nahe," sagte er nachdenklich, „über das ich unwillkürlich seit gestern Abend grübeln muß; — denn es lag über den reinen Zügen des Mädchens wie mit dunklem Schatten und ich las es aus dem Blick ihrer feuchtschimmernden Augen;

— und nun auf einmal fühle ich den Mut in mir, diese Lösung zu finden, und wenn ich sie gefunden, vielleicht eure dunklen Gewebe zu zerreißen und aus ihnen dies schimmernde Kleinod —" Er fuhr sich leicht über die Stirn hin. „Das sind wunderliche Träume, Georg," sagte er wieder, „die Mittagssonne und die brütende Schwüle hier haben sie geweckt, für einen älteren deutschen Doktor der Philosophie aber sind sie anachronistisch." — Lächelnd schritt er dem weißen Gasthause zu.

Als er seine einfache Mahlzeit dort eingenommen, fragte er die Kellnerin, ob sie den Herrn kenne, der mit dem Jesuitenpater gekommen sei. Aber sie verneinte. „Antonio wird es wissen," sagte sie.

Georg schlenderte, die blauen Wolken einer heimatlichen Cigarre vor sich hindampfend, an den Strand. Aber der junge Schiffer war verschwunden, auch das Boot lag nicht mehr angekettet am Pfahl. Als Georg, die Augen mit den Händen beschattend, über den See hinausschaute, glaubte er etwa in der Mitte desselben zwei sich nähernde, dunkle Punkte wahrzunehmen, die er bei längerem Hinschauen als Boote erkannte. „Mein Barcajuolo wird eine schöne Fischerin von Torbole entdeckt haben," sagte er lächelnd, „und giebt sich nun mit ihr ein Stelldichein, das man von beiden Ufern her nicht belauschen kann und bei dem nur die Wellen verschwiegene Zuhörer sind, — il beato!"

Er streckte sich im Schatten der Oliven auf den Ufer

sand und blickte mit behaglicher Muße, blaue Rauchringe, in die balsamische Luft blasend, über die Fluten hin. Nicht lange; dann sprang er, wie elektrisirt und jede Spur der Traumverworrenheit von sich abschüttelnd, auf. Sein scharfes Auge gewahrte deutlich, daß die beiden Boote sich dem Ufer näherten, und unterschied in dem zweiten, das von dem ersten augenscheinlich im Schlepptau geführt wurde, zwei Frauengestalten, deren eine mit dem langem, weißen Schleier, der von dem braunen Strohhut herab im leichten Seewind flatterte, Cosima sein mußte. Er erkannte sie in der beträchtlichen Entfernung, er wußte selbst nicht, woran? Vielleicht an dem schlanken Wuchs, an der graziösen Körperhaltung, an dem braunen Seidenhaar, das dunkel unter dem weißen Schleier sichtbar ward, — vielleicht auch nur an dem wunderlichen Klopfen des eigenen Herzens. „Ein trügerischer Herold," dachte er.

Aber doch hatte er ihn nicht betrogen. Mit jeder verrinnenden Sekunde, da die Boote unter kräftigen Ruderschlägen herankamen, erkannte er ebenso deutlich im ersten Antonio, der mit einem anderen Burschen in Schiffertracht gemeinsam die Ruder führte, wie im zweiten die Signora Marnero und Cosima. Er blieb wie festgebannt am Ufer stehen und sah die leichten Fahrzeuge auf den Fluten, die in goldhellen Perlen vom Ruder tropften, nahen und landen.

Erst als Cosima mit leichtem Sprung die Barke verließ und auf den Sand trat, zog er mit höflicher Ver-

neigung den Hut. Während Antonio ihm lachend erklärte, daß er, unter den Oliven schlafend, den Notpfiff seines Genossen vom Wasser her gehört habe, daß der sein Ruder durch unglaubliches Ungeschick zerbrochen und verloren, daß er selbst dann eilfertig hinausgesteuert und die „piccola barca", — wie er mit herablassendem Lächeln von dem auffallend kleinen Boote sprach, das die Damen geführt hatte, — im Schlepptau herübergeführt habe, trat die Signora Marnero zu Georg heran und bat ihn mit freundlichen Worten um Verzeihung, wenn er um ihretwillen habe auf seine Heimfahrt nach Riva warten müssen, sie hoffe, daß sich die Fahrlässigkeit ihres Schiffers hier wieder gut machen lasse und daß man ein neues Ruder haben könne.

Dazu lachte dann freilich Antonio in seiner Weise, wobei er jedesmal seine weißen Zahnreihen zeigte, und sein Genosse kraute sich verlegen hinter den Ohren. Man werde schwerlich jetzt, wo die Fischer von Limone selbst auf den Fang auszögen, ein Ruder geborgt erhalten, meinte er endlich achselzuckend. „Und Luigi gewiß nicht," setzte Antonio mit schadenfroh-überlegenem Lächeln hinzu, „denn der ist am ganzen See dafür bekannt, sein Ruder nur ausnahmsweise einmal heil nach Hause zu bringen."

Obgleich Luigi gegen diese Verdächtigung lebhaft protestirte und alle möglichen ausländischen Namen radebrechte deren berühmte Träger ihn zu ihrem ständigen Gondelführer ernannt hätten, kam man dadurch doch um keinen Schritt

weiter und Luigis Zögerung, ein Ruder aus einem der umliegenden Fischerhäuser zu holen, deutete entschieden auf sein Schuldbewußtsein. Während die beiden Schiffer, von denen Antonio augenscheinlich auf die Insassen, welche die „piccola barca“ Luigis heute führte, neidisch war, sich noch in στροφή und ἀντιστροφή ergingen und in der leicht aufwallenden Art der Südländer die Gegenwart der Fremden über ihrem Privatdisput vergaßen, war Georg zu den Damen herangetreten und hatte sie ersucht, in seiner Gondel die Heimfahrt anzutreten, während er selbst bis zur Wiederkehr Antonios, der ihn abholen könne, nachdem er die Damen bis nach Riva geleitet, warten wolle, da er nichts zu versäumen habe.

Aber die Signora weigerte sich, während Cosima schwieg und abgewandten Blicks teilnahmlos in die grüne Olivenwildnis hinaussah, dies Anerbieten anzunehmen, und man einigte sich erst nach mancherlei Hin- und Herreden, an denen zuletzt auch die beiden Schiffer teilnahmen, dahin, daß die beiden Kähne gemeinsam nach Riva fahren und Georg mit den beiden Damen in der „piccola barca“ der letzteren Platz nehmen solle.

Nach einer Weile steuerten dann auch die beiden Fahrzeuge mit ihren Insassen langsam in den See hinaus. Georg war es gerade recht, daß Antonio nur verdrossen das Ruder führte und Luigis Beihilfe ganz verbot. Er saß an der Spitze des Kahns und blickte in Cosimas dunkle, träumerische Augen, die manchmal den seinen mit eigenartigem Glanz ent-

gegenleuchteten. Das Mädchen tauchte spielend ihre kleine Hand in das glitzernde Wasser und schien jedes Gespräch mit Georg vermeiden zu wollen. Wenn er sie anredete, erwiderte sie ein paar gleichgiltige Worte in jener gedehnten, nachdenklichen Weise, in der die Sprache der Italiener so melodisch klingt.

Mit der Signora dagegen entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch. Sie schien heute angeregter, als sonst, und der leidende Zug in ihrem blassen, feinen Gesicht trat weniger hervor. „Sie sind Maler, Signor Artmuto," — es war, als ob der Name ihr die Zunge zerbrechen wolle, — sagte sie, „es muß schön sein, malen zu können und am Gardasee zu weilen; — Signor Petulini hat mir freilich erzählt, Sie seien nicht übermäßig fleißig," setzte sie mit einem Lächeln hinzu.

Georg errötete. „Wer könnte hier malen, Signora?" sagte er ausweichend. „Die Durchsichtigkeit dieser Luft, den Azur dieses Himmels, das tiefe Blau des Sees und die mannigfachen Abstufungen in den Farbentönen jener aufragenden Felsriesen, deren einer sich in immer anmutigerer Formation über dem anderen thürmt, diese gesättigte Pracht einer südlichen Landschaft, — ja, wer das malen könnte! Es würde ein Bild sein, vor dem man knieen müßte, wie vor der Allgewalt dieser Natur, aber gerade ihr gegenüber erlahmt die Hand und jeder Pinsel muß trocknen."

Er sprach warm. „Sie sind auch ein Dichter, Signor," sagte die Dame unwillkürlich.

Er lächelte. „Wir Kinder des Nordens werden nur zu leicht überschwänglich, wenn wir einmal überwältigt werden,“ erwiderte er. „Wer aus unseren Regionen in diese lachende Landschaft hinabsteigt, tritt ja in eine andere, neue Welt, die ihn gefangennimmt.“

Die Signora schien Georgs Absicht, von dem angeschlagenen Thema abzulenken, nicht zu verstehen. „Wissen Sie, daß ich eine Bitte für Sie auf dem Herzen trage, seit ich weiß, daß Sie Maler sind?“ sagte sie, und als er verwirrt bat, sie ihm zu nennen, fuhr sie fort: „Es ist eine unbescheidene Bitte, Signor, und Sie werden sie mir abschlagen. Aber thun Sie es immerhin, ich werde nicht gekränkt sein. Ich habe lange wollen ein Bild von meiner Tochter malen lassen, — es soll für meinen Gatten bestimmt sein, — vielleicht ein Andenken in der Zeit, wenn Cosima nicht mehr unser ist, — gleichviel: es war seit Langem mein Lieblingswunsch. Die Gelegenheit war nie so günstig, wie jetzt. Wir sind Hausgenossen, und mein Gemahl, — er dürfte nicht darum wissen, denn das Bild würde ihm eine liebe Ueberraschung sein, — ist den größten Teil der Woche in Venedig; — aber Sie sehen mich mit einem Blicke an, aus dem ich lese, daß Sie mir meine Bitte abschlagen, ehe ich sie gethan —“

Georg hatte der etwas verwirrt und sichtlich nicht mit voller Offenheit Sprechenden in der That, wie abwesend, in die Augen gestarrt. „Sie überraschen mich nur, Signora,“ sagte er hastig und stotternd, „ich bitte, sprechen Sie zu

Ende; — Sie wollten mir dies Bild zu malen geben, mir?"

Signora Marnero bejahte. „Ihnen, Signor, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Signor Petulinis Urteil zuwider halte ich nur die deutschen Maler für ächte Künstler, sie machen eine strenge Schule durch und lassen nicht, wie meine Landsleute, ihr Genie in all' seinen Unarten wuchern; es geht ein ernster Zug durch ihre Gemälde, den ich liebe. Aber Sie wollen feiern und in Italien eine willkommene Muße genießen und da komme ich Ihnen mit meiner Bitte ungelegen —"

Georg verneinte etwas verwirrt, mit der Versicherung, daß er zwar sehr gern sich unter anderen Umständen einer so dankbaren Aufgabe unterziehen würde, die man ihm so freundlich entgegenbringe, daß er aber doch fürchten müsse" —

„Mich nicht zufrieden zu stellen?" ergänzte die Signora lächelnd, „das ist wol nur so eine Künstlergrille, von der kaum der Gottbegnadete frei ist. Versuchen Sie es daraufhin, wenn Sie keine anderen Einwände haben —"

„Wenn," sagte er nach einer Weile festen Tons, „wenn die Signorina selbst —"

Da richteten sich Cosimas dunkle Augensterne gegen ihn und mit ihrer weichen, melodischen Stimme sagte sie leise: „Ich will mich gern von Ihnen malen lassen, Signor, aber Sie müssen Geduld mit mir haben; es giebt Zeiten, wo ich keine Ruhe haben werde, Ihnen zu sitzen."

„Ich lasse es darauf ankommen, Signorina," erwiderte

er errötend und senkte seine Blicke, die in den ihren geruht hatten. Ein seltsames Gefühl durchschauerte ihn plötzlich; da das Mädchen sich seitwärts über den Rand des Kahns beugte und ihr glühend angehauchtes Antlitz aus dem krystallklaren Spiegel des Wassers zurückstralte, war's ihm, als sinke sie langsam, — langsam in die Tiefe hinab, und mit unsagbarer Schwermut starrten ihre Augen ihn an, der regelos saß und keine Hand zur Rettung erhob. — „Um Gottes willen, Signorina," rief er laut und mit klopfender Brust die Hände ausstreckend, als wenn er sie an sich ziehen wollte.

Sie wandte sich rückwärts und sah ihn ruhig forschend an. „Mir war, Sie verlören das Gleichgewicht —," sagte er stotternd, „verzeihen Sie mir" —

„Würden Sie mir nachstürzen, Signor?" fragte sie mit sonderbarem Lachen, „diese spiegelhelle Flut hat eine magnetisch anziehende Kraft."

Sie fuhr wieder leicht mit ihrer kleinen Hand durch das Wasser und ließ dir goldklaren Tropfen mutwillig umherspritzen.

„Du bist ein Kind, Cosima," sagte die Mutter verweisend, „und der Signor sieht Gespenster; — da liegt der Ponalfall schon hinter uns — Chi va piano, va sano; chi va sano, va lontano; wir kommen doch an's Ziel."

Der Monte Giumela ragte, von dem verglühenden Purpur des Tages übergossen, in die mattgraue Färbung des Horizonts, und um den Thurm der alten Schloßruine

huschten die sinkenden Sonnenlichter. Ueber das Wasser zog der leichte, kühlende Wind, der die Hitze des Tages aus den engen Gassen der Stadt scheuchte. „Vergessen Sie Ihre deutsche Heimat nicht über dem Zauber solch' eines Abends?" fragte die Signora lächelnd, als Georg sinnend zu den in violettem Duft verschwimmenden Berghäuptern der Ferne aufschaute.

Er schüttelte zusammenfahrend das Haupt. „Niemals, Signora," sagte er warm. Wieder trafen ihn Cosimas feuchtschimmernde Blicke. Er senkte diesmal die seinen nicht davor. „Und wissen Sie, was mir gerade durch den Sinn fuhr, als ich diese lachende Landschaft überblickte?" fuhr er fort, halb zu Cosima gewandt, „ein Vers Ihres größten Dichters:

„Era già l'ora, che volge il desio
A'naviganti e'nt onerisce il cuore.
Lo chi c'chan detto a dolce amici: a Dio,
E che la nuova peregrin d'amore
Punge, se ode squilla di lontano,
Che paja il giorno pianger che si muore" —

Er sprach die Worte leise, innigen Tons. Cosima hatte sich zur Seite gewandt, und die Signora blickte nachdenklich vor sich hin. Es schien Keiner eine Erwiderung zu finden; sie blieben schweigsam, bis der Kahn an den Landungsplatz anlief. Georg reichte dann Cosima die Hand, als er zuerst an's Ufer gesprungen war, aber sie nahm sie nicht und trat ohne seine Hilfe über den Rand der Barke.

„Wie lange werden Sie noch in Riva verweilen?" fragte

die Signora, als sie den Weg durch die Straßen einschlugen.

„Tage oder Wochen," war Georgs Erwiderung, „ich habe noch keine Bestimmung getroffen."

„Und Sie können gleich morgen mit dem Bilde beginnen," fiel die Signora ein, „nicht wahr? Oder es könnte ein Motiv für Sie werden, Ihre Abreise zu verzögern, was ich nicht verantworten möchte —"

„Ich werde morgen bereit sein," sagte er verwirrt, dann setzte er hastig hinzu: „Die Signorina würde sich freilich zu mir hinaufbemühen müssen; das Licht meines Fensters im Giebelzimmer ist das einzig passende. Sie leisten ihr vielleicht Gesellschaft, Signora, wenn ihr die Zeit zu lang wird; — ich bin ein schlechter Gesellschafter."

Signora Marnero lachte. „Sie muten mir da eine traurige Rolle zu, Signor Artmuto," sagte sie, „und ich hoffe, meine Tochter wird auch ohne mich genügende Unterhaltung finden; — freilich, ich weiß nicht, wie Sie in Deutschland darüber denken, in dem Lande, nach dem Sie sich mit Dantes Versen sehnen; man hat Sitten bei Ihnen, die uns fremd sind."

„Nach Völkerrecht gilt das Gesetz des Landes auch für Den, der zeitweilig dort lebt," scherzte er.

„Dann sind wir also einig," setzte die Signora hinzu, „und wann malt sich's am Besten?"

„In den ersten Frühstunden," sagte er.

Als sie den Weg zu dem kleinen Hause des Signor Petulini hinaufgingen, sah Georg hinter den Scheiben eines der im unteren Stockwerk belegenen Zimmer den Kopf des Padre Filippo auftauchen, der dann schnell wieder verschwand. Das Gespräch, das er zuvor in der Laube der Osteria zu Limone belauscht, wurde wieder in ihm wach. „Der Padre ist Ihr Freund, Signora?" fragte er plötzlich.

Sie wandte sich und maß ihn mit forschendem Blick. „Der Einzige, den ich habe," entgegnete sie leise, aber fest. Es zog, wie ein schmerzliches Zucken, dabei über ihre feinen Lippen.

Im unteren Korridor ging man auseinander. Die Signora behielt Georgs dargebotene Hand einen Augenblick in der ihren. „Von heute an," sagte sie langsam, „werden auch Sie mir ein Freund sein, Signor, — ich hoffe darauf."

Ihr Auge ruhte sekundenlang auf ihm und es war, als ob sie noch eine Frage an ihn auf den Lippen habe. Aber sie sagte nichts mehr und ging mit stummem Gruß; auch Cosima folgte ihr nach leichter Verneigung gegen Georg.

Als Dieser in sein Zimmer hinaufgestiegen war, warf er sich auf ein Kanapée und legte die beiden Arme unter das Haupt. „Es ist beinahe die Historie von Beaumarchais," sagte er, „der Unterricht im Harfenspiel geben sollte und nie eine Saite auf dem Instrument angeschlagen hatte; — ich hätte mir's nie träumen lassen, daß meine Uebungen und Skizzen aus früherer Zeit mir noch einmal einen so wichtigen

Dienst leisten könnten. Und doch: ist es vielleicht mehr, als ein harmloses Spiel, zu dem mich die Unbesonnenheit eines Moments gezwungen? — Noch ist es auch nicht zu spät, sie einzugestehen; — — aber ich wäre ein Narr, und Cosima würde spotten; — ich will's zu Ende führen, gerade weil es ein launisches Spiel des unberechenbaren Zufalls gewesen ist, denn was sonst, als Zufall, ist die Quelle alles Dessen, was wir Glück und Erfolg nennen und mit tausend anderen Namen schmücken? Ich will auf diesen Zufall bauen, vielleicht mein Glück — Ich darf, ich will ihn nicht von mir weisen. Laß mich einmal den Hauch Deines goldigen Leichtsinns umwehen, Du holde Hoffnungsfreudigkeit des Daseins!"
Draußen sanken tiefer und tiefer die Schatten der Nacht. Aus zerrinnendem Wolkenflor trat in klarem Goldglanz der Mond und goß sein magisches Licht über die wallenden Fluten.
„Wer es doch verstehen könnte, was sie rauschen und raunen," dachte Georg, „ob Glück oder Weh, Kampf oder Frieden?" — — —

„Das ist ein Lied von der Göttin Gefiona, die alle reinen Jungfrauen in ihre Dienste nimmt," sagte Georg lächelnd. Cosima stand, vom goldigen Frühlicht, das zu den Fenstern hereinfiel, umflossen, an den Schreibtisch in seinem Zimmer gelehnt und blätterte mit der Neugier eines Kindes in seinen Büchern und Papieren.

„Haben Sie dies Lied selbst gemacht?" fragte Cosima aufsehend.

Er bejahte. „Aber es ist kein Heldenstück,“ sagte er, „ich habe nur Alles zusammengetragen, was ich über die Göttin der Keuschheit in den alten Gesängen und Reimchroniken fand, da fügte sich's, wie von selbst, Strophe zu Strophe, es ist ja Alles die lauterste Poësie in diesen Mythen; — das Volk von damals dachte in Liedern.“

„Sie müssen mir etwas davon vorlesen,“ fiel sie hastig ein, „wollen Sie? Ich höre Ihre Sprache so gern.“

„Dort hab' ich alle Notizen zusammengestellt,“ fuhr er erklärend fort, während sie neue Blätter durch ihre Hand gleiten ließ, „die über die wundersam schöne Fylla zu finden waren, die Jungfrau mit dem lockigen Goldhaar, der Frigga Vertraute und Dienerin; — aber ich plaudere Ihnen da Allerlei vor, Signorina, was Sie unmöglich interessiren kann, und unser Bild —“

Sie ließ das Buch, das sie zuletzt in die Hand genommen, fallen. „Lassen Sie uns anfangen,“ sagte sie, „aber Sie müssen mir weiter dabei erzählen. Das Fremdartige in den Sagen all' dieser nordischen Reckengestalten heimelt mich wunderbar an. Sie sagten, es sei eine rührende Episode, die über Baldurs Tod erzählt wird?“

Er hatte eine kleine Staffelei mit daraufgespannter Leinewand in die Nähe des Fensters gerückt und begann seine Kohle zuzuspitzen. „Als Baldur gestorben war,“ sagte er währenddessen, „ließ Frigga verkünden, wer ihre Liebe verdienen wolle, müsse zu Hela niedersteigen, um Baldur für

ein hohes Lösegeld zu befreien. Das that Hermodo, der Schnellfüßige, auf seines Vaters Odin Roß und ritt neun Tage und Nächte durch die Finsterniß über die Goldbrücke des Stromes Giall zu Helas Wohnung. Die aber wollte Baldur nur freigeben, wenn kein Ding auf der Welt sich weigern werde, um ihn zu weinen, und es gab keins, das nicht Thränen um den stralenden Gott vergossen hätte; — nur Loke, der Balnurs Tod veranlaßt, in Gestalt einer Zauberin, erklärte, mit trockenem Auge weinen zu wollen, und so blieb jener in Helas Reich; seine Gattin Nanna war aus Gram über seinen Tod gestorben."

Cosima hatte die Stirn in den Arm gestützt und sah mit traumumflorten Blick zu dem Sprecher hinüber, der mit dem innigen Ton des Gelehrten sprach, der ein Lieblingsthema vor seinen Zuhörern erörtern darf.

„Ich glaube: nur in der Mythe ist solche Liebe denkbar," sagte sie nach einer Weile, während er noch immer unschlüssig stand und seine Stifte prüfte.

„Es heißt," erwiderte er, „die Göttin Hlina, welche Friggas Auserwählte unter den Sterblichen glücklich machte, fühlte den ersten Schmerz ihres Lebens, als Baldur getödtet wurde und den einzigen, bis auf das Weh, das ihr Odins Fall selber bereitete. Die Götter alle sprachen den Namen seines Mörders Holder nicht aus, so haßten sie ihn."

Endlich setzte sie sich ihm gegenüber und legte die Arme

nachlässig in den Schoos. „Nun können Sie beginnen," sagte sie, „sind Sie mit dieser Stellung zufrieden?"

„Mit Ihren Augen nicht, sie sind wieder so starr —"

„Es ist mein Unglück, zeitweilig an Anderes denken zu müssen, als das ist, woran ich denken will," sagte sie hart.

„Dann sind Sie also nicht glücklich, Signorina," fiel er hastig ein.

„Glücklich?" wiederholte sie leise, „warum wäre ich's nicht? Kaum ein Wunsch bleibt mir unerfüllt, wie Ihrem Baldur."

„Nennen Sie das Glück?"

„Die Menschen nennen es so," war ihre Antwort, „und ich spreche es ihnen nach. Was dachten Ihre Mythengestalten von dem, was Glück heißen darf?"

„Glück ist Frieden," sagte er innigen Tons.

Es fuhr ihm, wie ein Blitz, aus ihren dunklen Augen entgegen. „Frieden?" wiederholte sie leise.

Es lag, wie ein Bann, auf ihm, daß er nichts mehr zu fragen vermochte. „Friedlos nannten die Alten den Unglücklichen, den Verbrecher," sagte er nur unwillkürlich, „als das Höchste erschien ihnen also der Frieden, der des Rechts und der der Familie; beide waren unantastbar."

„Und sie kannten den Frieden nicht, den der Glaube giebt?" fragte sie nach einer Weile, plötzlich auffahrend.

Er sah sie staunend an. „Sie lebten mit ihren selbst-

geschaffenen Göttern in innigster Gemeinschaft," sagte er, „und dem Gotteslästerer wurde die Zunge ausgeschnitten."

Sie lachte jäh und irr auf. „Ihre alten Nordlandsgestalten waren ein weises Volk," rief sie, „hart, weise und gerecht." Dann versank sie in stilles Hinbrüten.

Er hielt inzwischen immer noch den Stift in der Hand; jetzt machte er die ersten, unsicheren Striche auf die Leinewand. Da sie schwieg und augenscheinlich jede fernere Frage seinerseits vermeiden wollte, begann er wieder, ihr von seinen Mythen zu erzählen, während er langsam weiterzeichnete. Sie hörte ihm in stummer Aufmerksamkeit zu. So verrannen Stunden.

Erst als der kleine Peppo kam und Cosima abrief, merkten sie, wie hoch die Sonne schon am Himmel stand. Das Mädchen stand auf und reichte Georg ihre Hand hin. „Signor Giorgio," sagte sie, — denn sie hatte ihm erklärt, daß sein Vatersname unaussprechbar sei, selbst als er ihr ihn scherzend „duro cuore" verdolmetscht hatte, — „die Zeit ist mir sehr schnell vergangen bei Ihren Riesen und Asen, ich danke Ihnen; es war ein schöner Morgen."

Sie ging eilfertig hinunter, noch ehe er ein Wort der Erwiderung hatte finden können. Der kleine Giuseppe aber fand an dem deutschen Doktor Gefallen, erklärte ihm, ein Bart flöße ihm mehr Vertrauen ein, als ein glattrasirtes Kinn, und ließ sich von ihm Geschichten erzählen. —

Den Abend verbrachte Georg im unteren Stockwerk; er

war einer Einladung der Signora gefolgt, nachdem er seinen gewohnten Spaziergang beendet hatte. Zu seiner Ueberraschung fand er außer dem Padre im Salon auch den Fremden, den er Tags zuvor in Limone gesehen hatte. Die Signora stellte ihn als einen Freund des Hauses vor, den Grafen Tommaso Perrini.

Sie sah sehr bleich dabei aus, Georg meinte Spuren von Thränen auf ihren Wangen zu entdecken. Der Conte aber war in heiterster Stimmung; wenn für Georg nicht die düster-sprühenden Augen in dem dunkelgebräunten, lockig umrahmten Gesicht unvergeßlich gewesen wären, hätte er schwören mögen, daß der Sprecher vom gestrigen Tage und der lebhaft konversirende Gesellschafter dieses Abends nicht die gleiche Person sei. Er sprach fast nur mit der Signora, aber Georg bemerkte dazwischen, daß sein Auge unverwandt und mit sonderbarem Ausdruck auf Cosima haftete. „Sie sieht Ihnen sehr ähnlich,“ hörte er den Grafen einmal sagen und sah dabei, wie die Signora ihr Antlitz unwillkürlich zur Seite wandte.

Der Padre schien sie mit lauerndem Blick zu beobachten, denn auch er bemerkte offenbar ihre Wendung und lächelte mit einem leisen Zittern seiner Lippen. Georg war es sogar, als murmele er auch ein Wort dazwischen, aber sein Ohr vernahm es nicht.

Nach einer Weile knüpfte der Padre ein Gespräch mit ihm an: ob er das Innere der Minoritenkirche schon gesehen und ob ihm die Altarblätter gefielen; das eine sei ein



ächter Guido Reni, das andere ein vorzüglicher Palma vecchio. „Freilich: Signor ist ein eretico," setzte er mit feinem Lächeln hinzu, als Georg verneinte, „und glaubt nicht an die Wunder der Madonna, von denen die Bewohner der Ortschaften am Gardasee nicht genug zu erzählen wissen. — Wie gefällt Ihnen die Signorina?" fragte er plötzlich, als Georg beobachtend schwieg.

„Ein hübsches Mädchen," sagte Georg leichthin.

Der Jesuit lachte und strich sich mit der wohlgepflegten Hand über das Kinn. „Das ist, als wenn Sie sagten, der Guido Reni sei gut gemalt und die Madonna della Sedia sei anmutig, Signor," fiel er ein, „aber ich verstehe Sie, Sie schätzen diesen Edelstein selbst nach Gebühr, Ihre Zurückhaltung beweist es. Die Signorina ist auch des besten Mannes wert; es giebt keine Jungfrau in Venedig, die ihr an Frömmigkeit, Anmut und Klugheit gleichkäme. Ich bin seit Jahren Freund und geistlicher Berater in der Familie, Cosimas Herz liegt offen vor mir und spiegelklar, wie der Lago di Garda; vor mir hegt ihre keusche Seele kein Geheimniß, ich schaue ihr bis auf den Grund, und noch nie hat das Bildnis eines Mannes sich darin widergespiegelt, bis —"

Er lächelte verständnisvoll und blinzelte mit seinen stechenden, kleinen Augen, als er hinter dem Worte eine Pause machte und dann fortfuhr: „bis in die letzten Tage."

„Sie sind ihr Beichtvater?" fragte Georg mit leisem Beben der Stimme.

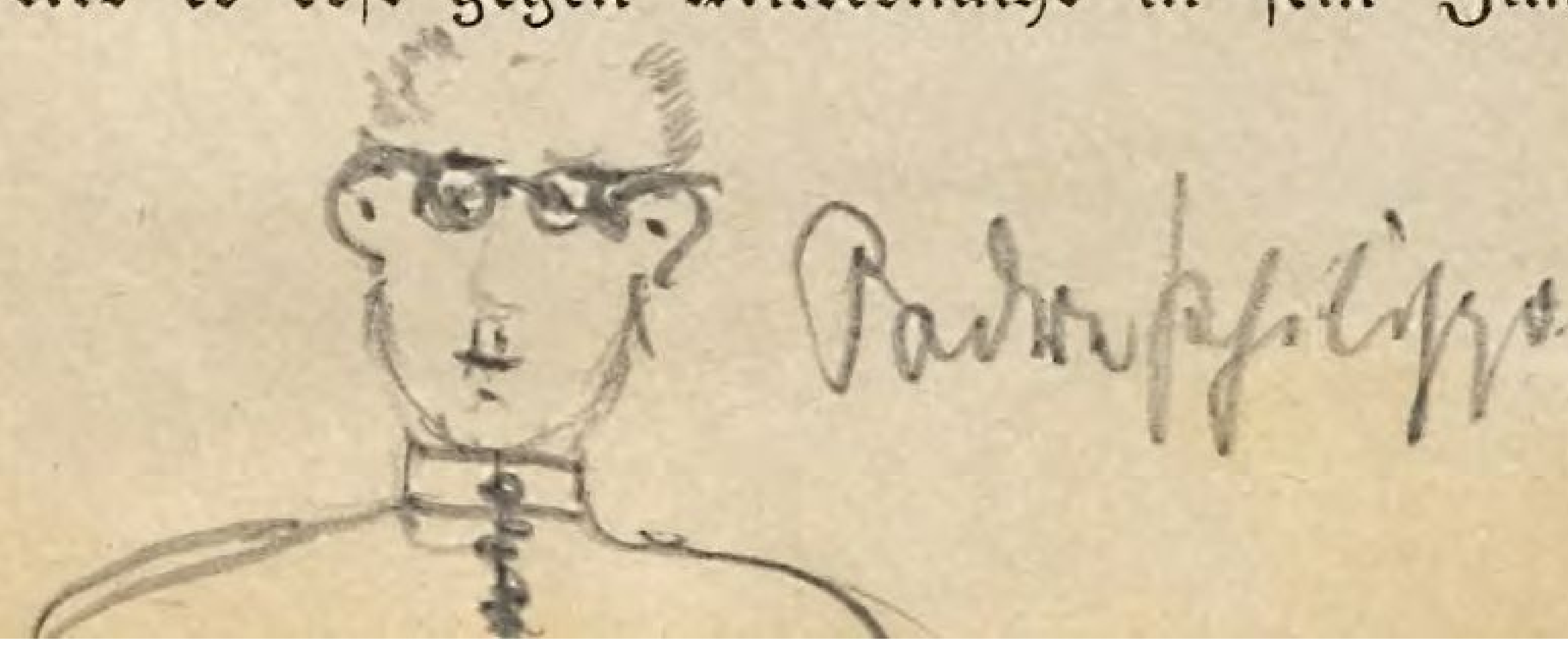
Der Padre bejahte. Erst heut hat sie mir gebeichtet," fügte er hinzu, „und es wurde dem jungen Herzen schwer, ein Geheimnis zu entdecken, von dem sie zwar weiß, daß es auch mein Geheimnis bleiben muß, das aber doch zur Gattung jener gehört, für die man keinen Mitwisser haben mag, auch den Priester nicht. Die letzten Tage haben Cosima gewandelt, aus dem munter-lebendigen Mädchen ist eine nachdenkliche Träumerin geworden."

Georgs Wangen hatten sich mit Glut überhaucht und die Schläfen hämmerten ihm laut. „Seit der Graf angekommen?" fragte er unwillkürlich.

Der Padre maß ihn mit halb erstauntem, halb zürnendem Blick. Dann blies er ein Fädchen von dem Aermel seines langen, glänzend schwarzen Gewandes und sagte, ohne aufzusehen: „Der Conte kam erst diesen Abend, und die Messe unseres Gottesdienstes währt von Sonnenaufgang bis Mittag, Signor; — aber wir plaudern da und vernachlässigen die Damen. Kommen Sie, Signor, der vino rosso ist fehlerlos in diesem Jahr."

Er nahm den Arm Georgs und sie traten zu den Andern. Das Gespräch, das sich während der Abendmahlzeit entspann, führte der Graf fast allein. Der Padre schien nur beobachten zu wollen, die Damen waren einsylbig und Georg schwieg, von Gedanken bestürmt, die ihm das Blut siedendheiß in die Wangen trieben.

Als er erst gegen Mitternacht in sein Zimmer hinauf-





stieg und aus dem offenen Fenster in die Nachtstille über den wellenatmenden See hinausblickte, umgaukelten buntschimmernde Traumgewebe seine heiß erregten Sinne. Er sah ein weißes Haus vor sich, das die azurnen Wellen des Gardasees umspielten, weinumrankt, von dichten Olivenwaldungen rund umgürtet. Zu den Fenstern herein blickten die braunen Bergriesen, von deren Zackengestein die Kapellen sich wie lichte Pünktchen abhoben, und darüber flutete goldener Sonnenschein und der Himmel wölbte sich gleich blauer Krystallglocke. Im Rahmen eines der Fenster aber lehnte ein blondbärtiger Mann und hatte seinen Arm um den Nacken eines schlanken, braunhaarigen Weibes geschlungen, das lächelnd mit dunklem Auge zu ihm aufsah. Die Beiden blickten hinaus über die lachenden Ufer und träumten den berauschenden Traum einer jungen Liebe —

Draußen sangen die Wogen lauter und lauter; es war, als ob sie Alles überhallen wollten: Gedanken des Glücks und Gedanken des Leids —

Denn zur gleichen Stunde schaute auch ein bleiches Frauenantlitz in das Dunkel, das heut sternenlos über See und Land gebreitet lag. Zwei thränenfeuchte Augen blickten aufwärts, und mit leiser Stimme betete Signora Benedetta Marnero zur Madonna, daß sie gnädig ihr Antlitz möchte leuchten lassen über ihr Geschick und das ihres Kindes. „Aber Dein Wille geschehe im Himmel und auf Erden, und nicht der meine,“ sprach sie mit stillem Seufzer, und sich be-



kreuzigend, schloß sie das Fenster. Dann lag tiefe, lautlose Stille über aller Welt. — — —

Mit wechselnden Landschaftsbildern nach allen Seiten hin zieht sich in Kehren die große Fahrstraße, welche die nördlichen Ufer des Gardasees mit dem großen Schienenstrange vom südlichen Hang des Brennerpasses nach Verona verbindet. Um den Fuß des steil in die blauen Fluten abfallenden Monte Brione, von dem das Fort San Nicolo herabblickt, steigt sie, zuletzt in steiler Windung, nachdem man die Sacra überschritten und das liebliche Torbole passirt hat, durch den uralten Thorbogen nach Nago, das mit grauer Schloßruine auf kahlem Felsblock malerisch am Thalrande sich hindehnt. Von dort aus schaut der Wanderer, der von Norden herabkommt, zum ersten Male das gepriesene Land, das im ganzen Zauber seiner Anmut mit der tiefsatten Farbenpracht und mit dem durchsichtigen Blau seines Himmels ihn in Fesseln schlägt. Wer unter dem Thorbogen von Nago hinaustritt, der wird, wenn er ein Sohn des Nordens ist und niemals noch vorher die italienische Sonne ihm die Wange bräunte, wie nun mit einem Zauberschlage ein paradiesisches Thal sich vor ihm hinbreitet und im Goldlicht die Wellen des blauen Sees rauschen, jenes unnennbare Sehnen verstehen können, das seit den Tagen grauer Vorzeit die Kinder des Nordens schaarenweis gen Süden über die Alpenpässe trieb, jene unbezwingliche Begierde, der Tausende und Abertausende zum Opfer fielen, ohne ein war-

nendes Beispiel für kommende Geschlechter zu werden. Vielleicht sieht er auch mit traumumflortem Auge panzerumklirrte Kriegerschaaren die breite Felsstraße thalabziehen und beim Anblick des gelobten Landes die Schilde zusammenschlagen und hört helles Gejauchz aus rauhen Kehlen. Oder er sieht auf goldgeschirrtem Streitroß die Mächtigen eines großen Volkes, — er kennt sie, — er spricht ihre Namen leise vor sich hin in die träumende Mittagsluft —

„Signor Giorgio, Sie sind ganz verstummt," sagte Cosima.

Georg fuhr lächelnd zusammen. „Ich habe eben mit Kaiser Rotbart Zwiesprach gepflogen und mit dem Trotzigen, der ihm auf dunklem Roß zur Seite ritt, um ihm auf italienischem Boden die Lehnstreue zu brechen," erwiderte er, „ich kann die alten Kaiser und Fürsten meines Volkes jetzt besser verstehen, daß es sie immer wieder südwärts zog, während sie Krone und Leben auf's Spiel setzten und ihr Volk unter den Fehden der Großen bluten sahen. Es ist eine Sehnsucht, die auch heute noch zu friedlicherem Tagewerk vom Strand des Nordmeers die Wanderer südwärts treibt: die Sehnsucht nach dem Zauber der Schönheit."

Sie saßen Beide auf der alten Steinbank vor der kleinen Osteria in Nago und warteten, bis der Sonnenglutball hinter den Felskuppen schlafen gegangen, um dann im Schatten den Weg nach Riva zurückzuwandern. Sie waren Beide allein bis hierher gegangen; die Anderen hatten sich in der sauberen Osteria zu Torbole niedergelassen und den weiteren,

ansteigenden Weg gescheut, zumal Signor Marnero, der diesen Morgen erst von Venedig herübergekommen war. Aber Cosima hatte soviel von der Aussicht unter dem Thorbogen von Nago reden hören, daß sie nicht auch hatte bleiben mögen, und wider Erwarten hatte sich nicht der Graf ihr zum Begleiter angeboten noch der Padre ein verweisendes Wort dagegen erhoben, sodaß Georg, der neben ihr bergauf gewandert, seit Stunden nun schon mit ihr allein war.

Es war heute ein Gefühl voll seliger Ruhe über ihn gekommen, sein Herz schlug nicht mehr so ungestüm, wie in dieser Nacht, die er unruhig durchwacht hatte, und er konnte mit Cosima, die heute, ungezwungen heiter und schalkhaft, ihre Natur vertauscht oder ihre wahre Natur zurückgewonnen zu haben schien, den frohsinnigen Ton anschlagen, der unter diesem Himmel und in der Umgebung dieser Natur ihm als der allein wahre erschien.

„Und Sie sehnen sich doch aus diesem Himmelsstrich mit der Innigkeit Dante'scher Verse, wie ein Verbannter, nach Ihrem nebelgrauen Heimatlande?“ fragte Cosima lächelnd.

„Ich war ein Thor,“ kam es irr von seinen Lippen, während seine Blicke in den ihren ruhten, „und ich wußte nicht, was ich sprach, nicht einmal, was ich dachte und empfand, ich war mir selbst ein Rätsel“ — Seine Augen gingen dabei ruhelos durch die abendsonnenumspielte Landschaft, als suchten sie etwas Bestimmtes drüben, wo aus silbergrauem

Olivenhain die weißen Häuser von Limone, wie hingeträumt, sich in den blauen Seewellen zitternd spiegelten.

Nago ist häufig von Touristen und Passanten bevölkert. Von hier zweigen die Straßen nach Riva und dem viel besuchten, in üppigster, südlicher Vegetation blühenden Arco auf der einen, nach Mori, wo der Eilzug zwischen München und Verona minutenlang von seinem tollen Jagen innehält, auf der anderen Seite ab. So bildet es einen jener Kreuzungspunkte, auf denen die Romantik des Reisens häufig in dem Gedränge von Mauleseln, Engländern und Reisewagen, unter schmutzigen, zudringlichen Bettlern und bei elenden, nur mit Gewalt für fabelhafte Preise erreichbaren Lebensmitteln Schiffbruch zu erleiden beginnt. Heute aber war's still und einsam; die Hochflut der Wanderer war bereits vorübergebraust, vor den Hausthüren saßen die hemdärmeligen Burschen mit den großen, braunen Spitzhüten und dampften ihre langen Zigarren, und am fließenden, altertümlichen Brunnen plauderten und lachten die Dirnen. Es war ein Bild traut anheimelnden Friedens, der über der kleinen Stadt lag, wie drunten über der farbenprächtigen Landschaft.

Langsam die enge Hauptstraße des Städtchens herunter kam ein Mönch. Die grobe, braune Kutte war eng um den starken, muskulösen Körper geschnürt, dessen kräftige Formen darunter hervortraten. Die braunen Füße mit den Sandalen waren bestaubt: von dem sonnenverbrannten, runzelvollen Gesicht mit zwei klugen, grauen Augen floß ein langer, silberweißer

Bart bis auf die Brust herab. Der Mönch schritt eilfertig über das holperige Pflaster, aber bald drängten sich von allen Seiten die Jungen wie die Alten um ihn, küßten ihm die Hände und ließen sich von ihm segnen. Der Greis that es mit jener hastigen Gleichgültigkeit, die von jahrzehntelanger Gewohnheit hervorgerufen war, und mit einer Schlaffheit, welche darauf deuten ließ, daß er heute schon durch viele Ortschaften gezogen war und daß sich in ihnen allen das gleiche Schauspiel wiederholt hatte.

„Il poverino,“ sagte Georg halb lachend. Er bemerkte den Blick nicht, mit dem ihn Cosima maß, und er würde davor zusammengeschrocken sein. Aber plötzlich sah er sie sich von seiner Seite erheben, mit festem Schritt auf den Haufen zutreten, der sich um den Alten gebildet hatte und jetzt bei der Annäherung des Mädchens teilte, und staunend hörte er sie mehr mit befehlender als mit flehender Stimme sagen: „Beneditemi, padre mio.“

Sie beugte das Haupt, und die runzelige Hand des Alten lag sekundenlang auf ihrem braunen, weichen Haar. Der Mönch murmelte dabei seinen Spruch zwischen den Lippen.

Als sie mit gesenkter Stirn zurücktrat und der Alte hastig seinen Weg fortsetzte, hatte auch Georg sich erhoben. Die Stimmung, die ihn bisher beherrscht hatte, war von ihm gewichen, er fühlte, daß etwas Fremdes sich zwischen ihn und das Mädchen eingedrängt hatte, dem alle seine Pulse sehnend entgegenklopften. Vielleicht lag hier die Lösung des Rätsels,

das ihn gefesselt hatte, — eine Lösung, bei der sein Herz um keinen Schlag lauter, um keinen rascher pochte.

„Lassen Sie uns gehen, Signor,“ sagte Cosima, „es ist kühl geworden.“

„Ja,“ sprach er tonlos, „die Sonne ist unter.“ Schweigsam stiegen sie die Straße nach Torbole hinab und setzten, als sie dort die Anderen nicht mehr antrafen, den Weg nach Riva fort. Von der Minoritenkirche her klangen die Glocken; summend ging der Ton, wie getragen, durch die klare Abendluft.

„Gehen Sie nie zur Messe, Signor?“ fragte Cosima plötzlich.

Er verneinte. „Ich bin ein Protestant,“ sagte er.

Sie sah ihn verwundert mit großem, braunen Kinderauge an. „In der Pfarrkirche ist auch Gottesdienst für die — Protestanten,“ fiel sie ein; sie hatte offenbar anfangs ein anderes Wort wählen wollen. Sie schien dabei anzunehmen, daß man auch dort die Messe lese, eine andere Art des Gottesdienstes konnte sie sich nicht vorstellen.

„Ich habe davon gehört,“ erwiderte er, „aber ich kam nicht hierher, um die Priester das sagen zu hören, was sie daheim schon zum Ueberdruß wiederholen und woran ihre eigene Vernunft nicht glauben kann.“

Sie schwieg wieder eine lange Weile, ehe sie weiter fragte: „Waren Ihre Nordlandsrecken nicht gottgläubig?“

„Ihre Religion war die der Natur,“ erwiderte er, „keine des Trugs wie die unsere.“

„Das wissen Sie auch?" fragte sie mit eigentümlicher Betonung. Dann nickte sie nachdenklich. „Sie sind freilich ein Gelehrter, Sie konnte man nicht täuschen. Und Sie flüchteten in das Reich der alten Mythen und gründeten sich dort Ihre eigene Welt. Sie entbehrten nichts, aber ich — ich —" Es kam, wie ein krampfhaftes Schluchzen, jäh aus ihrer ungestüm wogenden Brust herauf.

„Um Gotteswillen, Signorina," sagte Georg, „was ist Ihnen?"

„Nichts," erwiderte sie tonlos und atmete wieder ruhiger.

„Ich verstehe das Alles nicht", sagte Georg unwillkürlich; es war nur wie ein lautgewordener Gedanke, der nicht für sie bestimmt war.

Aber sie hatte die Worte gehört. „Es versteht mich Niemand," entgegnete sie leise.

Der See rauschte laut, als sie an die ersten Häuser von Riva kamen, zerrissene Wolkengebilde flogen über die Bergspitzen hin. Ein kühler Wind strich vom Wasser her herüber. Cosima hüllte sich fröstelnd in ihr Tuch und schauerte zusammen.

„Heut hat der See keine lockende Zaubergewalt, wie sonst," sagte sie nachdenklich, „man könnte sich vor ihm fürchten; aber wenn die Sonne über seinen blauen Fluten liegt, ist er verführerisch schön, und man möchte die Augen oft abwenden, um nicht unwiderstehlich zu ihm gezogen zu werden."

Als sie sich an der Thür des kleinen Hauses am Berg-hange trennten, ging Georg wieder den Weg hinunter und schritt langsam durch die stillen Straßen am westlichen Seeufer bergauf. Ihm war sonderbar beklommen zu Sinne. Als er nach Stunden in sein einsames Zimmer zurückkam, fand er noch immer den Brief liegen, den er vor mehreren Tagen an seinen Freund, den Doktor, zu schreiben begonnen hatte und mit dem er nicht hatte zu Ende kommen können. Mechanisch las er die Zeilen bei der Lampe und beim Mondlicht, das aus dunklen Wolkenschichten hervor-brach, noch einmal:

„Eine merkwürdige Fügung, lieber Hans. Du nennst ja Alles Fügung, was andere Sterbliche Zufall nennen, zumeist ich, der mit Denen von Asgard vertraut ist. Ich bin heute Portraitmaler geworden und das schönste Mädchen, über dessen Stirn je Italiens Sonne aufgegangen ist, sitzt mir Modell. Bei der blondlockigen Freya und der Beschützerin der Liebenden, Siöna, ich schwöre Dir's: es ist kein Scherz, es ist Wahrheit, und ich nehme sie hin, lächelnd und froh-gemut, als ein Geschenk meiner himmlischen Beschützer. Frage nicht, wie es gekommen, freue Dich, daß es ist! Wie ich sie male? Ich plaudere mit ihr von den Asen und Nornen, lese ihr vor aus dem urewigen Lied von der Nibelungen Not und stehe währenddessen zeitweilig hinter einer Staffelei, die mich dem beschämenden Beweise meiner geringen Künstlerschaft entzieht und die zugleich die einzige

Scheidewand zwischen mir und einem Mädchen bildet, — jede Schilderung ist Narrheit und jeder Vergleich Sünde. Und doch spiele ich mit ihr? fragst Du, und doch will ich dies Spiel zum Fundament meiner Zukunft machen?

Possen, Possen, Hans. Der See ist so unendlich blau und der Himmel so klar und über den Bergen ruht Italiens dichtunggepriesener Sonnenschein; — ich denke heute an nichts, nicht an die Zukunft, nicht an die Vergangenheit, ich fasse diesen Augenblick, wie ein Geschenk lächelnden Götterwohlwollens, und lebe der Sekunde und ihrem flüchtig verschwimmenden Dufthauch — Ich bin froh, gottlos froh und fürchte den Neid der Asgardbewohner, weil ich an keine anderen Götter glaube neben ihnen.

Und wie das Alles enden soll? Was aus dem Bilde werden wird, was aus dem Original? Weiß ich's, will ich's wissen? Ich lebe dem Augenblick. Eines Tages gehe ich vielleicht auf und davon und lasse die Leinewand hinter mir, — après moi le déluge — Wenn die freundliche Sonne Thüringens wieder über die grünen Bergkuppen heraufkommt und durch Baumgeäst in mein bücherumstandenes Zimmer fällt, das Du ein „typisches, deutsches Gelehrtenzimmer" titulirt hast, dann strecke ich mich vielleicht eines Mittags, von aller Bücherweisheit ermüdet, auf mein hartlehniges Sopha und lasse beim Duft ächten Krautes mich wundersame, liebliche Bilder umgaukeln, aus deren Wolken, wie

Venus aus dem Schaume des Ozeans, ein Bild heraufsteigt, ein Bild — —

Soll es so werden, Hans? Fürchte auch nicht, daß ich als gehorsamer Ehemann, — bei Löwna, welche die Liebenden vereinigt, nichts liegt mir heut ferner, als der Ernst der Zukunft, — meine Gottheit ist gedankenloser Frohmut, — die Welt wäre zu ennuyant, wenn man ihm nicht bisweilen huldigte — Du weißt, ich habe mich immer gewundert, daß in Asgard kein Gott der Langenweile gethront hat. Es waren glückselige Götter, die unserer Altvorderen" — —

Der Lesende schüttelt verwundert das Haupt. „Wie das so ganz anders klingt, als heute das Echo der Töne meines Innern," sagte er, „und es war damals doch so meine Stimmung, die dann in eine andere hinübergeklungen ist und deren Schlußakkord anders, ganz anders lautet, als sie — aber es ist wol in ihnen beiden auch wieder der gemeinsame Ton, der sich nur vernehmlicher heut hören läßt; er klingt, wie das alte Lied von Glück und Liebe" —

Er warf das Blatt unmutig, zerknittert fort und faltete einen neuen Briefbogen; dann schrieb er langsam und zeitweilig, wie um sich zu besinnen, innehaltend: „Es ist gut, daß Du meinen letzten Brief nicht erhalten hast, lieber Hans. Er liegt immer noch neben mir und soll Dir auch vorenthalten bleiben. Ich kenne mich selbst nicht wieder in dem, was ich da geschrieben hatte, und mein klopfendes Herz fragt mich, ob ich denn seinen Schlag nicht verstanden — Wenn Du

ihn heut nicht errätst, werd' ich Dir ihn auch schwerlich zu deuten vermögen. Es ist ein recht wunderliches Herz, und wunderlich klopft es seine Gebote.

Wie sie heut vor mir stand, aus den dunklen, tiefen Augen ein brennender Stral in die meinen irrte und auf goldener Brücke dann meine Gedanken zogen und den ihren begegneten, da lag es plötzlich, wie eine fremde Märchenwelt, zu meinen Füßen und eine Ahnung anderen Glücks, als ich's je erträumte, durchschauerte mich von Kopf zu Füßen — lächelst Du, Hans? Fragst Du mit Deiner von Natur mit untilgbarer Ironie begabten Stimme so abwehrend-gutmütig, wie nur Du es vermagst: „Du schwärmst, mein Lieber?"

Schwärmen? Mit meinen dreiunddreißig Jahren? Ich stehe einem Rätsel gegenüber, das mich aus braunen Augensternen lockend und tief anschaut; vielleicht find' ich das Zauberwort seiner Lösung, und die blauen Wellen des Sees rauschen mich ein in einen Traum des Glücks.

Es ist nicht wahr, was ich in frevlerischem Uebermut mir einst selbst gepredigt habe, daß dem schalen Treiben des Alltagslebens gegenüber sich die einzige Rettung vor Daseins-Leere und Verzweiflung in der erträumten Welt, in der Welt der Gedanken, aufbaut; nein, mitten im warmpulsirenden Getriebe, im flutenden Sonnenlicht des Lebens blüht die Blume des Glücks, und wo sie blüht, weichen die Nebeldünste der Alltäglichkeit, und ihr Name ist: Liebe —

Lebewohl, Hans. Kehr' ich noch einmal heim, — fast

zweifle ich, denn die Wellen des Sees locken, sagt Cosima, und die Oliven flüstern über den weißen Häusern von Limone, — so kehr' ich wol nicht allein: — das Leben ist schön, Hans, und wer denen grollt, die es werden ließen, ein Narr" —

Während Georg den Brief mit seiner Unterschrift versah, in ein Couvert verschloß und adressirte, hörte er von unten durch das geöffnete Fenster ein Stimmengeflüster, das ihn anfangs, da er die dem Papier anvertrauten Gedanken noch in sich nachklingen ließ, nicht aufstörte. Als er aber deutlich die Stimme des Conte erkannte, welche eben sagte: „Das heißt: Sie weigern sich, Signora Benedetta?" trat er ohne Besinnung rasch an das Fenster und lehnte sich hinaus.

In ihren Umrissen, wie sie sich dunkel von der mondhell erleuchteten Wand des Hauses abhoben, unterschied er die Gestalten des Conte und der Signora Marnero, welche auf dem kleinen Vorplatz langsam nebeneinander hinschritten, und jetzt stehengeblieben waren. Dann trat er vom Fenster zurück, blieb aber in horchender Stellung. Der leichte Wind, der vom See herüberstrich, wehte ihm jetzt die Worte entgegen: „Sie sind grausam, Tommaso; — Sie waren es bis zu dieser Stunde, da Sie mein Herz in Fesseln hielten und eifersüchtig jede seiner Regungen überwachten. Daß Sie es heute in noch höherem Grade sind, wo ich mich gedemütigt und von der Last dessen gebrochen, was ich trage, Ihnen nahe, läßt mich daran zweifeln, daß Sie je eine weichere Regung in sich spürten" —

Signora Marnero sprach die Worte leise, aber mit scharfer, beinahe schneidender Stimme. Der Graf lachte kurz und heiser auf. „Wer Sie so sprechen hörte und die Vergangenheit nicht kennt, Benedetta,“ sagte er düster, „würde meinen, ich sei ein herzloser Egoist und Sie seien mir zum Opfer gefallen; — schade nur, daß es umgekehrt der Fall ist, daß Sie triumphiren konnten, wo ich mich demütigte, wo meine heißen Bitten, meine glühenden Wünsche auf den Widerstand eines starren, berechnenden Herzens stießen, das ich zu lieben geglaubt hatte, nein, — das ich liebte mit der Inbrunst, mit dem verzehrenden Feuer eines heißen Herzens“ —

„Tommaso,“ fuhr sie wirr-erschrocken dazwischen, „vergessen Sie nicht“ —

„Was?“ fragte er mit trockenem Lachen, „daß ich mit der Signora Marnero spreche? Und unter den Fenstern Ihres Hauses, in dem Ihr Gemahl und Ihre Kinder wohnen? Nicht doch, ich habe das nicht vergessen, — werde es nie vergessen, Signora. Darum lassen Sie uns kurz sein. Sie haben sich vor mir in diesem anmutigen Schlupfwinkel verbergen wollen, wohin ich, wie Sie hofften, Ihnen nicht würde folgen können. Sie bauten darauf, daß die Signorina sich eher verlieben, vielleicht auch sich eher verheiraten würde, als der unerwünschte Freier nach Riva käme, um dann einer nicht mehr rückgängig zu machenden Thatsache gegenüber seine Pläne, wenn auch ungern, so doch jedenfalls für immer

und bedingungslos, aufzugeben. So haben Sie gerechnet, Benedetta; es war die Rechnung einer Frau, — Sie sehen: Sie haben sich getäuscht" —

„Worin?" fragte sie unwillkürlich.

„In mir," sagte er ruhig, „in Ihrer Tochter vielleicht nicht."

Er lachte unschön bei den letzten Worten. „Sie wissen das?" fragte die Signora, „und doch" —

„Bestehe ich auf der endlichen Erfüllung eines Wunsches," ergänzte er, „den ich seit Jahren hegte, den Sie ahnten und an dessen Vereitelung Sie vergeblich Ihren Witz erprobt haben. Sie kannten mich nicht, Benedetta, und wußten vor Allem nicht, welche Bundesgenossen mir zur Seite stehen. Aber ich will nicht mit Ihnen streiten; was ich gesagt habe, ist unabänderlich, wie mein Wille, und der, wie das Firmament über uns, unerschütterlich; Sie wissen es. Ich lasse Ihnen Bedenkzeit; geben Sie mir in vierundzwanzig Stunden die Antwort, die ich heute von Ihnen fordern könnte, und ist es nicht die, welche ich erwarte, — welche ich sehnlichst erwarte, Benedetta, — so zweifeln Sie keinen Augenblick daran, daß ich handeln werde, wie es mein Herz verlangt. Ich verlasse Sie heute; nehmen Sie diesen neuen Aufschub als einen neuen Beweis meiner — Nachsicht gegen Sie und nutzen Sie ihn nicht wider mich; es wäre zu Ihrem eigenen Schaden. Ich lernte seit achtzehn Jahren viel, Benedetta, sehr viel; entsagen lernte der Graf Tommaso Perrini nicht, — leben Sie wohl!"

Sein eiliger Fußtritt verhallte am Berghang. Die Signora blieb minutenlang, wie gebannt, an der gleichen Stelle. „Warum muß das sein?“ hörte der Lauscher am Fenster des oberen Stockwerks sie leise vor sich hinsprechen. Dann glitt sie geräuschlos, wie ein Schatten, um die Ecke der Hauswand.

In Georgs Träume hinein aber klang noch immer die weiche, unsagbar schmerzliche Stimme, die mit zitterndem Vorwurf einer namenlosen Uebermacht fragend entgegenrief: „Warum muß das sein?“ — Warum? — Warum? klang es widerhallend, als riefen es die Wellen des Sees herauf, wie sie eintönig an's Ufer schlugen. — —

Wolkenlos blau war der Tag, und wieder, wie ein Rätsel, lag der schimmernde Spiegel des Lago di Garda, und in Duft und Traum die sonnenumspielten Gestade. Georg schlenderte nach dem Malen den ganzen Tag beschäftigungslos durch die Straßen, saß unter der Thurmruine des alten Schlosses und unter den Felsthoren der Kunststraße am westlichen Ufer; aber er fand nirgends Ruhe. Er hörte den Fischern zu, wie sie eintönig ihre „lagori“ und „trutte“ ausriefen und die glänzend beschuppten „corpiori,“ die schwerpfündigen Lachsforellen des Sees, die über die halbe Welt hin berühmt sind, zu hohen Preisen ausboten, er beobachtete die angelnden Söhne Albions und die zeichnenden Töchter des Insellandes, das auch in diesen paradiesischen Erdwinkel die Schaaren seiner reisigen Kinder ergossen: Alles mit dem gleichen, unstäten, unbefriedigten

Blick, der das Vorhandene überfliegt und das nicht Vorhandene zu sehen meint. Eine marternde Unruhe war über ihn gekommen. Er meinte ein Etwas, das er sich trotz allen Grübelns nicht zu deuten wußte, über dem Haupte Cosimas drohen zu sehen, und sein klopfendes Herz trieb ihn zu ihrer Rettung. Er wußte nicht, wie er's vollenden sollte, nicht, was die Zukunft bringen würde; ein süßer Rausch hatte all' seine Sinne umfangen und trieb ihm das Blut kreisend in die hämmernden Schläfen. Planlos strich er immer noch, als die Dämmerung schon sank, durch die stilleren Straßen, planlos über den lautlosen Quai der Stadt.

„Signor Giorgio," sprach da eine leise Stimme hinter ihm. Er kannte sie, ihr weicher, melodischer Klang hatte ihm oftmals alle Fasern des Herzens erbeben lassen.

„Cosima," sagte er, als sie neben ihm stand und ihre kleine Hand warm in der seinen lag. Er nannte zum ersten Male ihren Namen, unbewußt kam er ihm von den zitternden Lippen.

Sie sprachen sonst nicht viel miteinander, es war nur, als hätten sie sich in stummer Verabredung hier zusammengefunden und als wüßten sie, was ihrer Beider Wunsch war. Auch Antonio war mit seiner Barke am Platze, und so ruderten sie schweigsam mitsammen hinaus in die Dämmerung.

Atemlos und schwül lag das Dunkel über den murmelnden Wassern und breitete den sternendurchzitterten Mantel über die braunen Felsriesen. Kein Lüftchen regte sich; von den

traumhaft im Nebel verschwimmenden Häusern der Stadt her gingen die Glocken und aus den Olivenwaldungen der Ufer scholl leiser Vogelsang. Dann trat aus zerrinnenden Wolkengebilden der Mond über die Bergwand, badete in magischem Schimmer die Baumwipfel und zog eine breite, goldene Furt durch die lichtblauen Fluten. Auf der zog nun der Kahn über die Wellen hin und ließ goldigen Tropfenregen vom Ruder stäuben.

„Singen Sie nicht, Signorina?“ fragte Georg. Sie schüttelte leise das Haupt. Da klang es schmetternd von Antonios Lippen in die laue Mondnacht:

„Perchè turbarmi l'anima
O d'oro e d'onor brame,
Se del mio viver 'Atropo
Presso è a troncar la stame;
E già per me si piega,
Sul remo il rocchier brun,
Colà, donde si niega,
Chè più ritorni alcun?

„Perchè turbarmi l'anima?“ sprach Cosima leise nach.

Sein Ohr hatte den Flüsterton aufgefangen. Er saß ihr zur Seite und blickte traumbefangen in ihre dunklen Augen. Und dann kamen irre, wunderliche Worte von seinen zitternden Lippen: er sprach ihr von seiner Heimat, von der Welt, die er sich selbst gegründet, von all' seinem Ringen und Sehnen. Reglos saß sie neben ihm da und wie sonst den

wundersamen Mythen seiner Vorweltssagen, lauschte sie jetzt den wundersameren seines eigenen Herzens.

Sie merkten es dabei nicht, daß Antonio den Kahn lange gewendet hatte und langsam durch die goldhellen Fluten wieder gen Norden steuerte. Sie fuhren erst, wie aus wirrem Traum, empor, als die Barke an das Ufer stieß. „Warum seid Ihr so früh umgekehrt, Antonio?“ fragte Georg. „Früh, Herr?“ lachte der Schiffer, „per dio, mir ist der Arm für eine Woche lahm vom Rudern.“

Das Haus am Berghange lag dunkel und still. Auf dem Hausflur hielten sich die Beiden, die schweigsam nebeneinander durch die klare Mondnacht heraufgewandert waren, an den Händen.

„Ich habe meinen Schleier heut Morgen beim Malen oben vergessen,“ sagte Cosima nach einer Weile.

„Sind Sie furchtsam, Cosima?“ fragte Georg mit wunderlichem Lachen.

„Nein,“ klang es leise durch das Dunkel zurück.

„So kommen Sie mit mir,“ murmelten seine Lippen und sein Herz klopfte hörbar laut durch die tiefe Stille.

„Wohin?“

„Ich will Ihnen den Schleier zurückgeben; wenn Sie ihn diesen Abend nicht einlösen, verfällt er mir,“ lachte er.

Lautlos stieg sie neben ihm die wenigen Stufen empor und das Knistern ihres Kleides machte ihm alle Pulse schlagen. Als die Thür oben hinter ihnen Beiden in's Schloß fiel, kam es,

wie ein Taumel, über all' seine Sinne. „Nun bist Du mein, Cosima, mein, — mein," stammelte er irr, und ihre zitternden Lippen murmelten hinterdrein: „Für alle Ewigkeit" —

Dann schlangen sich zwei weiche Arme begehrend ihm um den Nacken, er fühlte eine junge Brust stürmisch gegen sein Herz wogen und zwei heiße Lippen schlossen die seinen mit glühendem Kusse — — Dann war Stille draußen, wie im Gemach, nur vom See her klang noch jubelnder Gesang über die schweigenden Wasser. —

Es that Cosima wohl, als sie in ihr dunkles Zimmer trat und Niemanden außer ihr mehr wach fand. Sie konnte nicht zur Ruhe gehen aber sie hätte auch mit Keinem zusammensein mögen. Es war ihr gerade recht, so am Fenster stehend in die Nacht hinausträumen zu dürfen. „Perchè turbarmi l'anima?" summte sie dabei leise vor sich hin; es war, als sei ihr eine Last von der Seele genommen und ihr ganzes Sein wunderbar verwandelt; sie kannte sich selbst nicht mehr.

Wie ein jauchzender Aufschrei kam es dann von ihren Lippen, als aus der Tiefe des Gemachs plötzlich ihr Name in leisem Flüsterton erklang: „Cosima" —

„Georg," rief sie; sie wußte, wie gern er seinen Namen in seiner eigenen Sprache hörte, und sie hatte sich lange damit geübt, ihn aussprechen zu lernen; er fiel ihrer Zunge so schwer. Aber wie sie nun langsam ihre Arme ihm entgegenbreitete und ihr Herz ihm begehrend entgegenklopfte,

stand eine hohe Gestalt vor ihr, an deren dunklen Umrissen sie zusammenschreckend den Grafen Perrini erkannte.

Dieser Besuch konnte ihr nichts Gutes bedeuten; — seit Jahren, seitdem sie angefangen, über sich selbst und ihre Umgebung nachzudenken, hatte eine instinktive Abneigung sie von dem Grafen ferngehalten. So oft er ihr älterliches Haus betreten, war er, wie ein Bote des Unglücks, erschienen, ihre Mutter hatte Thränen in den Augen gehabt, so oft sie ihm gegenübergestanden, und immer, wenn man ihn am Wenigsten erwartet hatte, war er nahe gewesen, jedesmal mit dem gleichen, sarkastischen Lächeln auf den feinen Lippen, mit dem düsteren Feuer in den schwarzen Augen. Es war etwas Herrisches, Ueberlegenes in seinem ganzen Auftreten, das sie seit jeher abgestoßen. Und da er jetzt wieder vor ihr stand, zur Nachtstunde mit ihr allein in dem dunklen, nur durch einen blassen Mondstral erleuchteten Gemach und sie mit ruhiger Kälte betrachtete, die Arme über der Brust verschränkt, überflog sie ein Schauer, daß sie zusammenfröstelte. In diesem Augenblick war ihr's, als könne der Mann mit den unheimlich glühenden Augen ihr bis in die Seele hinabsehen.

„Sie sind es, Graf,“ sagte sie aufatmend, es klang kaum wie eine Frage, eher wie eine Drohung.

„Ich, Cosima,“ erwiderte er, „aber das darf Sie nicht erschrecken. Auch die Zeit nicht, — es ist ja die Zeit, in der die Liebe spricht; — Ihnen wird auch kein Vorwurf

daraus gemacht werden, — denn wenn der Morgen aufgeht, sind Sie ja doch mein —“

„Graf,“ fuhr sie erschrocken auf. „Ich verstehe Sie nicht,“ setzte sie dann leiser hinzu, „ich bin so verwirrt, — so beklommen —“

Sie strich sich über die Stirn hin, als wollte sie eine Haarlocke daraus zurücklegen. Er blieb reglos. „Sie werden mich verstehen, Cosima,“ sagte er, „denn meine Worte lauten klar und verständlich: wenn der Morgen aufgeht, werden Sie mein, — mein Weib.“

Sie starrte ihn an mit großen, glanzlosen Augen. Alles Blut schien aus Stirn und Wangen zurückgetreten, ihr Antlitz war geisterhaft bleich. „Sie träumen, Graf, —“ sagte sie, den Kopf schüttelnd.

Er lächelte fast schwermütig. „Ich habe ausgeträumt, Cosima,“ entgegnete er, „seit Jahren schon; — ich handle jetzt, wo ich früher nur begehrte, und vollende, wo ich früher sehnte. Ich träume nur noch von dem, was ich erreichen kann, und es ist erreicht, ehe der Traum verflog. Nicht ich träumte, aber Sie selbst, Cosima; das ist Mädchenart. Filippo weiß es, daß Sie träumten, vor ihm lag ihre Seele offen, — faltenlos —“

„Das ist nicht wahr,“ fiel sie hastig ein, „von Tag zu Tage hat sich ein Gedanke mehr darin vor ihm verborgen, und seit Monden kennt er mich nicht mehr, als mich die

Andern kennen. Er täuscht sich selbst; — er ist ein kluger Mann, aber auch Priester irren."

Sie sprach die letzten Worte mit bitterer, scharfer Betonung. Dann lachte sie irr auf. Aber Tommaso blieb unverändert, es schien ihn auch das nicht zu überraschen, wie nichts von dem, was das Mädchen dachte und sprach. Er war wie auf Alles vorbereitet und Alles kam, wie er es vorher überdacht hatte. „Der Padre hat Ihr Vertrauen verscherzt, Cosima?" fragte er ruhig, „und warum? Er ist ein kluger Mann, haben Sie gesagt, aber ich meine: er ist mehr, als das —"

„Jawohl," fiel sie ihm in's Wort, „er ist noch mehr: er ist ein Elender, wie kein Anderer, ein Verräter am Heiligsten, ein tausendmal ärgerer Schurke, als Alle, über die er in erheucheltem, selbstbewußten Gottvertrauen zu Gerichte sitzt, — er, der in jedem seiner Worte, in jeder seiner Handlungen dem Gotte Hohn spricht, dem er zu dienen vorgiebt."

Die Worte kamen ihr hart von den Lippen, ein Schauer rüttelte ihren zarten Körper. „Sie klagen ihn schwer an, Cosima," sagte der Graf, „haben Sie auch die Beweise für das in Händen, was Sie da sagen? Man sollte von Niemandem sprechen, was man nicht ihm und der Welt gegenüber beweisen kann."

„Beweise?" fragte sie bebend und mit jedem Worte leidenschaftlicher aufgeregt, als ob ein langverhaltener Strom, von ihrem Herzen befreit, sich fessellos zu ergießen strebe,

„Beweise? Mag er's doch leugnen, — mir in's Antlitz oder Ihnen, oder der Welt, — was kümmert's mich? Mein Ohr vernahm seine Worte und mein Herz begriff sie; er müßte das Innerste seines Wesens verleugnen, wenn er es nicht zugestände. Ja, ich hatte mich ihm und dem Wort, das er predigte, rückhaltlos hingegeben, denn sein Wort war: Liebe. Er lehrte die Hände des Kindes sich zum Gebete falten, und unter seinen Augen lallten meine Lippen gedankenlos die ersten Bitten. Ich wuchs auf im Glauben an die Allgewalt der Liebe, die er mich „Gott" heißen gelehrt hatte, und mein ganzes Sein floß harmonisch und heiter-ruhig dahin. Es war ein Frieden in mir und um mich, daß kein anderer Gedanke mich heimsuchte, als der eine, es möchte so bleiben, mein Dasein möchte so einförmig weiterrauschen. Ich blieb ein Kind, als ich lange die Kinderschuhe ausgetreten. Aber eines Tages sprach der Padre zu mir: „Sie sind kein Kind mehr, Cosima; ist Ihr Herz noch frei geblieben?" „Mein Herz ist Gottes," sagte ich; ich verstand ihn nicht. Aber er lachte: „Man sollte glauben, Sie wollten ein Kind bleiben. Cosima, das wäre schade um Sie; — Sie sind zu Höherem berufen, als dazu, die Kugeln des Rosenkranzes beim Pater Noster zu drehen und vor den Heiligenbildern zu knixen oder Ihre Stirn mit Wasser zu besprengen. Ich fürchte: die Signora möchte Sie zur Klosterfrau erziehen, und Sie selbst sind zu gut und zu weich, um ihr zu widerstehen. Aber ich werde Sie nicht zur Nonne machen, nicht lebendig

begraben lassen. Sie sind zu wonnig-heiterem Lebensgenuß geschaffen, und wenn Sie denn durchaus an einen Gott glauben wollen, so geben Sie ihm keinen von all' den Namen, welche die verstandlose Menge ihm plärrend beilegt; nennen Sie ihn „Genuß", und Sie haben ihn bei dem Namen genannt, den die Verständigen ihm beilegen: süßen Genuß des Daseins." „Wenn Sie denn durchaus an einen Gott glauben wollen" — Ich sprach diese Worte mechanisch nach und konnte ihren Sinn nicht fassen. Aber ich fühlte instinktiv in dem gleichen Moment, daß sich etwas Uebergewaltiges in mein Dasein gedrängt habe, das ich bisher nicht gekannt und vor dem ich zitterte. Doch Filippo lachte und sprach: „Sie sind noch immer überrascht, Cosima? Ich glaubte, Ihr eigenes Herz hätte Sie auf diesen Augenblick vorbereitet; Sie sind in den Jahren, wo es so spricht, wie ich zu Ihnen gesprochen habe. Aber starren Sie mich nicht so unglücklich an: das ist Menschenloos, und Sie müssen es lernen, die Kinderträume abzustreifen, mit denen man Sie eingewiegt; — draußen liegt das Leben sonnig und blütenduftig, Cosima, und ich führe Sie aus den Nebeln des Glaubens in das hellflutende Tageslicht des Genießens. Wollen Sie sich mir anvertrauen, wie früher? Ich führe Sie gut." — Er wollte mir seinen Arm um die Hüfte schlingen, aber ich stieß ihn, plötzlich wie aus einem Starrkrampf erwachend, von mir. „Und Alles war nur ein Märchen, was ich bis heute geglaubt und

was Ihre Lippen mir predigten?“ fragte ich, „ein Märchen, mit dem man die Kinder in Schlaf lullt?“

„Die Kinder und die Völker,“ fiel der Padre ein, „denn die Völker sind wie Kinder, und in der großen Weltfibel stehen die gleichen, törichten Märchen, wie in der Kinderfibel, und die Völker lesen sie und glauben daran mit eben der gleichen Andacht —“ „Und Sie selbst, der Sie ein Priester dieses Märchenglaubens sind, warum sind Sie's? Und warum verlocken Sie mit diesem Märchen, das Sie doch verspotten, im heiligen Ernst, den Sie erheucheln, Tausende und wieder Tausende?“ — „Warum?“ fragte er lachend, „weil besser ist: herrschen als unterliegen, weil der ehrgeizige Traum meines Lebens mich, wie Viele, lockt, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln; — das verstehen Sie nicht, Cosima, wenigstens jetzt nicht, aber vielleicht wird die Stunde nicht allzufern sein, wo Sie mich begreifen, wo Sie voll Bewunderung zu mir und den Hunderten aufblicken, die gleich mir eine ungefüge Menge am ehernen Zügel des Gehorsams bändigen und nach höherer Willkür als willenlose Werkzeuge lenken. Es wird nicht die Bewunderung des gläubigen Kindes sein, das den Himmel offen sah und die Wolken sich als Wohnsitz eines höchsten Wesens, das da straft und lohnt, vorstellt, aber es wird die Bewunderung des Schwachen sein gegenüber dem Herrschenden, auf dessen launischen Wink sich tausend Hände in Andacht und Ergebung regen. Warum wir das Märchen immer wieder in den Herzen der Völker erwecken,

warum immer wieder die frommen Kinderträume mit der Glut erkünstelter Andacht predigen? Sie würden das nicht fragen, Cosima, wenn Sie den unnennbaren Reiz verständen, der im Regieren ruht, in der Allmacht des Priestertums über Staaten und Völker. Unser Orden sendet seine Jünger in alle Gegenden der Weltteile aus und wohin sie kommen, da beugen sich ihnen die Kniee der Menge; sie Alle regiert nur ein Wille und dem hochfliegenden Traum ihres Ehrgeizes opfern sie ihr ganzes Dasein. So hält die Kirche in den unentrinnbaren Netzen ihrer Allmacht die Völker und macht den Glauben, den vor Jahrhunderten fromme Einfalt als linderndes Trostmittel irdischer Sorgen erfunden, zum willkommenen Köder, — und glauben Sie nicht, daß es anders sein könnte! Den Leiden der Welt gegenüber sucht die Seele den rettenden Zufluchtsort und findet ihn nur in der Hoffnung auf den dereinstigen Ausgleich des Erlittenen durch die Wonnen der Seligkeit, — je unbestimmter, desto siegesgewisser; — die Menschheit will betrogen sein, wenn Sie es anders einen Betrug nennen wollen, einen märchenhaft-schönen Irrtum ihrer gläubigen Einfalt zu bewahren" — „Es ist der unsühnbarste Betrug", fiel ich bebend ein. Aber Filippo lachte wieder in seiner sarkastischen Art und fuhr ruhig fort: „Er ist herrisch, wie Alles, was die Notwendigkeit gebietet; die Menschheit hätte längst in grimmiger Selbstvernichtung gegen sich gewütet, wenn der Selbsterhaltungstrieb nicht durch den Glauben genährt würde; das Sein will nur dauern, solange ihm das Ziel verschleiert

bleibt, dem es zustrebt, solange ihm das fromme Ammenmärchen der Unsterblichkeit lacht. Die Wenigen, die da leben können, die das Dasein tragen, wenn sie auch den frommen Betrug durchschauen und die Netze des Glaubens durchreißen, sind die erbittertsten Feinde unserer Kirche. Von Jahr zu Jahr wächst ihre Zahl, aber mit ihr auch unser unbesiegbares Selbstvertrauen und die Anspannung unser letzten, höchsten Kräfte, ihnen das mühvoll gewonnene Schlachtfeld wieder zu entreißen. Heute kämpft die Kirche ihren größten, erbittertsten Kampf; sie wird in ihm siegen, wie in allen, in denen sie das Schwert zog, und die Völker würden sich im Daseinskampf untereinander aufreiben, wenn sie unterläge. Was Sie den unsühnbarsten Betrug nennen, — die fromme Einfalt Ihrer Kinderseele nennt es so, — das ist nicht nur notwendig, es ist groß und heilig, wie nichts anderes mehr; glauben Sie mir: es ist die Lebensbedingung für die Völker wie für den Einzelnen."

Cosima schwieg einen Moment, ehe sie aufatmend in leiserem Ton sagte: „Ich habe jedes seiner Worte gut behalten und es hat seit jener Stunde mit unlöschbarer Flammenschrift in meiner Seele gestanden, aber Niemandem habe ich je ein Wort davon wiederholt. Warum ich's jetzt Ihnen gegenüber gethan, Graf, ich weiß es nicht, aber das Herz hat seine Stunden, in denen es sprechen muß."

Graf Tommaso hatte während der ganzen Zeit regungslos, wie eine Statue, mit verschränkten Armen vor dem aufgeregt

redenden Mädchen gestanden, dem die Worte in fieberhafter Hast von den Lippen flossen. „Und Sie selbst, Cosima?“ fragte er nach einer Weile ruhig, „was sprach Ihr Herz, seit man ihm schonungslos den Märchentraum Ihrer Kindheit geraubt?“

Sie sah ihn halb forschend, halb wehmütig an. Die anmutumflossenen, lebenatmenden Züge ihres feinen Antlitzes waren geisterhaft bleich geworden, und wie traumgefesselt sprach sie leise vor sich hin: „Der Jesuit hat vielleicht Recht mit der unbarmherzigen Logik seiner Thatsachen, — aber er that nicht recht, daß er auch mein Herz ihr unterwarf, denn es war ein Kampf, in dem ich erliegen mußte. Er wußte es, aber er fühlte kein Mitleid; er meinte, mich gängeln zu können, auch ohne die Zügel des Glaubens, an denen er die kindlich vertrauende Menge fesselt, aber er täuschte sich, — er weiß, daß er sich getäuscht hat, — daß er sich zum ersten Male in seinem Leben verrechnete, er, der große Rechenkünstler, und seit der Stunde verfolgt er mich mit blindem Hasse, der nicht dulden kann, daß ein Mädchenherz seiner kalten Berechnung Hohn sprach. Ja, er hatte mein ganzes Vertrauen, aber er hat es heut nicht mehr, und er weiß das. Auch seine Pläne, mich zu verderben, sind gescheitert bis zu dieser Stunde, — und seit dieser Stunde fürchte ich keine mehr, denn mein Herz hat nun, heute, in dem Kampf, in den er es so erbarmungslos hinausgestoßen, gesiegt; ich fühle mich jetzt frei von ihm, — von Euch allen.“

Der Graf lächelte düster. „Vielleicht,“ sagte er, „und

es wäre wol so, wenn Sie diesen Priester wirklich kennten, aber Sie haben ihn noch niemals ganz gekannt. Wie Sie sich nie bis zu der Höhe aufschwingen konnten, von der aus sein herrschsüchtiger Egoismus betrachtet sein will, so haben Sie auch die Ziele nie begriffen, die sein sicherer Blick in's Auge gefaßt. Dieser Priester ist mein Freund, Cosima."

Sie sah ihn arglos, immer noch wie traumbefangen an. Ihre Gedanken schienen abwesend; sie lächelte fast, als sie die Worte wiederholte: „Ihr Freund?"

Er maß sie mit einem aufflammenden Blick seiner dunklen Augen. „Sie lieben ja die Märchen, Cosima," sagte er dann in ruhigem Ton nach einer Weile, „ich will Ihnen auch ein Märchen erzählen, — eins, das sie nicht zu vergessen brauchen, weil es nur ein Spiel dichtender Fantasie ist, sondern eins, welches das Leben selbst gedichtet hat und an das Sie glauben dürfen; wollen Sie mich hören?"

„Ja," sagte sie mit leichter Stirnneigung, und es war, als sei jetzt vollends jene wunderliche Traumstimmung über sie gekommen, in der man das Sonderbarste nur natürlich findet.

Er durchschritt das Gemach ein paarmal, dann blieb er wieder vor ihr stehen und begann: „Wenn der Fremde auf leichter Gondel die blauen Fluten des Canal grande durchkreuzt, nennt ihm der Gondoliere die Namen der alten Marmorpaläste, an deren meerumspülten, altersmorschen Mauern er vorübergleitet. Nicht weit vom Palazzo Pesaro

deutet er auf das Stammhaus eines uralten Geschlechts, zu dessen Gemächern noch eine wolerhaltene Marmortreppe hinaufführt. „Palazzo Perrini,“ sagt er, und das Auge des Fremden schweift sekundenlang gleichgiltig darüber hin, — über mein Vaterhaus — Vor langen Jahren wohnte ein alter Graf aus dem Geschlechte der Perrini in den Gemächern, in denen von früherem Luxus kaum noch ein Schimmer übrig geblieben. Er war arm, durch herbe Schicksalsschläge verbittert, mit seinen Verwandten sowie mit den anderen Geschlechtern des alten, venezianischen Adels zerfallen und hauste einsam im einsamen Palast, darin einst glücklichere Geschlechter lustdurchjauchzte Stunden genossen. Sein einziges Glück, der Stolz seines Alters war sein Sohn, Graf Tommaso. Er hatte ihn sorgfältig erziehen lassen; auf der hohen Schule zu Pisa, später in Rom war er herangebildet, war dann als Offizier in Mailand in's stehende Heer getreten, um endlich, von dem schlaffen Garnisonleben angewidert, nach Venedig zurückzukehren, und hier im Palazzo Perrini einsam seinen Studien zu leben und als Publizist sich die geringen Mittel für seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er kam selten in die Häuser der angesehenen Familien Venedigs, und wenn es geschah, betrat er sie mit der geheimen Scheu, die gerade der Gebildete so oft bei den Festen der Reichen zu empfinden pflegt, wenn die Reichen zugleich die Bildungsbedürftigen sind, wie es so häufig der Fall ist und damals in Venedig war. Um so mehr fühlte er sich angezogen, als ihm in

diesen Kreisen ein Mädchen entgegentrat, das ihn nicht nur mit dem gewinnenden Zauber jungfräulicher Reize, sondern mehr noch durch hohe, geistige Begabung und tiefe Religiosität mächtig und unwiderstehlich anzog. Benedetta Frangoni war die einzige Tochter eines reichen Handelsherrn, der sie über Alles schwärmerisch liebte und kaum einen Wunsch ihr unerfüllt ließ. Der anmutige Kontrast, in dem ihr einfaches, herzlich entgegenkommendes Wesen zu der sie umgebenden, verschwenderischen Ueppigkeit stand, fesselte den jungen Grafen mit jedem Tage mehr an sie, und nach wenigen Wochen wußte er, daß er ohne den Besitz dieses Mädchens niemals das Glück erringen werde, nach dem seine feurige Seele dürstete. Und er liebte nicht vergeblich, er sah Benedettas dunkles Auge auf dem seinen glückverheißend ruhn, und ihre Herzen schlugen im ersten Rausche junger Liebe zusammen. Graf Tommaso war damals fünfundzwanzig Jahre alt; — es sind achtzehn Jahre darüber hingegangen und gerade so viele zählte damals Benedetta Frangoni, damals, als ihre warmen Lippen zum ersten Male zitternd sich über denen Tommasos schlossen und zum ersten Male wundersam-törichte Zukunftsträume sein Herz durchglühten. Es ist eine traurige Geschichte, Cosima, und sie endet trauriger, als Märchen enden, aber gerade so, wie alle, die das wahre Leben zu Ende führt — Graf Tommaso Perrini war arm und der Mercante Frangoni war einer der reichsten Handelsherrn Venedigs, er wollte seine Tochter dem

letzten Sprossen eines zwar edlen, aber herabgesunkenen Geschlechts nicht zum Weibe geben, und Benedetta Frangoni war ein Kind und trat, wie ein lachendes Kind, vor den Traualtar, an dem man sie mit dem reichen Kaufherrn Paolo Marnero vermälte. Aber noch brannte der Kuß von Benedettas Lippen auf denen Tommasos, und sein Herz erbebte auch jetzt nicht bei dem Gedanken, die Gattin eines Anderen in einsamer Stunde zu umarmen. Da lernte Benedetta plötzlich den Abgrund kennen, der zu ihren Füßen gähnte, seit sie, mit der Liebe zu dem Grafen im Herzen, dem Manne, der jetzt vor Gott und Menschen ihr Gatte hieß, die Hand gereicht hatte. Da sie den Schauder, der sie dabei ergriff, übertäuben wollte, lag sie an der Brust des Mannes, den sie verraten. Es waren Tage, in denen ein wilder Rausch alle Gedanken des fiebernden Hirns in dem einen verwogen läßt, daß es unendlich süß sei, zu atmen, auch wenn danach Tod und Verderben kommen möge. Wie lange es gewesen, wußte er selbst wol nicht zu sagen, aber, da er endlich zur Besinnung kam, lag das Leben plötzlich vernichtet, öde und inhaltslos vor seinen Blicken. Wieder trat er, wie sonst, vor das Weib, dem jeder Pulsschlag seines Herzens zu eigen war, aber nicht um sie, wie sonst, in seine bebenden Arme zu schließen, nicht, um wie sonst, ihre Lippen mit seinen glühenden Küssen zu bedecken.

„Benedetta," sprach er zu ihr, „es giebt nur eine Rettung für uns Beide. Beichte Deinem Gatten, was geschehen, und

laß uns von hier gehn in die weite Ferne als Mann und Weib. Er wird Dich freigeben, wenn er Alles erfuhr, denn er hat Dich ja nie sein eigen nennen dürfen und jede Stunde, die Du an seiner Seite verlebtest, war Sünde.“ Sie aber sah ihn an mit ihren feuchtschimmernden Augen, in denen der Taumel der letztverrauschten Tage eine irre Flamme entzündet hatte, und sprach: „Küsse mich, Tommaso, und laß Alles sein, wie es gewesen. Ich kann nicht leben ohne Dich, aber was Du von mir forderst, kann sich nie erfüllen. Lieber sterben, als dem Manne, dem ich Treue gelobt, gestehen, daß ich ihn betrog.“ Da betrachtete er sie mit traurigem Blick, wie sie atmend von Lebenslust und Daseinswonne vor ihm stand und mit klopfender Brust verlangend ihre Arme nach ihm ausstreckte. „Ist das Deine letzte Entscheidung, Benedetta?“ fragte er ruhig. „Meine letzte,“ hauchte sie tonlos, „lieber den Tod von Deiner Hand, Tommaso, oder von meiner eigenen.“ Da ging er mit stummem Gruß hinaus, ein Anderer, als da er gekommen war.

Und im ewig gleichen Kreislauf gingen die Jahre. Graf Tommaso kam in eine strenge Schule. Er suchte seinen Frevel in den Geboten der Religion zu sühnen, weilte lange bei den Jesuiten und lernte die Regeln ihres Ordens. Aber er vergaß Benedetta nicht; und als er nach Jahren, ein gereifter Mann, dem das Leben schon das Haar an den Schläfen gebleicht, vor sie hintrat, klopfte sein Herz ihr entgegen, wie damals, da sie an seiner Brust geruht. Aber sein Auge, das

über das kummerblasse Gesicht des jungen Weibes hinstreifte, sah, welche Herrschaft er jetzt über sie errungen, und in dem Blick, der dem ihren begegnete, mochte sie den unabänderlichen Entschluß lesen, daß er sie nützen werde. Damals war Benedettas erstgeborenes Töchterlein ein Kind von zehn Jahren und blickte den Fremden mit scheuen, dunklen Augen an; — er aber las damals in den ihren, daß darin sein Glück verborgen ruhe, wie ein in den Wellen versunkener Schatz, den er heben werde."

Der Sprecher machte eine Pause, während derer er das reglose Antlitz des Mädchens überflog. „Seitdem verflossen Jahre," fuhr er dann fort, „er sah das Kind aufblühen und sah es das Ebenbild jenes Weibes werden, dem der erste Schlag seines Herzens gegolten — Es kam über ihn, wie das berauschende Duftgewoge in Spätfrühlingstagen, und er lächelte dem Sonnenstral neuen Glücks entgegen; eines schwer errungenen Glückes, Cosima, denn die Mittagshöhe seines Lebens ist bereits überstiegen. Ich habe keine Zeit mehr zu warten. Die Nebel der Nacht verschwimmen allmälig und im Osten dämmert ein erster Frührotstreifen; wenn die Sonne über jene Bergen heraufkommt, wird Tommaso Perrini Benedettas Tochter sein Weib heißen."

„Niemals," sagte eine ruhige, klangvolle Stimme, „eher sterben von Deiner Hand oder von meiner eigenen."

Cosima sprach die Worte gedankenirr nach, die ihre Mutter dereinst gesprochen. Sie fuhr sich leicht dabei mit

der Hand über die Stirn, um eine herübernickende Haarlocke zurückzustreichen, und wiederholte langsam in die aufdämmernde Tagesfrühe hinaus, die mit schwankenden, gelbgrauen Lichtern an den Wänden des Gemaches spielte: „Niemals!"

Tommaso stand auch jetzt noch unbeweglich, wie ein Marmorbild. „Dein Herz spricht: ‚Niemals', Cosima," sagte er, „denn es schlägt für den blonden Deutschen, der Dein Bildnis zwar nicht auf die Leinewand zu zaubern versteht, aber das seine in Dein junges Herz."

Er schien ihre Antwort abwarten zu wollen, aber da sie in ihrem Schweigen verharrte und ihn nur mit reglosem Blick anschaute, fuhr er fort: „Und Du glaubtest, diesen Priester zu kennen, Cosima, Du?" Er lächelte gutmütig. „Und wußtest doch nicht, daß er es war, der Deine Mutter mit klugem Wort aufreizte, Dich diesem Deutschen Modell sitzen zu lassen, weil er ihr vorspiegelte, seine Liebe zu Dir werde das Band zerreißen, daß sie und Dich an mich fesselte und von dessen Lösung sie in schlummerlosen, thränenreichen Nächten so oft geträumt hatte? Wußtest nicht, daß er es war, der den kaltherzigen Sohn des Nordens durch glatte Rede entflammte, daß er an Deine Liebe glaubte, noch ehe Dein Herz sie ahnte? Du kennst diesen Priester eben nicht, Cosima, — er that das Alles, weil er Dich haßt, seit Dein Herz sich aus seiner Herrschaft befreit, und er hat gesiegt."

„Noch nicht," schrie sie plötzlich triumphirend auf, „noch ist das Spiel nicht gewonnen, das der Elende mit meinem

Herzen getrieben hat, er täuschte sich selbst und wir werden siegen."

„Wir," wiederholte Tommaso lächelnd, „Du zählst auf den, der Deine Lippen berühren durfte? Ich weiß Alles, auch der Priester weiß es; — aber nicht er irrt, denn er ist unfehlbar, wie der Menschengott, den er anbetet, sondern Du selbst. Dieser blonde Germane, — Filippo durchschaute auch ihn, wie er Dich durchschaute, das ist seine wunderbare Gabe, — liebt Dich nicht; Du warst nur ein anmutiges Spielzeug in seinen Händen, er nutzte Dich als Zeitvertreib müßiger Stunden, um, heimgekehrt in sein nebliges Vaterland, von Deinen Küssen zu plaudern, wie von einer freundlichen Reiseerinnerung."

Es kam, wie ein Stöhnen aus tiefer Brust, über ihre zitternden Lippen, ein Ton, wie ihn das verwundete Wild ausstößt in der Waldstille. „Das ist erlogen," sprach sie klanglos hinterdrein.

„Es ist so wahr, wie des Priesters Haß zu Dir, und meine Liebe," fiel er hastiger, als er bisher gesprochen ein, „es ist erwiesen. Warum willst Du die Beweise sehen? Er glaubt ja auch an keinen Gott, wie der Priester, den Du verabscheust, wen also sollte er fürchten? Sein Gott ist die Laune des Augenblicks."

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Seine Götter sind jene uralten Fabelwesen, von denen ein sinniger Mythus bis auf unsere Tage sich erhalten hat," sagte sie nachdenklich.

Tommaso lächelte. „Wesen, über denen ein blindes Fatum nach Willkür waltete; sind sie besser, als die Götter, die in der eigenen Brust wohnen? Er spielte mit Dir, weil er an nichts Heiliges glaubt, — er betet das Glück der verrauschenden Sekunde an. Wolltest Du etwa ihm vertrauen, der doch den Gott leugnet, zu dem Du betest?"

Er zog ein zerknittertes Papier aus seiner Brusttasche und entfaltete es langsam. „Du wirst ihm selbst glauben, wenn Du mir mißtraust," sagte er scharf, „kennst Du seine Handschrift?"

„Ich habe sie gesehen."

So lies," sagte er kalt. „Hier zu Anfang das Zugeständniß, daß er gar kein Maler ist. Er log gegen Dich und Deine Mutter, als er sich dafür ausgab; er ist ein Gelehrter, nichts mehr, aber er wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, um den Stoff für ein romantisches Reiseerlebniß mit nach Hause zu nehmen, er rühmt sich ja dessen selbst, er weiß, was er thut, weiß, daß er mit Deinem Herzen ein schmachvolles Spiel treibt; — hier steht es: ‚Ich bin gottlos froh — — weil ich an keine anderen Götter glaube, — ich lebe dem gedankenlosen Augenblick, — eines Tages gehe ich vielleicht auf und davon und lasse die Leinewand hinter mir'; — hörst Du es, Cosima? — Lies weiter: ‚vor Allem fürchte auch nicht, daß ich als gehorsamer Ehemann, — nichts liegt mir heut ferner, als der Ernst der Zukunft, — meine Gottheit ist gottloser Frosinn', — liesest Du das

Alles, Cosima? Und Du sprichst: wir werden siegen, nicht der Priester?"

Sie hatte die Zeilen in wirrer Hast überflogen. Dann sah sie starr auf, als wenn sie nicht verstände. „Wer gab Ihnen das Blatt?" fragte sie tonlos.

„Der Wind," sagte er, „er trieb es aus den Fenstern des oberen Stockwerks vor meine Füße; es ist ein Blatt, das der nicht sonderlich hoch geschätzt hat, der es geschrieben, so wenig wie seinen Inhalt; — es war ihm eben Alles ein Spielwerk, ein Gebot seiner flüchtigen Laune."

Sie starrte ihm noch immer ausdruckslos mit bleichen Gesichtszügen in sein marmorkaltes Antlitz. „Dann sprach der Priester wahr," sagte sie endlich langsam und eintönig, „es giebt keinen Gott, — man darf nicht beten."

„Du lästerst, Cosima," fiel er düster ein, „nicht wenn Menschen freveln, freveln auch die Götter; es ist vermessen, unsere Schwächen ihrer Allmacht zur Last zu legen."

„So wäre das denn wider alles göttliche und menschliche Recht," murmelte sie. Noch einmal überflog sie sekundenlang den Inhalt des Briefblattes in seiner Hand, dann setzte sie wild hinzu: „Und die Wellen des Sees haben ihn nicht herabgerissen, als er sich ihnen anvertraute? Ihn oder mich?"

„Dich, Cosima?" fiel Tommaso lächelnd ein, „Dich tragen andere Wellen, die des Glücks. Sie rauschen auf und heben

Dich an die Gestade der Seligen, — in meine Arme, in die Arme ächter, treuer Liebe."

Sie sah ihn geistesabwesend an und fragte gedankenlos: „Wann?"

Er deutete mit der Hand in den aufglühenden Purpur des Morgens, der die Berge mit lichtem Schimmer märchenhaft überhauchte und die lachenden Gestade allmälich aus zerrinnendem Nebel in das Sonnenlicht des Tages herausrückte: „Noch diesen Morgen, Cosima."

Sie sah ihn noch immer verständnißlos an. „Mit dem jungen Tage, Cosima," fuhr er fort, „staunst Du? Es ist lange Alles vorbereitet. Deine Aeltern haben ihre Einwilligung gegeben, Dein Vater mit diesem Briefe, Deine Mutter durch ihr Wort, — heute Abend. Ich müßte nicht der Graf Perrini, der Schüler der Jesuiten und Filippos Freund sein, wenn es noch weiterer Vorbereitungen für meine Vermälung bedürfte, und wenn ich nicht sprechen könnte: diesen Morgen will ich vermält sein. Für alle versäumten Aufgebote giebt es einen Dispens, und Filippo nimmt die Folgen der Uebereilung auf sein weites Gewissen."

„Filippo?" fragte sie.

Er bejahte. „Filippo wird unsern Bund einsegnen."

Sie lachte plötzlich so gellend auf, daß es unheimlich von den Wänden zurückscholl. „Filippo," — rief sie; es klang, wie das Lachen einer Wahnsinnigen.

Er ergriff mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre

Hand. „Cosima," flüsterte er, halb erschrocken, halb besänftigend, „was ist Dir?"

„Nichts," gab sie zur Antwort, und ein irres Lächeln umzitterte immer noch ihre krampfhaft zuckenden Lippen.

„Ich lasse Dich jetzt allein, Cosima, Geliebte," sagte er nach einer Weile, als sie in apathische Schweigsamkeit versunken schien, „schmücke Dich bräutlich zur festgesetzten Stunde, bis ich komme und Dich heimhole. Deine Mutter erwartet Dich, während Filippo den Altar in der Minoritenkirche schmücken läßt. Es soll eine Feier werden, wie sie Riva noch nicht erlebte, eine, wie sie die blauen Wellen des Gardasees noch nicht umrauschten."

Er beugte sich über sie nieder und berührte mit seinen Lippen ihre Stirn. „Deine Stirn ist kalt, Cosima," sagte er, während sie unter seinem Kuß fröstelnd zusammenschauerte. Dann ging er, ihr einen Gruß zuwinkend, aus dem Gemache.

Eine Weile stand sie noch unbeweglich, dann murmelten ihre Lippen mechanisch seine Worte nach: „Eine Feier, wie sie die blauen Wellen des Gardasees noch nicht umrauschten." Sie blickte durch's Fenster auf den See hinaus Die Wasser waren heut unruhiger, als während der letzten Tage. In grauem Wogenschwall schlugen die Fluten gegen das Ufer.

Cosima wandte sich; in ihrem Gesicht, aus dem jeder Blutstropfe gewichen schien, lag keine Spur mehr von jenem Kampf, der sie vorher durchrüttelt hatte; auf der marmorbleichen Stirn ruhte ein fester, unabänderlicher Entschluß.

Sie verließ ruhigen Schrittes das Zimmer und suchte das Mädchen auf, das in Signor Petulinis Dienst die Aufwartung in den Zimmern des oberen Stockwerks hatte. „Ist der Signor zu Hause?“ fragte sie.

Das Mädchen verneinte, der Signor tedesco sei schon vor Tagesanbruch auf und davon. Er müsse auch eine unruhige Nacht gehabt haben, denn das Bett sei nicht berührt. Er werde wol wieder auf den Bergen herumschweifen, wie am Tage vorher, — dafür sei er ja ein Maler.

Ob man in das Vorderzimmer eintreten könne, fragt Cosima, sie habe dort gestern etwas liegen lassen.

Das Mädchen bejahte. „Der Schlüssel steckt im Schloß,“ sagte sie.

Langsam stieg Cosima die Stufen hinauf. Ihr Herz klopfte nicht, wie gestern Abend, da sein heißer Atem ihre Wange gestreift hatte; sie war ganz ruhig. Nur auf der letzten Stufe stand sie sekundenlang still, ein Schwindel überfiel sie, sie drohte zusammenzusinken. Dann legte sie die Hand auf die feuchtperlende Stirn. „Es ist vorüber.“

Ihre Lippen sprachen es tonlos, unwillkürlich, während ihre Gedanken fernab irrten. Sie drehte den Schlüssel und trat durch die offene Thür in das Zimmer. Volles Goldlicht des Tages flutete in breitem Strom durch die geöffneten Fenster, vor dem die Vorhänge im Frühwind flatterten. Ohne sich umzublicken, trat sie vor die Staffelei, die,

wie gewöhnlich, mit einem Tuche überdeckt war. Als ihre Finger es erfaßten, zitterte sie doch wieder leise.

Das Zimmer atmete so wohligen, trautanheimelnden Frieden; dort lagen die Bücher, die er liebte, in bunter Unordnung, dort der Stuhl, auf dem sie gesessen und den wunderlichen Märchen zugehört, die seine Lippen ihr erzählt; — war es möglich, daß in dem Frieden dieser Umgebung —? Sie riß mit einer hastigen Bewegung das Tuch von der Leinewand. „Das mag entscheiden,“ sagte eine Stimme in ihr.

Die Leinewand war von buntem Farbengemisch überdeckt als wenn eine Hand, achtlos spielend, mit unbeholfenem Pinsel darüber hingefahren sei. Cosima deckte das Tuch langsam, fast mit sorglicher Genauigkeit, wieder darüber. Dann schritt sie lautlos wie sie gekommen, hinaus und stieg die Stufen hinunter. — —

Die Glocken gingen von allen Thürmen, daß ihr feierlicher Klang summend über das Thal hinauszog, als Georg mit heiß geröthetem Stirn den kleinen Pfad zu dem Hause am Berge emporklomm. Er kam durch das breite, üppige Thal von Arco, wohin er schon in früher Morgenstunde, da es ihm im Zimmer keine Ruhe mehr gelassen, langsam durch die balsamische Kühle gewandert war.

Oben ließ er sich ermattet auf seinem Divan nieder und, das Haupt in die Arme gelegt, träumte er in leichtem Halbschlaf, der ihm die Lider schloß, vor sich hinaus. Ein

Lächeln umspielte seine Lippen, als er einen leisen, hastigen Fußtritt über die Stufen heraufkommen hörte.

„Hast Du wieder Deinen Schleier vergessen, Cosima?“ stammelte er traumgefesselt.

„Signor Artmuto,“ klang da eine scharfe Stimme vor ihm, bei der er erschrocken auffuhr.

„Signora Marnero“ —

Sie stand mit wildverstörtem, kummerblassen Antlitz vor ihm, ihre Haare hingen ihr wirr um die Schläfe. „Wo ist Cosima, Signor?“ fragte sie nach einer Weile, während sie und er sich sammelten, hastig.

Er maß sie mit verwirrten Blicken. „Ich sah sie heute noch nicht,“ stieß er aus, „warum glauben Sie —?“

Sie zuckte mit einer unwillkürlichen Bewegung die Achseln. „Was weiß ich?“ sagte sie düster, „ich kenne mich selbst nicht mehr; — Cosima ist verschwunden. Draußen läuten die Glocken ihren Hochzeitstag ein, und die Braut fehlt.“

Georg fuhr sich über die Stirn. „Ihren Hochzeitstag?“ stotterten seine Lippen.

Sie nickte. „Wußten Sie es nicht?“ sagte sie mit starrem Ausdruck, „es haben's doch ihrer Viele eher gewußt, als sie selbst und ich; aber ich rede irr, ich weiß es, mein Kopf brennt fieberhaft; was soll auch alles Reden helfen? Vielleicht ist's selbst zu spät zum Handeln.“

„Ich verstehe Sie nicht, Signora," stammelte Georg noch immer, wie in einem Bann, befangen.

„Hören Sie die Glocken?" sagte sie, plötzlich aufhorchend, „so klingen sie, wenn Einer zum Traualtare tritt, und so klingen sie, wenn Einer stirbt. Es ist ja oft auch Beides das Nämliche."

Die Thür des Zimmers öffnete sich in diesem Augenblick hastig, und Graf Tommaso trat ein. „Sie sind ahnungslos, Signor?" rief er ohne Atem, „auch Sie haben nicht einmal eine Vermutung?"

„Keine" —

„Ich habe die schrecklichste, aber ich mag mich täuschen, ich hoffe, daß ich mich täusche. Man vermißt Antonios Gondel; — ich komme, um Sie zu fragen, ob Sie mit mir fahren wollen, — nicht Sie, Signora, Sie ertragen es nicht, aber der Signor war ja Cosimas Freund."

Die beiden Männer hatten das Haus verlassen und waren durch die Straßen dem Quai zugeeilt, ehe noch Minuten verronnen waren. In Georgs Hirn wogten die Gedanken wunderlich.

Sie fragten einen der träge auf den Steinfliesen hingestreckten Schiffer, ob Antonio hinausgefahren sei. Der Bursche war aufgesprungen und bejahte, den brauen Spitzhut zwischen den Fingern drehend. „Er ist mit der Signorina gefahren," sagte er.

„Mit welcher Signorina?" fragte der Graf hastig.

„Er hat sich ja immer ihren Barcajuolo genannt," gab der Siffer zur Antwort, „es ist die Signorina aus dem Hause droben am Berge."

„Und wohin fuhren sie?" fragte der Graf, während Georg starr vor sich hinblickte.

Der Schiffer wies mit der Hand leicht über den See hinaus. „An's westliche Ufer," sagte er, „ich weiß nicht—"

„Nach Limone," fiel Georg plötzlich ein, „lassen Sie uns einsteigen, Herr Graf." Der Schiffer zog die Barke in ihrer Breitseite an den Landeplatz. „Sie können Recht haben, Signor," sagte er, „es war die Richtung nach Limone."

Schweigsam stiegen die beiden Männer ein, und die Barke flog mit kräftigem Ruderschlag in die unruhig wallenden Wasser hinaus. Auch unterwegs fiel kein Wort. Nur der Schiffer plauderte von dem launischen See, der heute so hohe Wellen schlage, und prophezeite Regen- und Sturmtage.

Als der Kahn drehte und in die kleine Bucht einlenkte, in welcher die weißen Häuser von Limone aus dem Silbergrün der Olivenwaldung auftauchten, hob sich Georg unwillkürlich von seinem Sitz. „Feiert man einen Festtag heute in Limone?" frug er hastig.

Der Schiffer warf einen gleichgiltigen Blick auf die zahlreiche Menschenmenge, die am Ufer durcheinanderwogte. „Es ist Sonntag," sagte er leichthin; aber dann zog er das Ruder kräftiger an und ließ den Kahn wie einen Pfeil durch die Wasser dahinschießen. „Das bedeutet, daß Einer gestorben

ist," setzte er hinzu und deutete auf das dumpfe Glockengeläut, das jetzt vernehmlich, vom Wind getragen, herüberhallte.

Die Barke landete und die Männer sprangen an's Ufer. „Es ist ein Wunder," hörten sie Einen von den Umstehenden sagen, als sie hastig hinzutraten, „der See behält seine Opfer sonst tagelang, — aber es ist heut eine eigentümliche Wellenbewegung." Und die Nahestehenden nickten bedächtig dazu. Georg und der Graf hatten die Gruppe zerteilt, die sich im Kreise geschlossen. Dann brach sich ein gellender, unartikulirter Schrei von den Lippen Tommasos Bahn. Er stand vor Cosimas Leiche; neben ihr kniete, regungslos zusammengesunken, Antonio. An dem leichten Frösteln, das seinen Körper hin und wieder durchzitterte, merkte man allein, daß Leben in ihm sei. Das Wasser lief an seiner leichten Bekleidung tröpfelnd herab.

Die Umstehenden waren ausnahmslos zur Seite gewichen, als die beiden Männer vor die Leiche traten; man ahnte wol, daß sie der Todten nahestanden. Minutenlang herrschte dumpfes Schweigen, man konnte das Atemholen der Einzelnen unterscheiden und nur die Glocken summten schwermütig dazwischen. Cosimas Körper lag auf dem harten Steinboden hingestreckt, das Antlitz kalt und bleich, die glanzlosen Augen starr geöffnet. Sekundenlang lief es, wie die Nacht des Irrsinns, über Georgs ungestüm kreisende Gedanken.

„Der See ist so verlockend schön, daß er mich magnetisch zu sich zieht, hat die Todte gesagt.“

Er sprach die Worte unbewußt vor sich hin in die Luft. Dann stand er wieder bewegungslos, traumgefesselt vor der Leiche des Mädchens, dessen Lippen vor Stunden noch die seinen lebenatmend geschlossen hatten. Erst nach einer Weile trat er leise herzu, küßte, sich niederbeugend, die eiskalte Stirn der Todten und drückte ihr leise die Augen zu. Als er sich langsam wieder erhob, war auch Antonio aufgesprungen und sah ihn eine Zeitlang, wie sich besinnend, an.

„Sie haben sie auch lieb gehabt, Herr,“ sagte er dann eintönig, „Sie begreifen wol auch nicht, wie das Alles hat sein können, und wie sie ein solches Ende nehmen durfte, für die man da drüben schon den Altar geschmückt hatte. Ich hab' es nicht geahnt, als sie heute morgen zu mir trat und rief: „Antonio, laß' uns fahren,“ daß ich sie als Leiche würde zu Hause rudern müssen. Sie sah freilich wunderlich aus, als sie in die Barke einstieg: zwischen den Augen lag eine tiefe finstre Falte und die Mundwinkel zuckten ihr, wie im Krampf. „Wir fahren wieder nach Limone, Signorina?“ fragt' ich, und sie nickte; ich glaube, sie hatte meine Frage garnicht gehört, denn sie gab auf keine von allen Antwort, die ich ihr vorlegte, als ich sie so schweigsam und traurig sah. Nur als ich fragte, ob es eine große Hochzeitsfeier sein werde, sagte sie: „Es wird eine Feier werden, wie man sie noch nicht erlebt hat; — er hat es ja selbst gesagt.“ Und dabei

lachte sie so sonderbar auf, daß es mir in's Herz schnitt. Hernach sprach ich noch von Ihnen, und wie Sie es wol tragen würden, wenn sie Gräfin Perrini geworden sei, denn davon redete ja heute morgen schon die ganze Stadt. Aber sie winkte mir, still zu sein und sagte: „Ich bin ja sein, wenn die Wellen mich an's Land tragen.“ Und dabei blickte sie unverwandt in das Wasser. Und ich war Narr genug, daß ich sie nicht verstand. Nun ist sie die Ihre, Herr.“

Er brach ab und mußte die Hand über die Augen decken, um sich zu fassen. Ein Krampf durchrüttelte ihn. Nach einer Weile erst fuhr er fort: „Als wir in Limone landeten, fragte sie mich, ob es schwierig sei, das Ruder zu führen, und wie lange man wol rudere, um bis in die Mitte des Sees hinauszukommen. Ich fragte, ob ich sie dorthin rudern solle, der See sei aufgeregt heute, und, wer den Kahn nicht zu lenken verstehe, der könne ein Unglück haben. Aber sie lachte und entgegnete, sie sei eine Venezianerin und sei schon in der Gondel zur Taufe gefahren worden, sie wisse mit dem Wasser umzugehen, und der See sei ihr Vertrauter. Da half keine Einrede. Sie sagte nur, ich solle mich derweil gut unterhalten, sie müsse sich Bewegung schaffen; dann drückte sie mir ein Goldstück in die Hand, und ich konnte sie zu nichts mehr überreden, als daß sie meine Notpfeife mitnahm, die ich bis über den halben See fort höre. Dann ruderte sie langsam hinaus und winkte mir noch einen Gruß zu, als ich meinen Hut schwenkte und ihr eine „buona passeggiata“

nachrief. Ich ließ die Barke nicht aus den Augen; hier auf dem Stein hab' ich gesessen und zugeschaut, wie sie über die Wogen hintanzte. Und dann plötzlich, — ich weiß nicht, wie es gekommen ist, denn es hat sich seitdem wie ein Schleier über meine Gedanken gelegt, — war der Kahn mitten in dem Flutenschwall versunken; ob sie Schuld daran getragen, Herr, ob die Wellen ihn verschlungen haben, ohne daß sie es gewollt, ich kann's nicht sagen; — aber, verzeihe mir's die santissima vergine, ich kann's nicht glauben, daß es ein Unglücksfall gewesen ist. Als ich die Barke kentern sah, flog ich in einem von den Fischerkähnen hier, wie der Sturmwind, hinaus; ich könnte sie noch retten, dacht ich, aber es war zu spät: — die Wellen trugen sie mir entgegen, wie Sie sie da sehen, Signor: noch so schön, wie im Leben, aber kalt und starr. Ihr letzter Gruß hat mir gegolten, Gott lohn' ihr's, sie hat mich sehr gern gehabt."

Die Umstehenden hatten sich mittlerweile entfernt. Graf Perrini hatte sich schneller, als man nach dem ersten, verzweifelten Ausbruch eines Schmerzes, der mit plötzlich erwachender Reue wundersam gemischt war, erwarten konnte, zu sammeln vermocht, und in ruhiger, fast herrischer Art die nächsten, erforderlichen Anordnungen getroffen. Die Leiche wurde auf eine Tragbahre gebettet und diese auf einem größerem Boot, das man schon häufig zum Transport von Särgen benutzt hatte, untergebracht. Antonio lenkte den Kahn allein, er duldete keine Hilfe. „Sie hat sich ja allzeit mir allein an-

vertraut," sagte er und hatte Thränen dabei in seinen dunklen Augen.

In dem Kahn, der sie hergefahren, ruderte der Schiffer Georg und den Grafen hinter dem vorderen Boote her. Der See ging jetzt ruhiger; und es war eine stille Fahrt, kein Wort kam über die Lippen der Männer. Nur einmal beugte sich Georg unwillkürlich vorwärts und streckte die beiden Arme, wie zur Rettung eines Ertrinkenden, aus. Er dachte des Traumgesichts, das seine heiß erregten Sinne vor Tagen heimgesucht, da er mit Cosima diese blaue Wellenbahn zum ersten Male gezogen war.

Um ihn her war Alles, wie es damals gewesen. Aus silbergrüner Olivenwaldung schimmerten im anmutigen Weiß die Häuser von Limone und spiegelten sich zitternd im klaren Azur der Flut. Die Gestade lachten im Zauber ihrer Farbenpracht und im blauen Sonnenduft lagen die zerklüfteten Bergreihen, Alles, wie es damals gewesen, wie es vor tausend Jahren war, nach tausend Jahren sein wird; — — verändert nur er selbst und der Schlag seines Herzens.

„Sie haben keine Thränen, Signor?" fragte der Graf plötzlich scharf, als Georg starren Blicks in das vom Ruder tropfende Wasser blickte. Der Angeredete aber fuhr auf und sprach nur gedankenirr vor sich hin:

„Thok muß weinen mit trockenen Augen
Ueber Baldurs Ende" — —

Auch dieser Tag starb langsam hin im verglühenden

Sonnenpurpur, wie die anderen vor ihm hinter den Felshäuptern versunken waren. Und Georg Hartmut stand am Fenster seines Zimmers in Signor Petulinis kleinem Hause am Berghange, und blickte in den verdämmernden Abend hinaus, wie am ersten Tage, da er jene scheidende Sonne zum ersten Male über Italiens Fluren gesehen, und wie damals wieder, murmelten seine Lippen unwillkürlich:

„Hrimfaxa heißt es, das
Die Nacht herzieht
Den waltenden Wesen.
Mehlthau fällt ihm vom Gebiß
Am Morgen
Und füllt mit Thau die Thäler.“ —

Er hatte eine Depesche von seinem Freunde Hans vorgefunden, die ihm meldete, daß man ihm eine Professur in Leipzig angeboten, und ihn aufforderte, noch am gleichen Tage abzureisen.

Drunten vor dem „Albergo del Sole d' Oro“ stampften ungeduldig die Pferde vor dem Extrapostwagen, der noch heute einen Reisenden zu dem Nachtschnellzuge nach Mori bringen sollte; er ließ ungewöhnlich lange auf sich warten. Als er endlich kam, kam er nicht aus dem Hause am Berge, das dem Kutscher als des Fremden Wohnung bezeichnet worden war, sondern aus der Minoritenkirche. Dort war Cosimas Leichnam nach Landessitte aufgebahrt worden, und das Kerzenlicht aus hohen, silbernen Altarleuchtern fiel mit kaltem Schein auf ihre bleichen, aber vom Hauch holdester Anmut umwobenen Züge.

Georg hatte an ihrer Seite gekniet, und die erste Thräne aus seinem Auge war auf ihre Hand gefallen; sie galt dem verlorenen Traum einer jungen Liebe.

Nun rasselte die Postkutsche mit ihrem einsamen Insassen schwerfällig über das holperige Steinpflaster von Riva. Langsam, mit Peitschenknall ging es bergauf. Am Thorbogen von Nago gebot Georg dem Kutscher zu halten. Da stieg er aus und lehnte sich an die Felskante.

Drunten lagen See und Land, über ihm das sternendurchzitterte Blau des Nachthimmels und goldklares Mondlicht. Er blickte zurück nach Riva, das mit seinem Dächergewirr am Fuße des Monte Giumela sich hinbreitete, über die azurnen Fluten des Seespiegels, aus dem der Mond eine goldgewobene Riesensäule heraushob, die Himmel und Erde zu vereinigen schien, und zuletzt auf die weißen Häuser von Limone, die märchenhaft im magischen Schimmer glänzten — sekundenlang blieb sein Blick dorthin gebannt, und sein Herz schlug laut durch die Stille der duftatmenden Nacht. Dann wandte er sich.

Durch Felstrümmer und Geröll ging es bergan: Logga — Mori — Ravazzona. Dann brauste der Eilzug von dem kleinen Bahnhof in nördlicher Richtung durch die Nacht.

„Warum mußte das sein?“ — Georg hatte es vor sich hin gesprochen, als er den Wagen in Nago wieder bestiegen. Seine Lippen murmelten es noch, als er im Wagen allein saß und der Mond ein goldhelles Streiflicht durch das kleine

Fenster hereinwob. Warum mußte das sein? — Signora Marnero hatte es in jener Nacht gesprochen, als das Verhängnis sich unabwendbar über dem Haupte ihres Kindes zusammengezogen.

Aber es haben ihrer Viele schon darüber gegrübelt seit den Jahrtausenden der Menschheit, Lockenköpfchen und Perrückenhäupter, und es fand von ihnen Allen Keiner die Antwort — —

„Bozen!" — Nun braust selbst der Eilzug langsamer bergan. Droben auf der Paßhöhe des Brenner ging die Sonne auf; es war ein frostig-kühler Spätherbsttag, über den Bergen lagen dichte Nebelschleier.

„Nun kommt der Winter," sprach Georg leise vor sich hin und hüllte sich dichter in seinen Mantel. Dann sauste der Zug mit verdoppelter Schnelligkeit, als wollte er das Versäumte nachholen, gen Innsbruck und weiter in die deutschen Lande.

Von **Konrad Telmann** sind erschienen:

Götter und Götzen. Roman. 3 Bde. (Leipzig, Reißner.)

Im Frühroth. Roman. 3 Bde. (Breslau, Schottlaender.)

Sonnenblicke. Erzählungen. (Heidelberg, Weiß.)

Auf der Haide. Novelle. (Leipzig, Krüger.)

Margarete. Novelle. (Leipzig, Krüger.)

In Reichenhall. Novelle. (Leipzig, Reclam.)

In Pommern. Novellen. 2 Bde. (Leipzig, Grunow.)

Frische Blätter. Novellen. 2 Bde. (Bremen, Kühtmann.)

Lichter und Schatten. Novellen. 2 Bde. (Hannover, Weichelt.)

Meraner Herbsttage. Poësien. (Leipzig, Theile.)

In der Einsamkeit. Lieder. (Leipzig, Wölfert.)

Schwerer Diebstahl. Lustspiel. (Erfurt, Bartholomäus.)

Der Impresario von Smyrna. Lustspiel-Uebersetzung. (Leipzig Reclam.)

Der rothe Graf. Schauspiel-Uebersetzung. (Leipzig, Reclam.)

Lebensfragmente

Bd.: (4)

(1884)